Nicht ausleihbar

UB Düsseldorf

+4992 046 01

Von Wolfgang Müller v. Königswinter sind in diesem Bande außer der mit seinem Namen gezeichneten Heine-Novelle „die kleine Veronika" in H. 7-9 noch folgende Beiträge:

H. 4-6 S. 53 ff.: Originale. Geschichte von Franz Fixel.

" 4 S. 61: Der Dichter u. der Teufel (Verspottung des Düsseldorfer Dichterlings Gerh. Lübcke. Goed.² 13 S. 548) Auch in den Erzählungen eines Rheinischen Chronisten (1861) Bd 1 S. 235/7.

" 5 S. 78/9: Die sieben kölnischen Funken. Lorelei² (1857) S. 306/8.

S. 95/6: Abenteuer eines Malers.

" 7 S. 109/14: Peter Wehnke aus Hamburg erzählt.

Die Novelle „Die kleine Veronika" erschien später in „Über Land u. Meer" Bd 11 (1864) Nr 14-18, S. 209 ff.

Heine-Nov. in Heine-Kat.

Nicht ausleihba
UB Düsseldorf
+4992 046 01

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

A. u. O. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

I. HEFT.

Druck und Verlag von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

1859.

Rara
zb
6666

LAND
UND
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

366660120

0001
14, 1225

General-Ordre

an die große Armee des Humors und insbesondere an unsere bisherigen Abonnenten!

Mit dem Jahre 1859 beginnt der zwölfte Band unserer Monatshefte.

Welch verhängnißvolle und mystisch-inhaltsreiche Zahl! Gleich wie die zwölf Apostel, zwölf Himmelszeichen, zwölf Monate und zwölf Stunden unter sich ein Ganzes darstellen, so werden auch die zwölf Jahrgänge unserer Monathefte einen abgerundeten humoristischen Bildercyclus bilden, der in dem zwölften Jahrgang seinen Culminationspunkt erreichen wird und der im ganzen deutschen Vaterlande seines Gleichen sucht!

Sowie unsere hoffnungsvolle Jugend gewiß nicht den zwölften Monat im Jahre entbehren möchte, ebenso ungern — wir wollen es wenigstens hoffen — werden unsere verehrlichen Abonnenten uns mit dem Schlusse des eilften Bandes verlassen, sondern vielmehr in vergrößerter Anzahl sich um unser bisheriges Banner schaaren, daß zum zwölften Male hochflatternd dem gewissen Siege entgegen eilt!

Mit der zwölften Stunde beginnen die Geister ihr Spiel. Des Tags, beim Mittagstische die des Lichts und des Frohsinns und in der Nacht die dunkeln, schlafmützbezipfelten Eulengestalten der Heuchelei, Narrheit und Dummheit, gegen die wir zu Felde ziehen.

Da die Geister, welche den Geist ihrer Zeit nicht verstehen, durch ein glückliches Ereigniß in unserem engeren Vaterlande in den Hintergrund (oder nach Hinterpommern) — wohin sie gehören — gedrängt worden sind, dürfte es für uns, die allezeit mit den Waffen unverwüstbaren Humors streitenden Kampfgenossen des Zeitgeistes am wenigsten an der Zeit sein, uns gegen eine gebieterische Forderung desselben eigensinnig zu sperren.

Wir meinen die Detachirung eines Plänklercorps, bestehend in unserem Genre der Kriegsführung in Plakaten, Prospecten, Anzeigen und in dem unvergleichlichen Corps der Colporteurs und Subscribentensammler, mit welchen wir die 45 Millionen Mitstreiter — theils active Krieger größtentheils aber eben so willkommene Subsidien zahlende Alliirten — mit den Plänen unseres Generalstabs für den kommenden Feldzug bekannt zu machen haben.

Schreiten wir dann ans Werk!

William Shakspeare, der große Dichter, zeigte sich als einen gleich großen Diplomaten, als er die üble Lage des Königreichs Dänemark unter der Regierung von Hamlet's Onkel durch den bekannten Ausspruch Hamlet's: — es ist etwas faul im Staate Dänemark — kennzeichnen ließ.

Nein, es war nicht blos Etwas, sondern es war sehr Vieles — beinah Alles — faul, wenn nicht oberfaul, und wenn es sich seitdem auch um Einiges gebessert hat, was bezüglich des Staates Dänemark noch nachzuweisen bleibt, so fehlt es doch nirgendwo an Zielscheiben für die Pfeile des Witzes und an faulem Fleisch für das Messer der Satyre.

Das Schwert der Ironie darf noch nicht rosten und auch die sanftere Bürste des Humors wird noch lange an dem alten Adam herum zu bürsten haben, bis derselbe in der Gesellschaft der höheren Menschheit, die einstweilen blos durch unsere Classiker vertreten ist, als salonfähiges Mitglied erscheinen darf.

Arbeit ist also noch da, edle Kampfgenossen, und nachdem uns eine Herbstheerschau die tröstliche Ueberzeugung verschafft hat, daß unsere Armee, was Haltung und Schlagfertigkeit betrifft, es mit den besten Armeen aller Zeiten aufnehmen könnte und durchgängig aus Elite-Truppen besteht, dürfen wir von dem Feldzuge im künftigen Frühjahre reden ohne befürchten zu müssen, daß uns dieserhalb Reclamationen aus Wien zugehen oder daß der Pariser Moniteur sich dadurch veranlaßt fühlen könnte, der Welt beruhigend zu eröffnen: „unsere Worte seien nicht dahin zu deuten, daß augenblicklich Ursache zu einem Kriege gegen Oesterreich vorhanden, da der Absatz des italienischen Stiefels noch nicht schief getreten wäre."

Allerdings werden auch wir eine Großmacht attaquiren, aber zur Beruhigung Rußlands, Preußen's, Oesterreich's, Frankreich's, England's der Times und der Riffpiraten sei es gleich hier gesagt, daß es die siebente Großmacht, die Großmacht der Dummheit, unterstützt von der mächtigen Republik der Narrheit, ist, welche wir angreifen werden.

Nicht leicht fürwahr ist dieser Kampf, den wir alljährlich mit so schönen Hoffnungen erneuerten und leider nicht mit den daraus erspriessenden Erfolgen schlossen.

Seien wir zufrieden, daß es noch Erfolge waren, mit welchen wir in's Winterquartier einrückten und daß wir der Hoffnung leben dürfen, die endliche Besiegung des gewaltigen Feindes, der schon Götter und Helden zu Boden gerungen, werde dem treuen Zusammenhalten unserer im Felde stehenden Truppen und unserer, durch Subsidien wirkenden Verbündeten, dereinst dennoch gelingen.

An Letztere ergeht hiermit die dringende Mahnung, ernstlich zu erwägen, was ihre in der Linie

kämpfenden Brüder in den eilf Jahren unserer Kriegsführung geleistet haben.

Die Geschichte spricht, wir könnten daher schweigen, wären wir den braven Soldaten nicht die Erklärung schuldig, daß die Resultate ihres Muthes und ihrer Ausdauer eine um so höhere Schätzung verdienen, je schwieriger das Terrain war, auf dem sie in letzter Zeit agiren mußten. Notorisch war es eines der coupirtesten, die je ein Kriegstheater geboten hat. Nachdem durch eine glückliche Fügung des Schicksals die Situation eine bessere geworden ist, und unsere Braven jetzt wieder freien Raum zum Handeln gewonnen haben, werden sie in der Campagne, das ist nach dem bisher Geleisteten wohl zu erwarten, wahre Wunder der Bravour verrichten.

Und ihr, Subsidien zahlende Streitgenossen, die ihr bisheran die Tapferkeit zu ehren wußtet, auch wenn sie — der ihr entgegenstehenden Hindernisse halber — ohne namhafte Trophäen heimkehrte, werdet ihr euch heute lässiger zeigen, wo das Glück endlich dem Muthe zu lächeln scheint? Nimmer. Equipirt aufs Neue die eilfjährige Garde, die diesmal dem Feinde unaufhaltsam auf den Leib zu rücken in der glücklichen Lage ist, da ein ebenes Terrain und getheilte Sonne zum erstenmale ihre Anstrengungen unterstützen. Wir haben massenhafte Waffenlieferungen contrahirt, deckt sie!

Wir haben ausgezeichnete Offiziere von Nah und Fern verschrieben, gebt ihnen Sold und Feldzulage!

Unsere Fahne, die ruhmbedeckte, ist die Alte geblieben, aber wir mußten ihr eine stärkere Bedeckung geben, damit ein Panier, daß mit jedem Tage im Werthe steigt, nicht dem Zufall eines Handstreichs ausgesetzt sei. Reden wir weniger euphemistisch!

Die schweren Wurfgeschosse — Humoresken und Heiterkeitsbomben voll sprühenden Witzes — liegen in Pyramiden aufgehäuft.

Leuchtkugeln, Schwärmer und Raketen füllen als launige, scharf pointirte Lieder und Rhapsodien eine bedeutende Abtheilung unseres Arsenals.

Den Humor in blanker Waffe, (die Illustrationen), werden wir mit bekannter Meisterschaft zu führen wissen und dem Auge des Freundes und Feindes, der im Dunkeln schleicht, nie einen Rostflecken zeigen. Er soll stets sein wahres Spiegelbild darin erblicken!

Nachdem wir so das Unsrige gethan haben, um aus den bevorstehenden heißen Kämpfen wider den Dualismus der Narrheit und Dummheit siegreich hervorzugehen, erwarten wir von unseren treuen Bundesgenossen, daß sie eine, durch massenhaften Beitritt zu erzielende Erhöhung der bisheran geleisteten Subsidien nach Kräften begünstigen und so zu einem triumphirenden Ausgange des gerechten Krieges das Ihrige beitragen werden, damit wir am Schlusse des nächstjährigen Feldzugs ein fröhliches Victoria-Schießen aus allen Geschützen veranstalten können.

Hurrah und Vorwärts, ihr tapferen Kämpen unseres streitenden Heeres des Witzes und der Laune!

Um die ermatteten oder gar weichenden Kämpfer zu erquicken und zu ermuthigen werden wir auch zu diesem XII. Jahrgang eine werthvolle Prämie liefern, welche die bisherigen bei weitem noch übertreffen soll.

Gegeben in unserem Hauptquartier zu Düsseldorf am Sylvester-Tage 1858.

Ephraim Schmuhl's Reise

von Hamburg nach Blankenese

mit seiner Familie und was ihm dabei passirte.

„Esther," sprach Ephraim Schmuhl am Schabbesabend zu seiner Frau, indem er beide Hände in die Hosentaschen steckte und sich in's Sopha zurücklehnte, „Esther, ich habe einen großen Gedanken!"

„Na was kannste haben 'nen größeren, als du hast gehabt immer?"

„Ich will mer lassen Morgen veradministriren."

Esther erschrak, daß sie beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. „Ephraim," rief sie aus, „als du willst, daß ich soll fallen um und bleiben gleich auf der Stelle mausetodt, da sag's noch ein einziges Mal das Wort, das mir geht durch Leber und Lunge durch und durch."

„Thu' mir den Gefallen Esther, und fall nicht um, sondern bleib' am Leben und sieh mir in die Augen, wie dazumal, als du noch warst jung und nicht grau gesprenkelt von Haaren wie ein Sperber! Willst's wohl thun, Esther?"

Ephraim Schmuhl lächelte glückselig über den Blick, den seine strebsame Gattin ihm ebenfalls lächelnd vergönnte.

„Erschrick nicht, Esther, mein Kind," fuhr er fort. „Ich will's nicht machen wie die Besitzer der großen Eckhäuser, die gebaut sind auf das neue Element, das unsere Väter nicht haben gekannt und das noch schlechter ist und unzuverlässiger, als das sechste Element, welches gefunden hat der große Napoleon in Polen, als ich noch war ein dummer Junge, und das er nicht konnte leiden, weil es verdarb allen seinen Leiten die Schuhe und ließ

drin versinken die halbe Cavallerie zu Pferde, mit der er doch wollte erobern ganz Rußland und ein Stück von China dazu, um zu haben inskünftige Thee und seid'ne Taschentücher für umsonst. Nein, Esther ich will's anfangen gescheidter. Ich will mir lassen veradministriren blos auf 'nen halben Tag."

„Aber ich bitte dich, Ephraim, wie kannst du das nennen groß!"

„Wenn ich sage: es ist groß, Esther, dann ist's wirklich groß! Ich hab' mir vorgenommen, zu machen dir und mir und der ganzen Nachkommenschaft, die uns hat gegeben der Gott Israels, ein besunderes Vergnügen. Mer wollen uns anstellen, wie die vornehmen Besitzer von die wacklichen Eckhäuser — wollen mer großthun für unser Geld.

„Na, wie heißt, Ephraim?" erwiederte Esther. „Und wenn mer haben groß gethan und uns verschlemmt den Magen, was haben mer davon, als daß mer müssen krumm liegen wochenlang, um wieder einzukriegen die vornehme Ausgabe? Laß dir lieber nicht veradministriren, Ephraim, auch nicht für 'nen halben Tag. 's kommt nichts dabei heraus!"

„Schweig, Esther! Du hast keine Einsicht in die Geschäfte. Morgen geht's los, wie ich mir's hab vorgenommen. Die Sonne geht goldig unter, und ich seh's an die Tauben, die sich unser Nachbar hält und für die er hat gebaut oben auf's Dach eine Putzstube von Brettere und sie angestrichen inwendig und auswendig ordentlich mit brauner Farbe, als hätten die Tauben nicht ihre Malerei für sich selber. Leg' dir also zurecht, Esther, dein schönstes Seidenkleid, zieh dir an ein paar saubere weiße Strümpf und die Schnürstiefeln mit Elastique, die mir kosten acht Mark zu bezahlen! Ich will, daß du dir machst fein, sehr fein, denn ich nehme nichts auf Credit. Und die Rebekka und Recha und Marianne und dem jüngsten Schicksel, das uns hat geschenkt der gnädige Gott zuletzt vor fünf Jahren sollen sich auch aufputzen, daß sie sich können sehen lassen vor den Leiten. Den sechs Jungen aber, die sich alle gut anlassen in's Geschäft, werd ich selber verkünd'gen die Freudenbotschaft, daß sie springen wie die Böcke und sich bei Zeiten noch grade treten die Stiefeln. Mer fahren nach Blankenese."

„Nach Blankenese!" rief Esther erstaunt, 's soll sein wundervoll in Blankenese, wenn der Himmel ist hell und mer die Schiffe kann sehen, wie sie schwimmen ins Wasser bis herauf zu uns an die Stadt!"

„Na, haste nu Lust auch," lächelte Ephraim, „und fängst du nu an zu begreifen, daß ich hab' gehabt einen Gedanken, der genannt werden muß groß!"

„Ephraim, ich staune dir an mit Liebe und Ehrfurcht! — Du bist ein großer Mann bei Gott!"

„Du rührst mich, Esther mit deine Anerkennung von meinem Geschäft, das ich anfange zu machen in die Größe! Du sollst dir aber auch wundern über die Freude, die mer werden haben mit der ganzen Gesellschaft zu Wasser und zu Lande."

„Zu Wasser? mer sollen doch nich steigen auf's Wasser? Ephraim, wo denkst du hin? Wenn mer ankommen auch glücklich in Blankenese, so haben mer doch eine Schattirung von Kohlen auf unsere Kleider von Tafft und Seide, daß mer könnte gleich drauf erfinden ein neues Muster, wenn mer hätten das Glück zu verstehen das Parisische Französisch."

„Als du hast Bange, vor die Feuchtigkeit von's Wasser und vor der kohligten Athmosphäre, die so gewaltig gefällt die Seeleute von Profession, sollst du sein nicht gezwungen zu thun mit mir, was mir macht so groß Vergnügen und mir gibt 'nen Anstrich von eine heldenhaftige Physiognomie. Du sollst fahren mit unsere Töchter zu Lande im Omnibus, und die sechs Jungen sollen dir begleiten als Vor- oder Nachreiter zu Fuß. Wenn du ankommst in Blankenese mit sechs Läufern auf einmal, die sich alle müssen beugen vor dir, wirst du dir setzen in großen Respekt. Du wirst machen Aufsehen mit deine stattliche Nachkommenschaft!"

„Und was willst du anfangen selber, Ephraim?"

„Ich will zeigen, daß ich habe Courage, Esther, sagte Schmuhl entschlossen. „Will ich doch wissen, wie es dem Menschen ist zu Muthe, wenn er unter sich hat eine Maschine, die rasselt und keucht und ausspeien kann Feuer und Flamme, wenn sie anfängt zu werden toll. Ich hab immer bewundert diese neue Erfindung und hab' gespekulirt in alle Arten von Eisenbahn- und Dampfschiff-Aktien und gemacht allemal ein gutes Geschäft. Warum soll ich nicht haben Glück, wenn ich mir anvertraue einer so profitablen Maschine mit meine Spekulation? Ich sag dir, Esther, das Schiff, das mich fährt nach Blankenese hinunter und wieder zurück nach Hamburg, wird machen ein großes Geschäft mit seinen Prioritätsactien. Sie werden steigen an die Fondskursche schon Montags um ein Procent und ein Viertel!"

„Ephraim," sagte Esther, abermals ihre freudig bewundernde Miene annehmend, „ich füge mich, denn ich sehe ein, daß du immer hast einen Gedanken, vor dem man muß beugen den Kopf, und wäre er besät über und über mit ächte Perlen und eingefaßt rund herum in einen Reif von Gold und verziert mit geschliffene Demantsteine von die beste Sorte. Ich werde dir erwarten mit Vergnügen in Blankenese mit der ganze Sippschaft, und wenn du aussteigst aus das Schiff und mer dich begrüßen von weitem, sollst du haben deine Vaterfreiden an dem Geflatter, das mer machen wollen mit unsere Tücher, und an dem Geschrei, das erheben sollen die Kinder alle auf einmal, wie ich sie's werde heißen mit Stolz in meinem mütterlichen Bewußtsein."

Nach dieser Besprechung überließ sich Ephraim Schmuhl mit vielem Behagen seinen spekulativen Gedanken, Esther aber kramte in Kommoden und Kleiderschränken, um schon jetzt die Kleidungsstücke und Toilettengegenstände auszuwählen, mit denen sie sich selbst und ihre vier hoffnungsvollen Töchtern zur Ausfahrt nach dem von ihnen noch nie besuchten Blankenese schmücken wollte.

Der nächste Morgen konnte nicht schöner bestellt werden. Die Tauben des Nachbars hatten sich als treffliche Propheten erwiesen. Die Familie Schmuhl stand früher auf als gewöhnlich, und als drei Stunden vergangen waren, trat Frau Esther, von starrer Seide umrauscht, die grau melirten Haare mit einem Hute geschmückt, auf dem ein ganzes Gewächshaus prangte, aus dem Hause, wo eben mittelst eines großen Sprützenrohres, das an einem Nothpfosten festgeschraubt war, die Straße gesprengt wurde. Zum Glück sah Ephraim den gefährlichen Wasserstrahl in weitem Bogen die Luft durchschneiden und riß die Unachtsame noch reichtzeitig zurück, sonst würde es vermuthlich ein Unglück gegeben haben.

„Thu' mir den einzigen Gefallen, Esther, und sei vorsichtig!" sprach Ephraim in bittendem Tone. „Als du dich willst mischen in die spaziergängerische Welt und unter das Volk, das nicht gehört zu unsere Leit, mußt du dir einbilden, du hättest ein paar Augen vorne und ein paar hinten. Die nichtsnutzige Menschheit macht sich 'nen Spaß draus, ehrlichen, sparsamen Leiten, die sich sauer werden lassen 'nen reellen Verdienst, zu verderben ihre besten Kleider, wenn's kann angehen, ohne daß sie müssen leisten Schadenersatz dafür. Wenn nun hätte bespeit die einfältige Sprütze dein feiertäglich Gewand mit Wasser, das ich mir doch lieber schün' in den Magen, als auf mein Kleid, was wär' geworden aus unsere Freid? Nichts, bei Gott! Sie wär' gefallen in Schmutz! Also nimm dir in Acht, Esther, ich bitt' dich, und das junge Volk, das halte in Zaume mit deiner Zunge, die ja hat ein gut eingerichtetes Gelenk, wovon ich kann was erzählen."

Mit dieser wohlgemeinten Warnung entließ Ephraim seine Frau und Kinder. Die Mädchen waren gleich der Mutter stattlich geputzt, die Söhne des glücklichen Paares, von denen der Aelteste sechszehn Jahre zählte, der jüngste aber erst im siebenten stand, konnten weniger mit ihren Kleidern prahlen. Da diese sich nämlich großentheils von den älteren Brüdern auf die jüngeren vererbten, warfen sie hin und wieder Falten an Stellen, wo man derartige Verzierungen in der Bekleidungskunst nicht anzubringen pflegt.

Ephraim sah den Fortgehenden eine gute Weile nach und rieb sich vergnügt die Hände.

„'s Ist ein Hochgenuß, bei Gott," sprach er zu sich selbst, ins Haus zurücktretend, „wenn man hat eine kernhaftige Familje, und kann sagen mit Stolz: Alles gute, gesunde Waare! Gehn mir die Mädchen nicht ab, wie warme Rundstücke, wahrhaftig, ich verschamerire, mir dann selbst in ihre blanke Gesichter aus pure väterliche Liebhaberei!"

Ephraim Schmuhl ging nun an's Geschäft, wo er bis gegen Mittag alle Hände voll zu thun hatte. Dann sprach er mit einem zuverlässigen Freunde, unterrichtete diesen von seinem Vorhaben und bat ihn, ein paar Nachmittagsstunden seine Stelle zu vertreten.

„Veradministrire mir aber gut und gewissenhaft, Benjamin!" sprach er, „ich will dir auch wieder ein Gefallen thun, wenn du auch einmal brauchst einen Administrator in's Geschäft. Schöne Einrichtung, Benjamin! 's wird dann Alles im Ganzen vermorscht, und wenn nichts 'rauskommt bei die neumodische Schmier', hat doch Keiner sich zu beklagen, weil sie Alle kriegen gleichviel."

Um den Abgang des Dampfschiffes nicht zu versäumen — genau wußte er die Stunde nicht mehr — gönnte sich Ephraim nicht Zeit zum Essen. Eine Cigarre, davon er täglich einige zu rauchen pflegte, mußte den bereits sich meldenden Hunger niederhalten helfen. Er kleidete sich rasch an — grau-weiß karrirte Beinkleider und blauen Frack — bedeckte sein sehr graues Haupt mit dem schönsten Castorhut und machte sich seelenvergnügt auf den Weg nach dem Hafen.

Im Comptoir alt geworden, hatte Ephraim Schmuhl den ungezwungenen Verkehr mit Menschen, so fern er sich nicht auf Geschäfte bezog, fast verlernt. Er pflegte gelegentlich selbst von sich zu sagen: „Ich bin wie ein Kind. Ich fürchte mir, quer über die Straße zu gehen und habe die Beine wie ein Springer, wenn ich einen Spitz auf mir zukommen sehe. Manchmal komme ich mir vor, als könnte ich nicht mehr allein gehen."

Dem war in der That so. Ephraim pustete gewaltig, als er die Hafenmauer entlang lief, wo die Sonne empfindlich brannte. Er stolperte über jeden uneben liegenden Stein, rannte alle Augenblicke Jemand an und mußte dafür manches derbe Wort einstecken. Wer die große Enthaltsamkeit des sparsamen, soliden Handelsmanns nicht kannte, hätte den unsicher hin- und herschiebenden Ephraim in seinem auffallenden Sonntagsstaate leicht für angetrunken halten können.

In Schweiß gebadet, erreichte er das Hafenthor. Vor sich sah er den schwarzen Qualm in die Luft wirbeln, hörte das heisere Zischen des aus dem Sicherheits-Ventil strömenden Dampfes und das kreischende Gebimmel einer Glocke. Eine gewaltige Menschenmenge drängte sich am Quai und eilte über die Landungsbrücke nach den Dampfschiffen, deren mehrere hier angekettet lagen.

„Wie ist mir denn?" rief der schon athemlose Mann einem Droschkenkutscher zu, der mit in der Luft baumelnden Beinen pflegmatisch auf seinem Bocke lehnte und sich das Gewimmel, Hasten und Lärmen der vergnügungssüchtigen Menge ruhig ansah. „Wo kauft mer sich doch ein Billetchen nach Blankenese? Gott, was 'ne Hitze! Ich bin schon gahr wie ein kälberner Schmorbraten!"

Lächelnd deutete der Droschkenkutscher auf das Häuschen am Strande, wo die Menschen sich drängten und stießen, um Fahrbillete zu erhalten. Ephraim Schmuhl gesellte sich diesem Knäul zu, hielt ein Acht-Schillingsstück hoch empor und rief wiederholt: „Bitt' um ein Billet nach Blankenese! Ein Billet nach Blankenese!" Lachend traten einige andere Herren zur Seite, um den Erhitzten an die Bude zu lassen.

„Gott, gerechter!“ rief Ephraim aus, das Billet in Empfang nehmend. „'s Schiff wird doch nicht davon laufen wie en wildes Pferd, ehe ich bin gekommen sicher an Bord?“

„Sie haben gar keine Eile, mein Herr,“ versetzte der Kassirer. „Das Schiff fährt erst in acht oder zehn Minuten ab.“

Ephraim bedankte sich wiederholt für diese beruhigende Antwort, verschnaufte ein wenig, nahm den Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, und schlenderte langsam den an ihm vorbeiwogenden Menschenstrome nach. Bald befand er sich an Bord eines Schiffes, wo der Aufenthalt keineswegs angenehm genannt werden konnte.

Dem guten Manne ward himmelangst unter den vielen Menschen, von denen auch nicht Einer auf ihn achtete. Nur ein paar Sekunden verweilte er bei der Maschine, deren glänzende Hebel er eben so sehr mit Erstaunen wie mit stummen Bangen betrachtete. In die unmittelbare Nähe des Schornsteines wagte er sich gar nicht. Das schreckliche Pfeifen und Zischen des Dampfes flößte ihm große Besorgniß ein.

„Gott, gerechter, wenn nu die Maschinerie platzt!“ sagte er halblaut vor sich hin. „Du hast dann 's letzte Geschäft gemacht, Ephraim, und die Bütt können sich mästen von deinem Fleisch! Wäre ich doch lieber gelaufen zu Fuß mit meine sechs Jungen! Hätt' ich mir doch höchstens könne holen ein neues Hühnerauge zu den alten, die mich schon haben gewonnen so lieb, daß sie nicht mehr von mir lassen, oder verstaucht mein Zeh. Aber hier kann ich versaufen im Wasser wie 'ne Katz', wenn ich noch soll haben Glück im Tode, oder ich werde lebendig verbrüht, wie die Krebse, wenn's geht schlecht! Gott, Gott, 's doch ein Unrecht, wenn ein Familienvater ist leichtsinnig! Und warum? Weil er will sein ein Narr, wie Andere, und mitmachen die Vergnügungen von denen er doch versteht gar nichts!“

Seufzend setzte sich Ephraim Schmuhl weit nach vorn, wo die wenigsten Passagiere sich aufhielten. Beide Hände auf seinen Rohrstock stützend, den er wie ein Hund zwischen den Füßen festhielt, betrachtete er die bunte Flaggenzier der Schiffe, die Jollen, die den Strom nach allen Richtungen durchkreuzten, und ließ seine Blicke endlich auf dem Koloß, einer der großen eisernen Schraubendampfer ruhen, welche die Verbindung zwischen Hamburg und dem amerikanischen Festlande vermitteln.

Jetzt begann das Gebimmel der Glocke abermals, der Capitain bestieg einen der Radkasten, die Maschine bewegte sich langsam und das Schiff wendete sich, einen weiten Halbkreis beschreibend, unter den Klängen einer sehr mittelmäßigen Hornmusik, die sich an Bord befand vom Lande ab. Obwohl das Fahrzeug bei dem ganz ruhigen Wetter nicht schwankte, verließ der ängstliche Ephraim doch keine Sekunde lang seinen Platz trotz der Sonnenhitze, die ihn belästigte. Es war das erste Mal, daß er ein Dampfschiff bestieg. Auch hatte er die Kühnheit nie so weit getrieben, allabwärts zu fahren. Und nun brausten die Schaufelräder und sprützten weißen Schaum auf, aller Augenblicke flogen Schiffe vorüber, deren Raaen über seinen Kopf fortglitten — wenigstens kam dem guten Schmuhl so vor — und der Strom wogte bedenklich, und ward breiter und immer breiter!

Die malerischen Ufer mit ihren prächtigen Landhäuser wurden von dem Vergnügungsreisenden kaum beachtet. Je schneller das Dampfschiff die Wellen durchschnitt und je belebter der Strom von aufsegelnden Schiffen wurde, desto unheimlicher fühlte sich Ephraim auf diesem bretternen Gehäuse. Die starke Bewegung des Wassers brachte das Fahrzeug wirklich ein paar Mal unbedeutend zum Schwanken. Darüber erschrack Ephraim dergestalt, daß er fortan sich mit beiden Händen fest an die Bank klammerte und seinen schönen Rohrstock mit dem Elfenbeingriff nur noch mit den Füßen hielt. Leider entglitt er diesen ungeschickten Haltern ein paar Mal und Ephraim war genöthigt, um seiner nicht ganz verlustig zu gehen, den nach der andern Seite rollenden wieder aufzuheben. Er that dies, indem er sich vorsichtig auf die Kniee niederließ und den Stock kriechend sich heranholte.

„Da ist der Süllberg!“ hörte er jetzt rufen. Er blickte erheitert auf und sich nach den waldigen Uferhöhen, von denen die rothen Ziegeldächer Blankeneses bereits herabgrüßten.

„Ist das Blankenese?“ fragte er einen vorübergehenden Matrosen. „Ja, Herr!“ lautete die kurze Antwort.

„Gott gerechter, wie will ich frohlocken, wenn ich erst wedelen sehe die bunte Tücher von meine herzliebste Esther und meine zehn Kinder! Nu mer sind so nahe dem lustigen Vergnügungsorte, wird's doch wohl abgehen mit der göttlichen Hülfe ohne Unglück.“

Ephraim stand auf, stemmte sich fest auf seinen Stock und sah voll sehnsüchtigen Verlangens die in das Wasser hineingebaute Landungsbrücke, wo die Dampfschiffe anlegen. Gerade am äußersten Ende derselben tanzte ein kleiner Nachen auf den Wellen, der eben von einem jungen Blankeneser Schiffer bestiegen war.

Das Dampfschiff kam immer näher, die Musikbande hob wieder an zu spielen, Ephraim schwenkte seinen Hut, obwohl er weder Esther noch seine Kinder bemerken konnte. Da sah er zu seinem Entsetzen, daß das Schiff gar nicht anlegte. Er begann zu stampfen und schrie aus Leibeskräften gegen den Capitain:

„So halten doch still, Herr Capitain, daß mer kann kommen mit trockenen Füßen an's Land! Oder haben Sie vergessen, daß mer schon sind in Blankenese?“

„Wollen Sie nach Blankenese?“ erwiederte trocken der Capitain.

„Na, wie heißt? Wo soll ich denn wollen sonst hin?“

„Thut mir leid, mein Herr! Dies Schiff fährt nach Stade und legt bei Blankenese nicht an. Sie werden also nach Stade fahren und, ehe sie von Bord gehen, das Fahrgeld nachzahlen.“

„Gott gerechter, ich bin unglücklich!“ rief Ephraim verzweifelt aus und Gesichter schneidend, die Manchem ein Lächeln entlockten. „Was thu' ich mit Stade? Was soll Stade anfangen mit mir? Ich verdurste, ich verhungere, ich komme um, wenn ich muß fahren nach Stade! Oder ich thu' mir selber an ein Leids und handle als Rabenvater an meine Familje, wenn sie sein grausam und hart wie Kieselstein! Herr Capitain,“ fuhr er fort, dessen Hände erfassend, „haben sie ein Einsehen mit einem verlaufenen armen Menschen! Halten Sie Ihr Schiff an und setzen Sie mir aus! Ich will Sie verehren, ich will Sie preisen, ich will Sie nennen den edelsten Menschen! Ich kann nicht bleiben auf'm Schiff oder mir wird schlecht und ich bespeie die ganze Equipage!“

„Sie sehen, mein Herr, daß ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen kann,“ versetzte der Capitän. „Es ist Ihre Schuld, die Sie in Verlegenheit bringt, Sie haben die Folgen Ihrer Unachtsamkeit zu tragen.“

„Bester göttlicher himmlischer Herr Capitain!“ rief der verzweifelte Ephraim aus und sank unwillkürlich auf die Kniee. „Es soll mir nicht ankommen auf ein Mark, aber halten Sie still — ich bitte! — Setzen Sie die Maschine nn auf der verkehrten Seite und schrauben Sie mir zurück! Ich will's gern bezahlen, wenn was caput geht dabei, aber nach Blankenese muß ich! — Himmlischer Herr Capitän, berühmtester See-Großherzog ich bin todt, meine Familje ist todt, die ganze Geschichte ist todt, die die Ephraims haben angefangen zu machen in die Welt, wenn Sie mir nicht zurückschrauben an's Land! Sie werden der Mörder von zwölf unschuldige Menschen auf einmal! Meine Frau muß verhungern mit zehn lebendigen Kindern, die schon seit vielen Stunden auf ihren Vater und Ernährer warten, und die da können weder essen noch trinken, weil meine Esther nicht hat mehr Geld, als sie brauchte, um zu fahren mit ihren vier Töchtern im Omnibus und zu geben ihren sechs Söhnen einen Schilling zu verzehren unterwegs, daß ihnen vom Laufen nicht ganz verdorre die Zunge vor Durst und eingeschluckten Staub!“

(Fortsetzung folgt.)

Beim Weine.

Gepriesen sei'n die Weine,
Nicht die vom Rhein alleine,
Auch an der Nah' und Ahr.
Am Moselstrom und Maine
Giebts echte deutsche Weine,
Die feurig, kühl und klar.

Ist's nur ein Guter, Reiner,
So trinkt ihn unsereiner
Und frägt nicht lang darnach,
Wie theuer Zoll und Taren,
Und wo er sei gewachsen,
Und wer die Trauben brach?

Ein and'res ist's dem Zecher,
Der prüft den Wein im Becher
Mit Zunge und Gesicht,
Und sagt, ob drinnen Feuer,
Ob's Alter oder Neuer,
Gutedel trinkt er nicht.

Bringt her die rechten Proben
Und seht, wie wir sie loben
Im fröhlichen Verein;
Wir thun es nicht mit Worten
Das Lob der rechten Sorten,
Das will getrunken sein.

Ein Hoch den deutschen Reben,
Die guten Wein uns geben!
Aus voller Brust ein Hoch!
Den Rothen und den Weißen
Und wie sie alle heißen! —
Und dann ein Schöppchen noch!

Neueste amerikanische Erfindung

die Vokal- und Instrumental-Conzerte zugänglicher und wohlfeiler zu machen.

In einigen der größeren Städte Amerikas, des sowohl in der Wissenschaft als Cultur im steten Fortschritte begriffenen Landes, ist man auf einen genialen Einfall gekommen, der für die Musik von unnennbarer Tragweite werden wird und der den unvergleichlichen erfinderischen Yankees alle Ehre macht.

Dieselben haben nämlich die Idee des Sprachrohres für die Musik weiter ausgebeutet, damit der Sinn für dieselbe mehr erweckt und nebenbei die theuren Conzerte wohlfeiler werden. Zu diesem edlen Zwecke sind eine Menge von Actiengesellschaften zusammen getreten, welche mehrere Orchestermusiken und sonstige Musikbanden für eigene Rechnung in verschiedenen Stadttheilen unter großen Glasglocken täglich aufspielen lassen. An diesen Glocken sind nun viele Schläuche von verschiedenem Caliber von Guttapercha angebracht, die jeder Restaurationsbesitzer oder sonstiger Musikfreund in sein Lokal, in welches er Musik zu haben wünscht, hinleiten lassen und sich je nach Bedürfniß, monatlich oder wöchentlich auf einen solchen Musikschlauch abonniren kann.

Der Preis für eine solche Schlauchmusik ist ein außerordentlich billiger und kostet die Stunde für einen im Durchmesser dreizölligen Schlauch, welcher die Musik eine halbe englische Meile weit leitet, nur einen halben Dollar, und ändert sich dieser Betrag je nach der Länge und Stärke des Schlauches.

Die Einrichtung ist fast in ähnlicher Weise, wie bei einer Gasanstalt. An den Ausgangspunkten der Schläuche ist ein Musikmesser angebracht, der seinen Zweck, wie der Gasometer, vollkommen entspricht und daher Klangometer genannt wird, durch welchen man ganz genau an den darin angebrachten Tonleitern erkennen kann, wie viele Tonwellen hindurch gerauscht sind, und ist derselbe so künstlich konstruirt, daß auch nicht eine halbe Note stecken bleiben kann. Statt des Wassers wird der Klangometer mit erwärmter musikalischer Luft gefüllt, die der höchsten Region der größeren Opernhäuser, dem Elysium, entnommen sein muß.

Die Ausmündung eines solchen Schlauches wird am Lokale, in das die Musik geleitet werden soll in ein eigens dazu angebrachtes Schallrohr eingeschraubt, worauf das Conzert sogleich beginnen kann. Durch einen Schieber im Schallrohre kann dasselbe nach Belieben geschlossen werden.

Durch diese neue Erfindung werden sich besonders die Herren Wirthe freuen, die bisher die durstigen Musikantenseelen gratis anfeuchten mußten. Im Allgemeinen aber, wird es die Zeit lehren, wie wohlthätig diese Einrichtung, besonders auf weit entfernte Strecken angewendet, für solche Orte sein muß, die sich selten am Genuß einer vollständigen Orchestermusik erfreuen können, oder wo man gar keinen Ton, der das Herz erfreut, zu hören bekommt. — Selbstverständlicher Weise werden die Schläuche für große Entfernungen, längst den Eisenbahnschienen in die Erde gelegt, damit sie von dem Geräusche der Außenwelt gänzlich isolirt bleiben.

Welchen zauberischen Eindruck würde man mit einer solchen hingeleiteten Musik auf die wildesten Völker machen, und wie bequem könnten solche, ohne alle Zwangsmittel, nach unserer oder der amerikanischen Pfeife tanzen! Wie interessant wäre es, einem so großartigen Conzerte in New-York beizuwohnen, von welchem man wüßte, daß man dasselbe zu gleicher Zeit ebenso in Washington, Queebeck, Neuorleans ꝛc. vernehmen könnte, wodurch die Nationalmelodien eines so großen Landes einheitlicher würden. Wie würde unser deutsches Vaterland, besonders die kleinen Fürstenthümer davon enthusiasmirt werden.

Um ein derartiges allegemeine Völkerconzert zu ermöglichen, hat man bereits mit der Commission, welche damit beauftragt ist, die unterseeischen Kabels zu legen, Anknüpfungen gemacht denselben unsere Musikschläuche beizufügen und man wird sich bald des Hochgenusses erfreuen können, die entferntesten Nationalhymnen, begleitet vom sanften Schlummerliede des uns umwogenden Oceans, in ihrer Urreinheit zu vernehmen.

„Ich bin ein Preuße kennt ihr meine Farben?" wird ebensosehr von den Riffpiraten bewundert werden, als der Yankee-Doodle in Krolls Etablissement und das God save the Quine in Moskau oder Petersburg.

Auch für den Solo-Gesang sind solche Glocken, nur in etwas veränderter Form construirt worden. Für die ausgezeichnetsten Solosängerinnen hat man ebenfalls ganz große Glasglocken gießen lassen, die

der menschlichen Figur entsprechend, hinreichenden Umfang haben, um die größten Crinolinen aufzunehmen.

Die Größe derselben richtet sich hauptsächlich nach dem Stimmumfange der Sängerin. Je höher diese in ihrem Lerchengeschmetter hinauf kann, um so größer die Glocke. Ja man hat sogar eine von der Größe der Bavaria auf der Theresienwiese zu München. Eine solche imposante Glasglocke wäre der rechte Vogelbauer für die schwedische Nachtigall!

Wie zeitgewinnend, minder anstrengend und lohnender wäre es für solche Sängerinnen, wenn sie ihre Stimme auf diese Weise erschallen lassen könnten und damit zugleich in den bedeutendsten Städten mehrere tausend Menschen entzücken könnten.

Nicht minder überraschend ist es zu hören, wie in Philadelphia ein Geigenvirtuose, der mit den Fortschritten der Neuzeit gleichen Schritt gehalten, durch die Firirungsmethode auf die Idee gekommen ist, die Musik, gleich wie bei den Lichtbildern, an irgend einen Gegenstand zu firiren oder fest zu bannen, um sie dann nach Belieben zu lösen und in klangvolle Musik zu verwandeln.

Zu diesem Zwecke nahm er Fiedelbogenextrakt mit einer kleinen Mischung von Nachtigallenguano legte seine alte Geige nebst der Ouvertüre von Wagners Tannhäuser 24 Stunden hinein und siehe da, nach dieser kurzen Zeit, war Alles darin vollständig aufgelöst. Mit diesem musikalischen Mixtum compositum hat er nun Glasglocken präparirt, die jegliche Musik, in der Ordnung wie sie ertönt, auf der Stelle firiren und in sich aufbewahren. Selbst nach einem Zeitraume von neun Monaten, wie auch selbstverständlich nach wenigen Augenblicken, gibt eine solche präparirte Glocke, alle Musikstücke getreulich wieder von sich, wenn man sie mit der eigens dazu construirten Stimmgabel in die gehörige Schwingung versetzt. Natürlicher Weise richtet sich die Stärke dieser wiedergegebenen Musik ganz nach der Größe der Glasglocken. Auf diese Weise hat unser Virtuose manche Solosängerin firirt, wie auch die lieblichsten Musikstücke der berühmtesten Componisten. — Wie herrlich eignen sich solche Musikglocken zu Geburtstagsgeschenken und wie fröhlich würde nicht der Festjubilar erwachen, wenn eine solche Glocke in seinem Schlafkabinette ein passendes Musikstück mit der ganzen Kraft eines vollständig besetzten Orchesters vortrüge!

Wie schnell würden Spieldosen, Orgeln und dergleichen dieser erhabenen Glasglocke gegenüber verschwinden!

Bei der bevorstehenden allgemeinen Verbreitung dieser neuen Erfindung wird gewiß die ganze Menschheit vor Freude in ein jubelndes musikalisches Ausrufungszeichen ausbrechen!

Die vorhin erwähnte Schlauchmusik verbunden mit diesen präparirten Glasglocken, liefern abermals den schlagendsten Beweis, daß dem menschlichen Geiste durch seine Erfindungsgabe fast Nichts unmöglich ist, denn eine Schranke nach der andern wird durchbrochen und werden wir nächstens so glücklich sein von der Luftschifffahrt mit Benutzung der Windhosen und Heuschreckenschwärme etwas Näheres zu berichten. Darum Muth und Ausdauer! — denn Geduld und — Sauerkraut überwindet Alles!

A. Dämmerling.

Der Junker von Schlebusch.

Dem Junker von Schlebusch ergeht es nicht gut,
Er liegt im Prozeß mit den Pfaffen;
Doch bleibt er getrost und verliert nicht den Muth,
Sich endlich sein Recht zu verschaffen.

Die Mönche von Dünwald behaupten, es sei
Sein Erbtheil dem Kloster verschrieben,
Und bringen vergilbte Papiere herbei,
Die letzten Beweise zu üben.

Da merkt er zuletzt, daß im Zungengefecht
Die pfiffigen Kutten nicht weichen,
Daß Schlauheit bemeistert das ehrliche Recht,
Und eilet, den Streit zu vergleichen.

„Noch einmal — hat er vom Kloster begehrt —
Sein väterlich Gut zu bestellen,
Noch einmal, zum letzten Mal sei ihm gewährt,
Die Ernte, die reiche zu fällen,

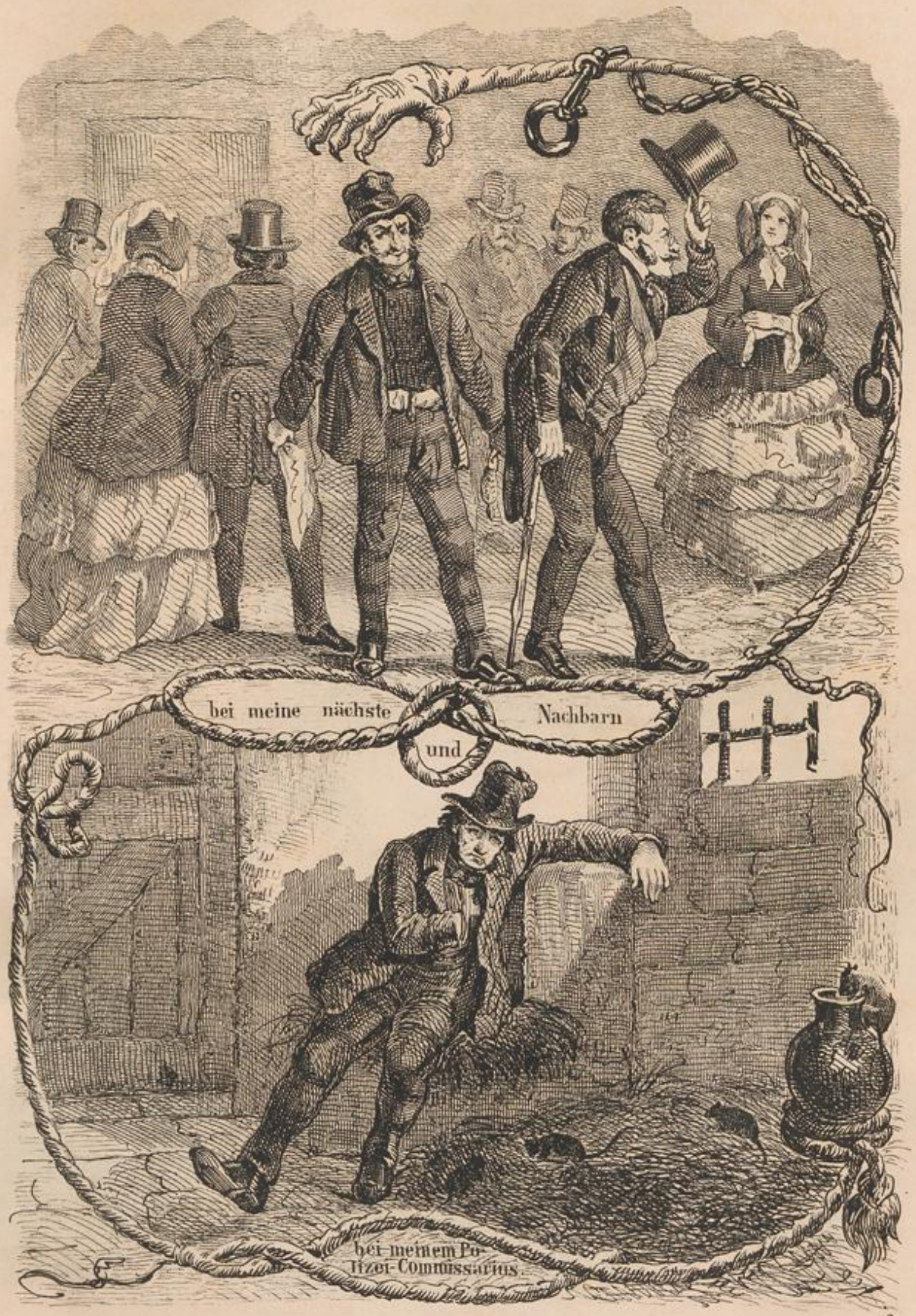
Dann sei er zufrieden und gerne bereit,
Sein Erbtheil dem Kloster zu lassen."
Das hört der Convent und gewährt ihm die Zeit,
Und wähnt schon die Beute zu fassen.

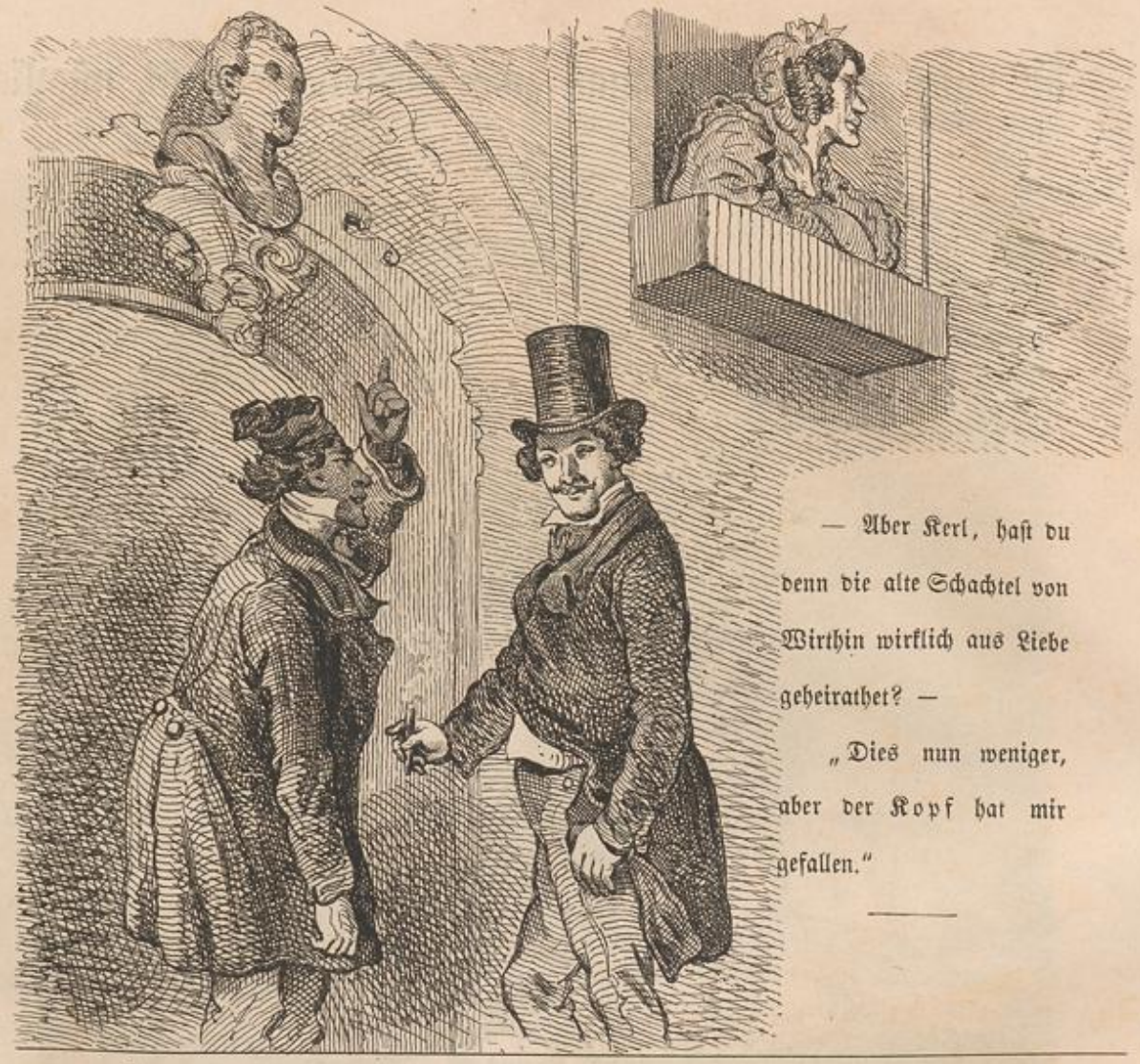
Nun säumte der listige Junker nicht lang,
Bestellte mit Eicheln die Felder.
Bald keimten und sproßten am Weg und am Hang
Beim Kloster die zierlichsten Wälder.

Die reckten sich aus und dehnten sich breit
Und wuchsen empor und gediehen.
Das sahen die Mönche und klagten ihr Leid
Und drohten und schalten und schrieen.

Doch blieben die Wälder, trotz Ränken und List
Dem Junker von Schlebusch erhalten.
Manch tüchtiger Knüppel gewachsen ist
Darin für Pfaffen-Gewalten.

Ick habe zu Pfingsten man zwee Besuche jemacht, nämlich:





— Aber Kerl, hast du denn die alte Schachtel von Wirthin wirklich aus Liebe geheirathet? —

„Dies nun weniger, aber der Kopf hat mir gefallen.“

Arzt. Da habe ich nun ihrem Manne gegen die Gicht ein sehr schönes Recept verschrieben, wenn es hilft, können Sie es mir sagen, denn ich leide auch schon seit zehn Jahren daran.

Wünschen Sie vielleicht noch etwas?

„Warum wird denn der Mensch dort geprügelt, daß er so erbärmlich stöhnt?"

— Wir setzen Grenzsteine und bei solchen Gelegenheiten ist dieses ein alter Gebrauch bei uns. Wenn nämlich ein Stein gesetzt ist, so werden zwei von den Zeugen nacheinander darüber gelegt und jedem fünfundzwanzig aufgezählt. Auf diese Weise bleibt ihnen der Platz besser in Erinnerung und bei allenfallsigen späteren Streitigkeiten gelten sie dann als authenthische Zeugen. —

„Das ist aber eine Sitte, ebenso barbarisch als schimpflich!"

— Im Gegentheil, bei uns ist es Ehrensache und geht herum. —

Erfreulicher Toast.

So stoßt denn an, dem Bräutigam zu Ehren,
Mag solch ein Tag ihm oft noch wiederkehren!

„Aber, Werthester, Ihre Stimme scheint mir nicht den gehörigen Umfang zu haben!?"

O, passen Sie mal auf, Herr Direktor, ich singe sogar das tiefe S, und das singe ich noch viel zu tief!

Landmann. Herr Assessor, ich möchte wegen der Vormundschaft mit Ihnen sprechen.

Assessor. Das geht nicht lieber Mann, da müssen Sie während des Dienstes zu mir kommen.

L. Wann sind Sie denn eigentlich im Dienste? Ich habe Sie schon auf allen Wegen und Stegen getroffen, aber noch nie in Ihrer Amtsstube.

A. Ja sehen Sie mein Lieber, das rührt daher, ich soll nächstens das Wegebau-Departement bei der Regierung übernehmen, da muß ich mich schon etwas orientiren.

Frau Oberstlieutenant a. D. Theuerster Albert! Die Zeit naht heran, wo wir für unsere beiden Kinder Carl und August auf eine geregelte Erziehung bedacht sein müssen. Hast du dich noch für keine Pension entschieden?

Oberstlieutenant a. D. Am liebsten ließ ich den beiden Rangen schon meine eigene angedeihen. Jeder 2000 Guld., praenumerando zahlbar, machte mit der meinigen praeter propter 6000 Guld. Sacre dieu, Charlotte, das wäre süperb.

Männer-Complotte.

Eine freie Reichsstädtische Tragikomödie in 4 Akten von **Joseph Wester.**

Erster Akt.

Der freie Reichsstädter, Rentier Eduard Ziebelmeier sitzt neben seiner jugendlichen Gemahlin Auguste, einer geborenen Berlinerin, auf dem Sopha und scheint sich horribel zu langweilen. Es ist 9 Uhr Abends. „Jetzt lies mir noch ein Kapitel aus dem neuen Don-Quixotte vor, liebster Eduard."

Sichtbar ennuirt schlägt Eduard das Buch auf. In diesem Augenblicke dringt der zersetzende Lärm einer Brandknarre von der Straße herauf. Eduard wirft das Buch hin, nimmt Stock und Hut und stürzt mit dem Rufe: Schon wieder Feuer! der Thüre zu. Seine Gemahlin erwischt ihn noch rechtzeitig am Frackschooße und stellt folgende Interpellation: Aber was brauchst du denn immer zu löschen, Theuerster? Das ist doch Sache der Feuerwehr.

Eduard (mit Pathos). Feuerwehren gibt es nur in despotischen Staaten. In einer freien Reichsstadt ist die Brust des Bürgers der alleinige Wall, an dem alle feindlichen Angriffe, sei es menschlicher oder elementarer Tyrannen, zerschellen müssen.

Sie (spitz). Die Einrichtung in unsrem despotisirten Berlin gefällt mir aber unendlich besser. Uebrigens begreife ich gar nicht, wie es in einer so kleinen Provinzialstadt allabendlich brennen kann?

Er (mit sittlicher Entrüstung). Klein? Provinzialstadt? Wahrlich, müßte ich nicht zur Rettung dieser altehrwürdigen Hansestadt augenblicklich fort von hier, du solltest mir Rede stehen für deine hochverrätherischen Schmähungen, Auguste! (Er reißt sich los und verschwindet.)

Da Auguste sich in Abwesenheit ihres geliebten Eduard immer zu langweilen pflegt, geht sie zu Bette, weshalb der 1. Act wegen Mangel an handelnden Personen enden muß.

Zweiter Akt.

Eine dicht angefüllte Kneipe, in der es hoch hergeht, zeigt Eduard als Hauptfigur und zugleich die Stätte, wo der freie Reichsstädter die patriotische Pflicht des Selbstlöschens ausübt.

Dritter Akt.

Bezirks-Vorsteher Hänel und Nachtswächter Krakelmaus. Ort der Handlung: Amtsbüreau des Bezirksvorstehers.

Bez.-Vorst. Es ist eine Denunziation wider Euch eingegangen, daß Ihr auf der Zeilstraße allabendlich ohne Noth Feuerlärm machtet?

Nachtwächter. Mit Ihrer Zustimmung, Herr Bezirksvorsteher, und gegen ein Trinkgeld Ihres Freundes, des Rentiers Eduard Ziebelmaier.

Bez.-Vorst. Ganz Recht, ich erinnere mich. Wir können den charmanten Eduard als vierten Mann bei einem Robber Wisth nicht entbehren und der arme Ziebelmaier kann von seiner jungen Frau, einer sentimentalen Berlinerin, sonst nicht loskommen. Aber ich sagte Euch doch, Ihr solltet Ziebel-

maier's Nachbarn und die Bewohner der Zeilstraße davon unterrichten, was es mit der Knarre auf sich habe, damit sie nicht beunruhigt würden.

Nachtwächter. Ist auch geschehen. Vor 14 Tagen ist aber ein Literat dahin gezogen, der sich auf meine Auslegung nicht einlassen wollte und der mir grob sagte: wenn es nicht brenne dürfe auch nicht geknarrt werden. Von ihm wird auch wohl die Anzeige herrühren.

Bez.-Vorst. Richtig, und das ist derselbige Lump, der um Stundung des Bürgergeldes beim Senat anhält! Warte nur, du schreibseliger Schuft; hast kein Geld zum Zahlen des Einzugs und willst dich in Reichsstädtische Lokalangelegenheiten mengen, dich wollen wir schon kriegen. Erhebt Euer Trinkgeld nur ferner von Ziebelmaier, Krakelmaus, das Weitere werd ich besorgen.

Vierter und letzter Akt.

Die Scene zeigt den Grenzpfahl der freien Reichsstadt. Der Literat wird sammt seiner zahlreichen Familie, charakterisirt durch ihre spindeldürren Leichname, cum infamiam durch den Büttel der freien Reichsstadt über die Grenze gejagt.

Frau. Aber Hanne, sind die Eier wieder steinhart und ich wollte sie doch weich haben!

Magd. Madam, da bin ich keine Schuld, ich hab die dummen Dinger wohl eine halbe Stunde kochen lassen, sie wollten aber nicht weich werden.

Aus dem 19. Jahrhundert.

Bauer. Hier ist ein Brief. Er ist aber nur für einen Juden, wird der auch angenommen?

„Nachtwächter! Ich bin hier fremd! Könnt Ihr mir ein billiges Hotel anweisen?“

Weßt Ehr wat Här, mat jet Spektakel dann föhre ich üch in't Hotel Tannhäuser op dä Markt, do kost et jar nir!

Frage und Antwort.

Fr. Welches Bauwerk modernen Styls zieren die schönsten Kapitäler?

Antw. Das Haus Rothschild.

„Sag mal Carline, wo sind denn meine Meridiane?" — Meridiane, was ist das? — „Ich meine die messingene Reife um meinen Globen hier!" — Ach so, ja davon hat die gnädige Frau gestern 'ne Crinoline für's Mariechen gemacht. —

Lith. Jnst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Offizier: Hören Sie mal Meister, dieser Sattel gefällt mir gar nicht, der ist gar nicht nach meinem Kopfe!

Sattler: Gnädiger Herr, das glaube ich wohl, denn nach Jhrem Kopfe habe ich auch das Maafs nicht genommen.

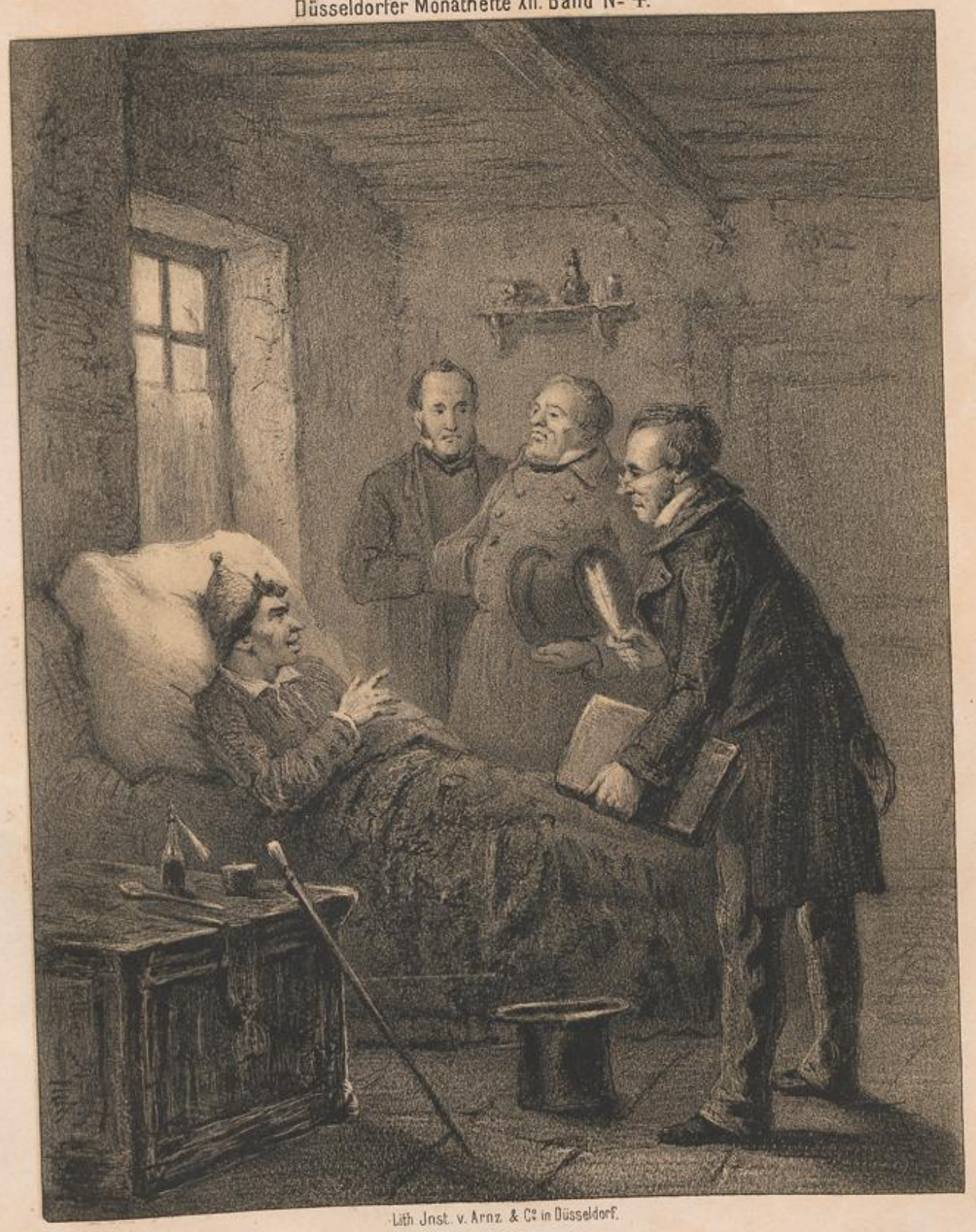
Lith. Inst. v. Arnz & Co in Düsseldorf.

_ Fort da, ihr verpfluchte Kröten! hab't ihr das nicht oft genug gesehen?! _

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Seid Jhr bereit, mit Freuden Alles zu verlassen, was Jhr hier auf Erden als Euren Besitz betrachtet, um mir zu folgen, so bekräftiget es durch ein vernehmliches Ja!! —

— Ja!! —



Lith Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Ein vorsichtiger Mann.

Notar: Jhren Befehlen gemäfs Herr **Starpagen** bin ich mit zwei Zeugen erschienen um Jhren letzten Willen zu vernehmen! Wen setzen Sie zum Erben Jhres Vermögens ein?

Kranker: Wen? dumme Frage! Mich selbst! Glauben Sie ich wollte am jüngsten Tage betteln gehn! —

In dem Verlage der Unterzeichneten ist vor Kurzem nachstehendes Kunstblatt erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Achenbach, Oswald, Molo von Neapel.

Prachtvoller Farbendruck. Preis Thlr. 3.

Dieses herrliche Blatt, welches im Hintergrunde den Vesuv im röthlichen Abendscheine darstellt, rechts den soeben aufgegangenen Mond und im Vordergrunde einige Volksgruppen an einem Brunnen gelagert, theils ausruhend und den Geschäften nachgehend, steht den bereits bekannten Farbendrücken von Gude's Sennerinnen und Andreas Achenbach's Porto venere, zu welchem letzteren es ein passendes Pendant abgiebt, würdig zur Seite. Die eigenthümliche magische Beleuchtung, welche die italienischen Landschaften so besonders charakterisirt, hat der geniale Künstler trefflich wiedergegeben, und macht das Bild einen imposanten Eindruck.

Ferner empfehlen wir folgende zwei Cahiers:

LANDSCHAFTS-ALBUM.

I. Cyclus.

1. Mondscheinlandschaft von O. Achenbach.
2. Italienische Landschaft von A. Flamm.
3. Kirchhof im Mondschein von C. Hilgers.
4. Winterlandschaft von Ch. Webb.
5. Seesturm von A. Achenbach.
6. Westphälische Landschaft von A. Weber.
7. Abendlandschaft von A. Weber.
8. Abendlandschaft von H. Both.
9. Landschaft von A Michelis
10. Mondschein von H. Mevius.
11. Wasserfall von C. Larson.
12. Mondschein von Adloff.

GENREBILDER-ALBUM.

I. Cyclus.

1. Der kleine Liebesbote von Th. Hosemann.
2. Spielende junge Füchse von Fr. Happel.
3. Norwegische Bauernstube von K. C. Zoll.
4. Familienfreude von W. Camphausen.
5. Kinder am Teich von G. Süs.
6. Glückliche Landleute von A. Breitenstein.
7. Der zukünftige Landschaftsmaler von W. Cordes.
8. Faust und Gretchen im Kerker von J. Fay.
9. Der Landmann am Feierabend von H. Kauffmann.
10. Die Ueberraschung von C. Hübner.
11. Jobs als Nachtwächter von J. P. Hasenclever.
12. Der alte Junggeselle von R. Jordan.

Der Preis beträgt für beide Cahier Thlr. 9. — (Einzeln à Thlr. 4. 15. Sgr.)

Das 16. Heft des III. Jahrgangs der

AQUARELLE DÜSSEEDORFER KÜNSTLER

welches sich in eben so vollendeter Weise an die früheren anschliesst.

INHALT.

Die Zigeuner von A. Dieffenbach.
Das Mittagsmahl von Kindler.
Der schlesische Zecher von Thiele.
Unter den Brombeeren von Ch. Schlesinger.

Preis dieses Heftes 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein jeder Jahrgang, aus sechs Heften bestehend, kostet 9 Thlr. und kommt die ganze Sammlung, einschliesslich dieses Heftes jetzt auf 24 Thlr. — In rother Maroquin-Mappe mit Goldverzierung 27 Thlr. 10 Sgr. — In schwarzer Mappe 27 Thlr. Einzelne Blätter à 20 Sgr.

Schliesslich empfehlen wir noch die soeben erschienene X. und XI. Lieferung der

Bilder der Heiligen.

INHALT:

der X. Lief. **St. Gregorius; St. Hieronymus; St. Augustinus; St. Ambrosius.**
der XI. Lief. **St. Cäcilia; St. Christophorus; St. Vinzens; St. Anna.**

Farbendruck. gr. Folio. Preis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Sgr.
Einzelne Blätter 12½ Sgr.

DÜSSELDORF, Januar 1859. **ARNZ & COMP.**

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

II. HEFT.

Druck und Verlag von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

1859.

„Da sagt man immer, die Knaben würden ihren Vätern ähnlich! Da, sehen Sie einmal meinen Jungen an! Hat der wohl eine einzige Faser von mir? Ich habe glattes, schwarzes Haar, — er ist ein blonder Krauskopf. Ich habe eine Stülpnase, — der Junge eine ächt griechische. Ich habe Säbelbeine, — der Junge grade wie ein Apollo! kurz er hat nichts von mir und ich bin doch sein Vater.“ — Woher wissen Sie das? — „Na, das ist doch curios! Weil er mein Junge ist.“ — Woher wissen Sie das? — „Na, nun wird's aber immer besser! Er muß doch mein Junge wohl sein, da ich sein Vater bin.“ — Ja so! — „Na, sehen Sie! ist das nicht sonderbar?“

A. Gehen Sie heut nicht in's Theater? Es wird ein neues Stück gegeben, „die eifersüchtige Frau.“

B. Was, ein neues Stück? das spielt mir meine Frau schon seit drei Jahren.

„Vater! komm schnell nach Hause; der Mutter ist was passirt!“
— Herrgott! hot des Viech mi derschreckt, i han scho glaubt, der Kuh sey was g'schehen! —

Da weiß ich noch eine Geschichte von meiner Großmutter Stiefelchen, die sie durch ihre unglückselige Furcht vor Mäusen eingebüßt. — Unsere Voreltern waren ruhigere Hausfrauen, als die jetzige Sitte es erlaubt und meine Großmutter befolgte besonders den guten Spruch: „wo die Frau nicht ist im Häusle, da singen und tanzen die Mäusle;“ denn sie war eine Schwäbin, und Schwaben ist berühmt seiner guten Hausfrauen halber. Nun hatte sie eines Abends mit ihrem Kätherle, das war ihre alte Magd und zweite Hand, eine Kufe voll heißen Wassers in den Keller getragen, um, ich weiß nicht mehr was, darin abzubrühen, als sie auf einmal ein mörderliches Geschrei erhebt und trotz der neuen Stiefelchen, die sie erst von ihrem Gatten zum Geburtstag bekommen, mit einem Satz in die Kufe voll heißen Wassers springt. Weil das Kätherle nicht wußte, warum ihre Frau

so schreie, und dachte, sie sähe Gespenster, fing sie an, ebenfalls die zweite Stimme zu schreien und wußte nichts besseres zu thun, als ebenfalls in die Kufe zu springen. Die Lampe stürzt um, das heiße Wasser preßt ihnen noch mehr Angstgeschrei aus, bis endlich die treue Ehehälfte es hört und mit einem Besen bewaffnet zu Hülfe eilt und sie endlich aus der schrecklichen Lage erlöst, worauf es sich herausstellt, daß meine Großmutter — ein Mäuslein hat über den Boden laufen sehen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, daß meine Schwester so eingeschlafen ist. Sie ist aber leidend."

— Ah, wie kann eine so reizende junge Dame krank sein? —

„Ach ja, es ist ein Herzensleiden!"

— Wie? und so jung? Verknöcherung vielleicht? —

„Verkn — —? Ach nein, ein Lieutenant."

Oekonom. Weg da, das ist eine geschlossene Gesellschaft!
Bummler. Nu, dat es een komische Geschicht! 'ne geschlossene Gesellschaft met 'ner openen Dühr.

Ein ergreifender Moment.

Ephraim Schmuhl's Reise
von Hamburg nach Blankenese
mit seiner Familie und was ihm dabei passirte.

(Schluß.)

Der Capitain mußte lachen. Er winkte dem jungen Blankeneser, daß er heranrudere, und rief mit vorgehaltener Hand hinunter in den Maschinenraum: „Stop!" und eine Minute später stand Ephraim Schmuhl bleich und zappelnd auf der Leiter, um mit schlotternden Beinen den schwankenden Nachen zu betreten, der ihn an's Land tragen sollte.

Der arme Mann war so erschöpft, daß er keine an ihn gerichtete Frage zu beantworten vermochte. Erst als er wieder festen Boden unter sich fühlte, kehrte ihm die Besonnenheit und die Fähigkeit zu sprechen zurück. Er reichte dem fröhlichen Blankeneser, der ihn mit kräftigen Ruderschlägen ans Ufer brachte, dankend die Hand und ließ einen blanken halben Reichsbankthaler in derselben zurück. Dann holte er tief Athem, trocknete sich den Angstschweiß ab und blieb vor der steilen Treppe stehen, die zum Fährhause hinaufführt, um sich Beine und Arme zu betasten und dadurch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er wirklich noch am Leben sei.

Ephraim brauchte geraume Zeit, ehe er die Höhe erreichte, von welcher ebenfalls musikalische Klänge herabrauschten. Die überstandene Angst hatte ihn wirklich schwach gemacht. Er mußte sich wiederholt ausruhen, um nicht ganz erschöpft oben anzukommen. Endlich war der Hügel erstiegen, der Ephraim Schmuhl zu erklimmen mehr Schweiß und Mühe kostete, als einem Gemsjäger das Ersteigen eines kahlen Felsgrats. Das Wehen der Tücher, von dem er sich eine so erquickliche Wirkung versprach, hatte er ganz vergessen.

Zögernd trat er in den von Baumgruppen beschatteten Garten des Fährhauses. Es war ziemlich voll und gar nicht nach seinem Geschmack. Dennoch wendete er sich der Elbseite zu, wo dicht gedrängte Reihen geschmückter Vergnüglinge standen. Ein Dampfschiff legte eben an der Brücke an. Es war das Fahrzeug auf dem er eigentlich hätte fahren sollen. Seine Augen suchten unter der Menge nach Esther und den Kindern. Fünf flatternde weiße Taschentücher machten ihn aufmerksam. Diese Fähnchen wurden von Esther und den vier Töchtern unermüdlich geschwungen, weil sie glaubten, der langersehnte Ernährer befinde sich an Bord des Schiffes. Ephraim war gerührt, schlich sich hinter seine Lieben und sagte mit zärtlichem Flüstern: „Esther, mein Herzblatt!"

Die Gerufene kehrte sich verwundert um und zeigte Ephraim ein so glückliches Gesicht, daß er die überstandene Noth und Angst vergaß. Die Töchter umringten und begrüßten auf's zärtlichste den Vater.

„Na, wie heißt?“ sprach Ephraim sich umsehend. „Wo sind die Jungen, haben sie's gemacht, wie ihr Vater und sich auch verlaufen unterwegs?“

Esther belehrte ihren Gatten, daß sie nach dem Süllberge gegangen wären, um die Natur zu genießen.

„Ist gut, Esther,“ sagte Ephraim. „Laß sie genießen die Natur, bis sie sind satt davon geworden bis an's Ende vom Schlund. 'S ist ein billiges Vergnügen, und ich kann brauchen die Billigkeit von jetzt an, Esther, denn ich hab' gehabt viel Pech, wie sagen die studirten Leit'.“

„Na wie kannst du haben Pech, wenn du machst zum Vergnügen eine Reise zu Wasser?“

Ephraim erzählte Frau und Töchtern, was ihm begegnet war, worauf er die Frage an sie richtete: ob sie Appetit hätten? Sie ward nicht verneint und Ephraim, der nach den überstandenen Aengsten und Strapazen ebenfalls das Bedürfniß fühlte, sich zu erquicken, winkte einen der Kellner herbei und machte seine Bestellungen.

„Lassen Sie mir aber nicht warten, junger Mensch!“ rief er dem Forteilenden nach. „Ich bin halb verhungert und verdurstet, und die Beine zittern mir, als wären sie von Schilf. Ich muß haben eine Stärkung sonst fall' ich aus'nander wie ein Stück vertrocknete Erde. D'rum bitt' ich mir aus 'was Gutes und nicht zu wenig und für einen menschlichen Preis!“

Der Kellner war in der That ungewöhnlich aufmerksam. Schon nach wenigen Minuten stand ein leckeres Diner von kalten Speisen vor der ausgehungerten Familie. Ephraim lobte die Speisen und ließ sie sich trefflich munden, das Porterbier aber fand er sauer.

„'S ist gut, Esther,“ sprach er beruhigend, „mer lassen's stehen, bis die Jungen zurückkommen vom Süllberg, sie werden sein grausamlich durstig und werden trinken, ohne zu schmecken! Ich sag' dir, Esther, 's ist ein kluger Mensch, der Herr Kellner! Er versteht 's Geschäft! Was soll er thun mit Bier wenn's ist sauer geworden in der Sonne? Er muß es vorsetzen durstigen Kehlen! — Ich lob's, daß er handelt so weise! Schade, daß er nicht ist Einer von unsere Leit' — bei seine Talente für's Geschäft könnt' er werden mein Schwiegersohn.“

Esther schmunzelte, stellte für die abwesenden Söhne die betreffenden Portionen zurück, und als der Kellner abermals geschäftig an dem Tische der Schmuhliten vorübereilte, rief Ephraim ihm zu und verlangte mit ausdrucksvoller Freundlichkeit noch eine Flasche Porter von derselben Qualität.

„Die sollen eine Sonntagsfreide haben, die Jungen,“ sagte Ephraim, „und weil doch Alles so gut abgelaufen ist mit dem verkehrten Schiff und der Capitain gewesen ist so ein menschenfreindlicher Mann, will ich mir nicht lumpen lassen. Er konnte ja auch sein grob und mich nehmen beim Kragen und schmeißen in's Wasser! Aber er hat's nicht gethan, weil er sah meine Seelenangst, und darum freu' ich mich und will sein vor meine Kinder ein splendider Vater!“

Der Kellner überbrachte auch die zweite Flasche Porter, allein die sechs Söhne Ephraims, die sich als so vorzügliche Läufer erwiesen hatten, kamen noch immer nicht zurück. Dem sorglichen Vater beschlich auf's Neue ein bängliches Gefühl.

„Sie werden sich doch nicht verirrt haben in der Wildniß oder verstürzt in einen Abgrund?“ sagte er, seine große dicke Uhr ziehend. „Ich hab'

mir lassen sagen von aufmerksame Geschäftsfreinde, daß mer im Gebirge leicht kann thun einen Fall und dabei brechen die Nase, zumal wenn sie ist ein klein wenig zu lang gerathen bei der Geburt. Weißt du was, Esther, mir steigt schon die Angst in'n Kopf um die Kinder. Ich werde aufheben meine Füß' und gehen zu suchen, wo ich sie find', die unschuldigen Würmer."

Esther theilte bereits die Besorgniß ihres Gatten und machte daher keine Einwendungen. Sie war sogar auf der Stelle bereit, ihn zusammt den Töchtern zu begleiten.

„Was willst du mich begleiten, Esther?" versetzte abwehrend der ängstliche Mann. „Damit du noch vermehrst meine Angst und mich machst noch dummerhaftiger, als ich so schon steh' vor Dir? Nein, Esther, bleib' hier, sei eine kluge Mutter, setz' dir neben unsere Töchter, daß sie nicht angegafft werden mit doppelte Augen von den dünnbeinigen Laffen, die ich da seh' herumkrebsen allerwärts wie lebendig gewordene Wasserspinnen. Thu' deine Pflicht als brave Mutter, ich will thun die meine als Vater. Ich will suchen die verloren gegangene Söhne, behüte du die Töchter vor Unfällen und Anfechtungen. Und damit dir die Zeit nicht lang wird, Esther, laß dir auftragen 'was Süßes von dem gefälligen Menschen mit der schön gedrehten Locke über die gewölbte Stirn! Laß dir nichts abgehen heit, sag' ich dir, denn 's gibt nur einmal ein so angenehmes Sonntagsvergnügen, in dem mer schon stecken tief drin bis an'n Hals. Möcht es gefallen dem gerechten Gott, daß ich mir nicht ganz verschnappe in die grenzenlose Freid' und erstücke dran, wie eine Gans, die man hat genudelt zu viel, damit sie soll machen helfen eine gute Leberpastete von Straßburg!"

Nach dieser Rede rückte Ephraim Schmuhl seinen glänzenden Castorhut in den Nacken, ergriff seinen Rohrstock und setzte seine Füße in rasche Bewegung. Da er den Weg nach dem Süllberge nicht kannte, mußte er sich erst bei dem stets lächelnden Kellner danach erkundigen, der ihm dann auch zuvorkommend Bescheid gab.

Hatte Ephraim, der so wenig im Gehen geübt war, schon beim Ersteigen der Treppe gestöhnt, so glaubte er vor Mangel an Athem ersticken zu müssen, wie er die schmalen und holprigen Wege zum Süllberge hinauf klomm. Sechsmal mußte er ruhen, um Luft zu schnappen, und als er endlich den Gipfel erreichte, warf er sich vor dem Eingange in den auch hier befindlichen Wirthschaftsgarten todtmüde auf den Rasen, denn seine zitternden Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Er war aber beruhigt, denn er vernahm bereits die Stimmen zweier seiner Söhne, die ein ziemlich lebhaftes Gespräch mit einem Dritten zu führen schienen.

„Gott sei gelobt, die Kinder leben!" sprach er mit dankendem Blick zum Himmel. „Aber 'was schreien sie nur so. Vermuthlich ist's Freide über den Anblick von die schöne Natur. — Na, 's muß wahr sein, schön ist die Natur auf'm Süllberg, vor mir ist sie aber zu hoch, daß ich nicht kann recht fassen und begreifen die Schönheit. Wär ich ein reicher Mann, ich ließ mir die Naturschönheiten weiter unten anbringen auf ebener Erde, daß ich mir nicht brauchte die vollendetste Lungenschwindsucht an den Hals zu steigen, wenn ich will weiden daran meine unverständigen Augen. — Gott, gerechter, was schrein doch die Bengels so mörderlich? Ich muß geschwind treten zwischen sie, wie ein Cherub, daß sie kehren zurück zu die bürgerlich anständige Besonnenheit und wieder anfangen zu sprechen wie vernünftige Menschen."

Er stand mühsam auf und trat in den Garten. Mit Entsetzen sah er da, wie drei seiner Söhne sich mit einem Kellner herumstritten, der höchlichst erzürnt zu sein schien. Sein Aeltester, Abraham, gewahrte den Eintretenden zuerst und sprang ihm sogleich entgegen.

„Vaterleben," rief er, „hilf uns befreien aus der Hand dieses Philisters, der uns nicht will lassen ziehen von dannen und unserer drei schon eingesperrt hat in ein Zimmer mit verschlossenen Fenstern."

Der Kellner zog eine spöttische Miene, verbeugte sich vor dem verstummenden Schmuhl, der in der Verlegenheit seinen Stock wie eine Streitart auf die rechte Schulter legte und mit der linken Hand in seiner Tasche zu wühlen begann.

„Ah," sprach der Kellner, „das ist ja äußerst angenehm! Wahrscheinlich hab' ich die Ehre, den Herrn Vater dieser sehr liebenswürdigen jungen Herren vor mir zu sehen."

„Der bin ich," sagte Ephraim, seine Stellung noch immer beibehaltend. „Aber wie heißt? Wie können Sie unterstehen sich, junger unerfahrener Mensch Hand anzulegen an meine Kinder und sie zu verspunden in eine finstere Kammer, als wären sie unehrlich? Ich werd Sie verklagen beim Gericht in Pinneberg, und es soll Ihnen kosten viel Geld, daß Sie sich erlaubt haben zu thun einen Eingriff in die persönliche Freiheit von mein eigenthümliches Fleisch und Blut!"

„Ich bin durchaus nicht der angreifende Theil gewesen, Herr —"

„Schmuhl, mit Verlaub, Ephraim Schmuhl."

„Also, Herr Schmuhl, Sie wollen erlauben, daß ich bemerken darf Folgendes: Wer den Süllberg besucht, hat für die unvergleichliche Aussicht, die er genießen kann, so lange er will, eine Mark Dänisch zu bezahlen, wofür Getränke verabreicht werden. Ihre Söhne weilten ziemlich lange hier und handthierten mit dem dort aufgestellten Fernrohr in einer Weise, die nicht annehmen läßt, daß sie die Sternkunde — eine Lieblingswissenschaft von mir — in großer Achtung hatten."

„Wär überflüssig, junger Mensch, sehr überflüssig. Ich hab' Sterngucker gekannt von großer Berühmtheit, meschugge aber waren sie doch immer."

„Da ich nun den jungen Herren bemerklich machte," fuhr der Kellner fort, „sie möchten die Gefälligkeit haben und sechs Mark Dänisch bezahlen, wofür ich ihnen Wein oder Porter anbot, wurden sie grob und wollten auskneifen."

„Und da, Vaterleben," fiel Abraham ein, „ergriff der Bösewicht unsern jüngsten Bruder und schleppte ihn zappelnd nach der finstern Kammer."

Ephraim sah ein, daß er sich blamiren würde, wenn er die Wahrheit bekannte. Er warf den Kopf

verächtlich zurück und sagte, rasch wieder in die Tasche greifend:

„Ich will sein großmüthig, junger Mensch und Sie nicht erst bringen in Ungelegenheiten wegen Ihre unstatthafte räuberische Eingriffe. Schaffen Sie mir gleich her mein Fleisch und Blut und hier ist der Bettel!“

Er warf die begehrte Summe auf einen nahe stehenden Tisch, folgte dem voraus eilenden Kellner, nahm seine ihm jubelnd entgegen springenden Söhne freudig in Empfang und wendete dann, ohne sich auch nur eine Sekunde lang an der Aussicht zu laben und den Kellner noch eines Blickes zu würdigen, der Pforte wieder zu.

Während des Hinabsteigens, das Ephraim manchen Schweißtropfen kostete und die Anspannung all seiner Kräfte erforderte, kam er begreiflicherweise nicht zum Sprechen. Auf der ebenen Straße erst fand er sich selbst ganz wieder.

„Die Mutter hat Angst um Euch und ich fang an zu werden verdrießlich,“ sagte er, die Söhne mit seinem Stocke vor sich hertreibend. „Das Vergnügen wird sauer, und wenn's wäre möglich, würd ich wieder von mir geben so viel, als ich hab' genossen davon bis jetzt. — Die Sonne sinkt schon, macht, daß Ihr kriegt was in Eure ausgehungerte Leiber, sonst könnte später durchscheinen der Mond, und ich könnt' bekommen Furcht vor mein eigen Fleisch und Blut, wenn es um mich herumsprünge wie leibhaftige Schemen. — Fort! Die Mutter hat getragen viel Sorge für Euch, mehr, als Ihr's habt verdient. 'S gibt zu Essen was Gutes und zu trinken noch was viel Besseres, das Euch nicht wieder kommen wird vor die Lippen in die nächsten drei Monat! Mit dem Vergnügen aber will ich machen ein End'; mein Kopf wird mir schwer, die Beine sind mir ausgegossen worden mit Blei, aber die Tasche fängt an zu werden leichter! Schlechtes Geschäft das — ich geb's auf! Mer soll nichts anfangen, worauf mer nicht ist gelernt worden von Jugend auf!“

In einer Stimmung, welche die Mitte hielt zwischen Spaß und Verdruß, setzte sich Ephraim wieder zu Esther und erzählte ihr seine neuesten Abenteuer.

„Haste nu auch genug von dem Vergnügen, wie ich,“ schloß er, „so bringen mer die Geschicht' in Ordnung und packen uns alle zusammen in den Omnibus. Meine Gebeine thun mir weh' als wär ich gelaufen den ganzen Tag mit einem centnerschweren Packen auf'm Rücken! Ich will mir ausruhen im Wagen und die Landhäuser und Gärten besehen durch die Fensterscheiben, die sich die reichen Leit' haben bauen lassen zur Verschönerung der Gegend.“

Esther war einverstanden mit diesem Vorschlag, sie vergaß nur in Anschlag zu bringen, daß die Familie Schmuhl allein das Innere eines Omnibus vollständig ausfüllte.

Während die sechs ausgehungerten jungen Schmuhls die für sie zurückgestellten Speisen buchstäblich verschlangen und auch den sauern Porter zum größten Vergnügen ihres Vaters beinahe ganz austranken, berechnete sich dieser mit dem Kellner. Bei dieser unangenehmen Beschäftigung sank der umgängliche junge Mann bedeutend in seiner Achtung. „Weißte was, Esther?“ sagte er, als der Kellner das Geld eingestrichen hatte und fortgegangen

war. Ich hab' mir in meine vertrauensvolle Gutmüthigkeit ganz geirrt in dem Menschen. Er taugt nichts, denn er hat mir angeführt zweimal: erst mit dem Porter, der gewesen ist zu sauer, wie er nicht sein sollte und zu zweit mit der Rechnung, für's ganze Vergnügen, die gewesen ist geschrieben mit einer faustdicken Kreide! Die Ehrlichkeit wird so rar in der Welt wie gute Wechsel; kein Mensch nimmt in Discont, und find't sich doch dazu ein Spekulant von der waghalsigen Couleur, so wird er angeschmiert damit, bei Gott! Und nun, Esther, wollen mer fahren zurück nach Hamburg, wenn du dich hast satt vergnügt."

Die Töchter warfen noch einen glücklichen Blick auf die liebliche Umgebung, packten dann ihre sieben Sachen zusammen und stellten sich der Größe nach vor dem harrenden Vater hin.

„Na, kann nu gehen los der Auszug?" fragte Ephraim mit einer Stimme, die nicht sehr freudig klang. „Ihr habt doch lassen nichts liegen, daß man's muß morgen suchen lassen durch die „Nachrichten", um's doch nicht zu kriegen wieder? Dann Paschol, Jungens! Tretet fest auf mit die Füß und geht nicht so baumlig! 'S sieht schlecht aus. Wenn ich aber spazier' zum Vergnügen mit meine Familie, will ich, daß es soll aussehen gut."

Sämmtliche Schmuhliten verließen den Garten, fragten vor ihrem gänzlichen Abzuge nach dem Haltorte des Omnibus, den Esther zwar kannte, nach dem sich aber, größerer Sicherheit wegen, Ephraim doch noch besonders zu erkundigen für gerathen hielt.

„Hast Recht gehabt, Esther," sagte er befriedigt, „nu können mer in Ruhe stiefeln durch den Staub, mer wissen, daß mer nicht gerathen in die Irre oder auf ein falsches Fahrzeug."

Nach zehn Minuten hatte die Familie Schmuhl den Abfahrtsort erreicht. Der Omnibus war bereits da und viele Menschen umstanden ihn. Ephraim eilte den Seinigen voraus, um Plätze zu nehmen. Als er einsteigen wollte, hielt ihn der Conducteur zurück.

„Besetzt!" sagte der Mann im kältesten Geschäftston.

„Besetzt?" wiederholte Ephraim. „Wie kann sein der Wagen besetzt, als er doch ist leer?"

„Hier stehen die Passagiere," sagte der Conducteur auf die plaudernde Menschengruppe zeigend. „Diese Herrschaften haben schon vor zwei Stunden Plätze genommen."

Ephraim Schmuhl, dessen Familie inzwischen herangekommen, ward's schwül. Er wehte sich Luft zu mit seinem buntseidenen Taschentuche.

„Lieber Mann," sprach er, seine Hand vertraulich auf den Arm des Conducteurs legend, „lassen Sie reden mit sich ein vernünftiges Wort. Ich bin Ihr Freind und ich möchte wünschen, daß Sie würden auch der meinige; denn ich hasse die Feindschaft wie die Sünde. Nichts ist mir fürchterlicher als Feindschaft! Sehen Sie, lieber Mann, hier steht meine ganze hoffnungsvolle Familje. Sie hat sich abstrapaziert im Vergnügen, daß Sie ist müde geworden zum Umfallen. Sie muß fahren, bei Gott, denn sie kann nicht gehen, ohne zu verlieren die Füß' und die Schuh' dazu. Haben Sie also ein Einsehen, Herr Conducteur, und lassen Sie mir einsteigen mit die Meinige. Sie sollen haben ein gutes Trinkgeld!"

Der Conducteur schüttelte den Kopf, indem er rief: „Einsteigen, meine Herrschaften!"

Die Passagiere leisteten dieser Aufforderung sogleich Folge, und der Kutscher schwang sich auf

seinen hohen Sitz. — „Sie werden doch nicht fortfahren ohne mich und meine Familje und uns stehen lassen hier im Staub, als wären mer verlassen von Gott und Menschen?“ rief Ephraim. „Ich will Sie was sagen,“ fuhr er fort. „Spannen Sie noch zwei vor von Ihre graue Katzen. Der Wagen ist stark gebaut und hält was aus, und ich mache mir leicht mit meine ganze Familje. Lassen Sie uns aufsteigen aufs obere Stockwerk! Mer haben gerade Platz oben, wenn mer uns theilen in zwei Hälften, und die eine Hälfte läßt die Beine baumeln herunter rechts, die andere links. Thun Sie's, lieber Mann, 's soll nicht sein Ihr Schade! Ich will sein erkenntlich mit klingender Silbermünze, denn ich bin gerührt!“

„Fertig!“ rief der unbarmherzige Conducteur, die Peitsche des Kutschers klatschte und der Omnibus rollte, eine Wolke dicken Staubes aufwirbelnd, aus dem Hofraum.

Ephraim Schmuhl warf seinen Rohrstock von sich, packte sich mit eigener Faust vorn an der Brust und schüttelte sich dergestalt, daß ihm der schöne Castorhut vom Kopfe fiel und durch den tiefen Staub kollerte.

„Ephraim,“ rief der abermals Getäuschte in seinem Zorne, „Ephraim, warum biste gewesen dumm und hast dir gemengt in Dinge, die du verstehst gar nicht! Laß andere laufen wie verrückt und sich vergnügen, du aber bleibe zu Haus hinterm Pult sitzen mit krummen Rücken und vorgebeugtem Leibe und thun, was ist Recht, was dir kommt zu, und wozu du bist worden geboren! Rechne und zähle, verlern' das Gehen, wandele auf wackelnde Beine und werd' scheu, wie 'n Reh, das da wittert den Jäger, nur laß dir nicht einfallen, haben zu wollen ein Vergnügen am Sonntag, wie andere Leit', die besser wissen zu kommen durch die Welt, wie du!“

Esther mußte Gewalt brauchen, um die Hand des ergrimmten Gatten von dem Busenstreifen zu lösen, den er in seiner Wildheit schon fast ganz zerrissen hatte. Die Töchter kreischten laut auf vor Schreck, die Söhne riefen einmal über das andere: „Vaterleben, bring' dir nicht um! Mer sind Alle unglücklich!“

Ermattet von dem leidenschaftlichen Ausbruch seines Zornes ließ Ephraim endlich ab von diesem blinden Wüthen gegen sich selbst. Die Arme schlaff am Leibe herabhängen lassend, gestattete er, daß zwei seiner Söhne ihn nach einer nahe stehenden Bank führten. Trostlos setzte er sich hier nieder. Esther hatte inzwischen den schönen Castorhut aufgehoben und ihn, so gut es gehen wollte, von Staub gesäubert. Eine der Töchter trug den weggeworfenen Stock.

„Vaterleben,“ sprach Moses, der zweitälteste Sprößling Schmuhl's, „Vaterleben, soll ich laufen zu einem Bauer und bestellen einen Stuhlwagen, auf dem haben Platz zwölf friedliebende Menschen?“

Ephraim schüttelte das Haupt, dann sagte er resignirt matter Stimme:

„Ich will nichts hören von Pferd und Wagen oder Feuerschiff — denn ich hab' satt das Vergnügen zum Ersticken! Laßt mir Zeit ein paar Minuten, daß ich wieder kommen kann zu Athem. Dann stellen mer uns Alle auf die Füß' und treten an die Rückreise nach Hamburg.“

„Zu Fuß?“ fielen zwei der Töchter ein. „Wie haißt? Sollen mer uns ganz verderben die Schnürstiefeln von braunem Serge und bestäuben die Strümpf, daß sie werden grau? 'S wird kosten viel Seife!“

„Laßt es kosten zwei Pfund oder drei,“ erwiederte der Vater, „ich will dennoch laufen zu Fuß. Die Bewegung ist gesund dem Körper und ich werd' nicht haben in einem Jahr wieder einen so großen Gedanken, der mir kostet viel Athem, raubt mir die Zufriedenheit mit meine Lage und macht aus meinem Geldbeutel einen leeren Darm. Ich geb' auf 's Vergnügen und will's halten wieder ganz und gar mit Müh' und Arbeit, was sind die besten Freinde für die ganze leidende Menschheit!“

Bei diesem Ausspruche des sehr ärgerlich gewordenen Mannes blieb es trotz der wiederholt versuchten Einwürfe und Gegenvorstellungen Esthers und ihrer Töchter.

'S wird gegängt!“ sagte Ephraim, seinen Hut mit kräftigem Druck aufstülpend, den Stock ergreifend und aufspringend. „Marsch vorauf ihr Jungen, der Reihe nach, rückwärts wie Ihr seid gekommen auf die Welt; dann folgen die Schwestern ebenso, und ich und Mutter wir machen den Schluß und stützen uns gegenseitig in der Trübsal, wenn anfangen wollen zu sinken die Kräfte, die mer haben verconsumirt so verschwenderisch bei's Vergnügen.“

So machte sich denn die Familie nach den Vorschriften ihres Oberhauptes auf den Weg. Es war ein schweres Stück Arbeit, das zu vollbringen Niemand mehr Anstrengung kostete, als den, der es ausgesonnen hatte. Ephraim ließ aber nicht nach, so entsetzlich ihn auch die Füße schmerzten, und so langsam er von der Stelle kam. Die Sonne ging unter und noch war die wandernde Familie, die lange schon schweigsam geworden, nicht einmal in Ottensee. Selten noch rollte ein Wagen an den verspäteten, todtmüden Vergnüglingen vorüber.

Esther stieß von Zeit zu Zeit Seufzer aus, wenn sie bemerkte, daß Ephraim bei jedem Schritte zusammenfuhr und mit großer Vorsicht jedem Stein des Anstoßes aus dem Wege ging.

Endlich schimmerten aus der Ferne die hellen Gasflammen am Millernthor. Eine Glocke schlug — Ephraim zählte.

„Zehn! Gerechter Gott! Zehn!“ rief er aus. „Hebt die Füße auf geschwind, wie die Schnellläufer, daß mer noch kommen in's Thor, eh' sie setzen die Sperre auf's Doppelte, was mir gerade würde kosten 'nen ganzen Hamburger Thaler!“

Ephraim selbst war der Erste, der es versuchte, seine müden Glieder in schnellere Bewegung zu setzen. Allein bei aller Willigkeit des Geistes behielt das schwache Fleisch doch die Oberhand. Er mußte es aufgeben, noch während des Läutens der Sperrglocke das Thor zu passiren. Das rufende Glöcklein verstummte auch wirklich einige Minuten früher, ehe der Trauerzug der Schmuhliten die Stadt betrat. Der betrübte Vater mußte ohne Gnade einen vollen Hamburger Thaler Sperrgeld erlegen. Die letzte Plünderung seiner Börse gab

aber Ephraim die ganze Spannkraft seiner Seele wieder. Den Arm Esthers wärmer an sich drückend, sagte er, nachdem er dem Aufseher die Sperrmarken mehr in die Hand geworfen als gedrückt hatte:

„Ich hab' en Gedanken, Esther, 'nen großen Gedanken!"

„Au waih!" rief diese aus. „Schlag 'n todt, eh' er ganz wird lebendig und ordentlich kann auskriechen und hüpfen in die Welt wie ein Piepvögelein! Du machst dir unglücklich mit deine Gedanken und wirst zuletzt meschugge und 's ganze Geschäft geht pleite!"

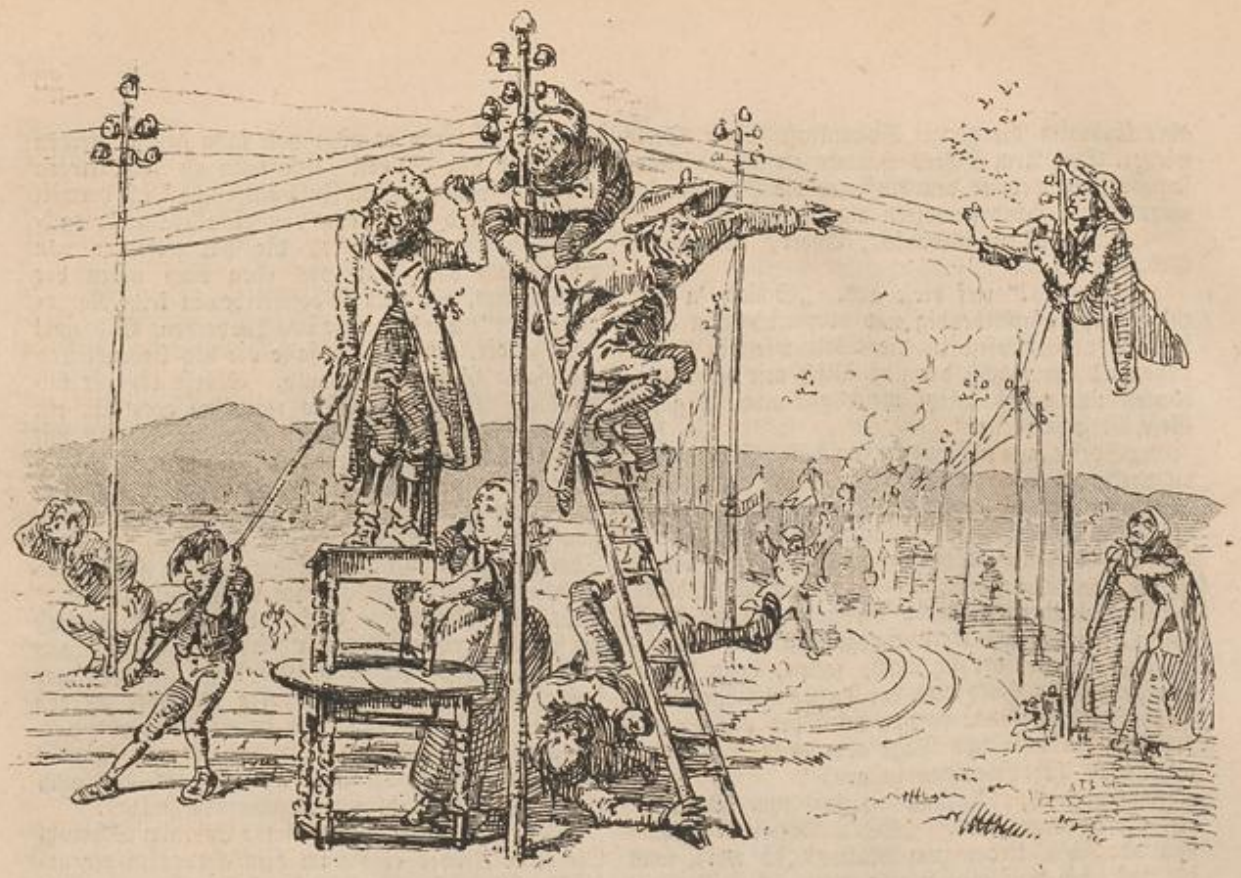
„Sprich mir nicht von's Geschäft, Esther, denn du verstehst dervon nichts. Ich bleib' bei meinen Gedanken und ich werd 'n auch führen aus. Meine Bürgerpflicht verlangt's." „Biste schon meschugge?"

„Daniel konnte nicht sein gescheidter, wie er lag in der Löwengrube, als ich in dem Augenblicke, wo mir gefahren ist mein Gedanke durch'n Kopf. Die Thorsperre soll werden abgeschafft und ich will sein der Mann, der sie macht fallen, denn sie hat mir genommen Geld aus der Tasche unnützerweise, wovon ich hätt' könne speisen mit Brod meine ganze Nachkommenschaft acht Tage oder neun, wenn mer die Stücke nicht schneiden zu groß!"

„Ephraim, ich muß schicken zum Docter!" rief die besorgte Frau. „Gib'n Doctor den Laufpaß und schick' lieber zum Makler! Ich weiß, was ich thu', ich kauf ein Haus; denn ich will sitzen unter die erbgesessene Bürgerschaft und mit stimmen vor die zeitgemäße Reformen, ohne die muß gehen zu Grunde die bürgerliche Freiheit zugleich mit dem Geldbeutel, wenn er nicht voll kann gesteckt werden mit Gold und Silber. Und kann ich nicht kriegen ein Haus von neuestem Zuschnitt, nehm' ich derweil ein altes, und wär's eins von die allerältesten wacklich gewordene Eckhäuser, die hat zerfressen von unten nach oben und von oben nach unten der Krisiswurm, der noch ist beschrieben in keine Naturgeschichte!" Du stürzt dir in's Verderben, Ephraim! „Tröste dir, Esther, und fasse dir als liebende und gehorsame Gattin in Geduld, Stürze ich mir ins Unglück, wie du sagst, so werd ich doch sein ein großer Mann und aufstehen von die Todten mit eine vergoldete Mauerkrone um meine salomonische Stirn! Morgen frag ich, was kosten die morsch gewordene Eckhäuser, und in die nächste Bürgerschaft will ich erheben meine Stimme gegen die Thorsperre, die mir gekostet hat so viel Geld, und ich werd' schreien laut und immer lauter, und werd' aufwiegeln alle unsere Leit', die haben Geld, daß sie sich auch einkaufen unter die Erbgesessene, und wenn sie haben gehört meinen Rath, werden mer haben abgeschafft die Thorsperre und mer werden sein ein Volk, das kann frei handeln und wandeln bei Tag und Nacht, im Sommer und im Winter! Und das thu' ich, bei Gott, weil ich doch will auch einmal haben gehabt ein Sonntagsvergnügen!"

Bei den letzten Worten schob Ephraim Schmuhl alle seine Kinder eins nach dem andern in die geöffnete Hausthür, den Kindern folgte die noch immer opponirende Esther, und zuletzt sprang Ephraim selbst nach und schlug die Pforte so kräftig hinter sich zu, daß die Fensterscheiben klirrten.

Offizier. Fahr aus dem Wege, du Esel oder das Kreuzdonnerwetter soll dich regieren!
Bauer. Macht Platz Ochsen, jetzt müssen Andere her.



Praktische Anwendung des Telegraphen (für Rheumatismus).

Erster Handwerksbursche. Wie außerordentlich ist's doch, daß der Schöpfer die Welt in sechs Tagen geschaffen!

Zweit. Handwerksbursche. (Ein Maurergeselle, indem er auf eine vorhängende Felswand zeigt:) Ja, aber die Arbeit ist auch danach!

Ein Fäßchen Caviar.

Eine Humoreske.

In dem, durch eine große Fensterwand vom lebhaften Detaillocal eines Specereigeschäftes getrennten Kabinette, stand Herr Marquardt, der Prinzipal desselben, eifrig bemüht, den Deckel eines kleinen, geöffneten Fäßchens wieder in seine alten Fugen zu klemmen und die Reifen darum zu befestigen. Sein hageres, lederfarbenes Gesicht schmunzelte dabei, der Kopf wiegte sich wohlgefällig, die kleinen Luchsaugen blinzelten, die Lippen fingen an sich zu bewegen, und er ziemlich laut zu denken. — „Wer gut schmärt, der gut fährt — die Lieferung kann mir nicht entgehen," sagte er. „Ein Gourmand, wie der Herr Geheimrath, nimmt das hoch auf. — In seiner Hand liegt die Entscheidung. In einigen Tagen soll sie erfolgen. — Der Nachgeschmack des vortrefflichen Caviars wird den Gaumen kitzeln, wenn der Ausspruch geschehen soll — mein Bild wird wach werden — die Hand unwillkürlich den Namen Marquardt schreiben. — Die Lieferung ist sicher mein." — Er rieb sich die Hände und wiederholte schmunzelnd: „Wer gut schmärt, der gut fährt. — Nun ein paar Zeilen und geschwind fort damit." Er verschwand in dem daranstoßenden Comptoirzimmer, dessen Thüre er hinter sich schloß.

„Was habe ich gehört?" sagte ein junger Mann im Detailgeschäft, welcher aufmerksam das Ohr dem zu laut Denkenden zugeneigt hatte. „Der alte reiche Filz denkt auch diese Lieferung an sich zu reißen, auf welche Emiliens Vater sicher rechnet und deren er bedarf, um sich wieder etwas empor zu schwingen? — Da schwebt sie eben vorüber!" rief er, nach dem Straßenfenster blickend — „als ob sie, ein Engel, mich mahnen wollte, dies zu verhindern." — Er eilte schnell an das Fenster, öffnete dasselbe, aber der eben erblickte Gegenstand mußte plötzlich verschwunden sein. Er bog sich ziemlich weit hinaus, um nach allen Richtungen zu spähen.

Herr Marquardt trat mit dem Fäßchen im Arm und einen Brief in der Hand wieder in das Detaillocal. Als er dort Niemand gewahrte, fuhr der Kopf rasch nach allen Seiten herum, jetzt bemerkte er den Commis, welcher ihm noch immer den Rücken kehrte. Er setzte wüthend das Fäßchen auf den Ladentisch, warf den noch ungesiegelten Brief daneben, faßte den Commis am Rockkragen, schleuderte ihn herum und wollte einen Fluch ausstoßen. Der junge Mann aber, schnell gefaßt, schnitt denselben ab und sagte, ihn starr ansehend:

„Guten Morgen!"

„Sie haben —" begann Marquardt heftig.

„Ihnen schon einen guten Morgen gewünscht?" fuhr der junge Mann schnell fort und lächelte dabei pfiffig. „Thut nichts. Sie sagen ja immer selbst, man kann nicht höflich genug sein."

„Herr Gott, ja — aber —"

„Wie Sie geschlafen haben — sich befinden — schleuderte der junge Mann mit großer Zungenvolubilität heraus — „habe ich noch nicht gefragt. Richtig — sehr richtig. Um meinen unverzeihlichen Fehler gut zu machen, erlaube ich mir jetzt zu fragen —"

„Nein lassen Sie mich fragen," polterte Marquardt heftig.

Der junge Mann aber ließ ihn nicht zu Worte kommen. „O, das wäre ja gegen alle Regeln des Wohlstandes" fiel er ein. „Nein, das darf ich durchaus nicht zugeben. Sie mein geehrter Herr Prinzipal, der achtungswertheste, religiöseste Mann in der Stadt, der Wohlthäter aller Armen." Er nieste. „Ich beniese es — dieser Mann sollte sich zuerst um das Wohlsein eines unbedeutenden Menschen erkundigen, wie ich? — Nein nimmermehr! Was würde die Welt dazu sagen, wenn Sie —"

Marquardt suchte ihm den Mund zuzuhalten, jetzt gelang es ihm etwas. „Herr Gott," schrie er dabei, „das ist mir einerlei! Ich will —"

Der junge Mann hatte sich wieder losgemacht. „Etwas was mir als Mangel an Erziehung ausgelegt werden könnte," fiel er ein. „Nein, das darf ich durchaus nicht zugeben, das bin ich meiner Ehre schuldig. — Ich muß darauf bestehen, daß ich zuerst vollende." —

„Enden?" schrie Marquardt jetzt aus Leibeskräften. „Ewige Gerechtigkeit, Sie sind ja endlos, wenn Sie zu schnattern anfangen; das ist auch Alles, was Sie können; aber meine Geduld ist auch zu Ende. — Telegraphen und Faullenzer brauche ich nicht. Verstehen Sie mich. Dort ist die Thüre und hier Ihr vierteljährlicher Gehalt!" Er warf zwei Goldstücke auf den Ladentisch. „Schade um die schönen Dinger, allein ehe ich mir die Schwindsucht an den Hals ärgere — Adieu — ich empfehle mich Ihnen!" Er ging wüthend nach dem Comptoire, dort hörte man ihn noch rufen: „Ernst, versehen Sie einstweilen das Detailgeschäft!"

„Hahahaha!" lachte der junge Mann übermüthig auf; „das Donnerwetter wäre wieder glücklich beseitigt — aber" setzte er langsamer hinzu, „ich bin auch beseitigt und so wenig ich mir sonst daraus machte, jetzt ist es mir verdammt unlieb. Emilie gestand mir gestern ihre Liebe — ist's auch noch nicht recht mein Ernst — das Mädchen ist hübsch und die einzige Tochter, wer weiß was sich da — — Geht nicht, ich kann jetzt nicht fort." — Indem

fiel sein Blick auf den Brief, er ergriff ihn, las — „Wieder richtig so ein gottesfürchtiger Streich des alten Filz. Andern die fette Lieferung vor der Nase wegschnappen — ha — was fällt mir da ein. — Ich gehe zu Emiliens Vater, erzähle ihm die Geschichte und erbiete mich die ganze Sache zu hintertreiben — und damit das in jedem Falle geschieht" — Er ging an eine andere Seite des Ladens, holte dort ein gleiches, leeres Caviarfäßchen, eilte nun zur Tonne, worin grüne Seife war, füllte das Fäßchen rasch, schloß es eben so schnell durch Einfügen des Deckels in die Fugen und flüsterte: „Verhelfe ich den alten Brunkow, Emiliens Vater, so zur Lieferung, nimmt er mich am Ende aus Dankbarkeit in sein Geschäft, und ich bin Emilien näher. Hahaha! Kein Unglück so groß, es kann ein Glück daraus erblühen!" Er vertauschte nun schnell die Fäßchen und schob das richtige unter den Ladentisch. „Die Lieferung versalze ich dir jedenfalls, alter Gauner," sagte er, nach dem Comptoir gewendet. „So bin ich doch, wie es auch komme, gerächt — und wenn dich die Galle überläuft bei der Entdeckung — kannst du sie mit der Seife wegwaschen." Eben trat der junge Mann, Ernst, aus dem Comptoir ins Detailgeschäft und zugleich von der Straße her mehrere Käufer. „Adieu Ernst!" rief der junge Mann noch und schritt hinaus. — Kurz darauf kam auch Herr Marquardt wieder, nahm den Brief, eilte damit in's Comptoir, siegelte denselben und murmelte dabei: „Ueber den Aerger hätte ich beinahe die Hauptsache vergessen. Johann," rief er. Ein Diener trat ein. „Nimm das Fäßchen draußen auf dem Ladentisch, trag es eiligst zum Herrn Geheimrath Endemann, eine schöne Empfehlung von mir, der Kammerdiener möge es nebst diesem Briefe dem Herrn Geheimrathe, sobald er aufgestanden sei, übergeben." Der Diener ging durch das Detailgeschäft. Marquardt sah ihm nach, rieb vergnügt die Hände und sagte: „Ich habe sie alle überlistet. Die Lieferung kann mir nicht entgehen!" Er begann Handlungsbriefe zu schreiben. Im Detailgeschäfte war es so lebhaft, daß der eine Diener kaum die Kunden befriedigen konnte. Herr Marquardt aber schwelgte in zu froher Hoffnung, als daß er dies bemerkt und dem einzelnen Expedienten zu Hülfe gekommen wäre.

Der Geheimrath Endemann war eine kleine, runde Figur mit dicken Pausbacken und stark hervortretenden Glotzaugen, über welche sich ziemlich kräftige Brauen in starken Spitzbogen wölbten und unter welchen eine kurze aufgestülpte Nase himmelanstrebte. Da die Erscheinung durchaus nichts Imponirendes hatte, so suchte er dies durch gewisse Aeußerlichkeiten zu erzielen, toupirte das melirte Haar über der Stirn straff hinauf und suchte dem Gange etwas Steifes zu verleihen; aber die kurzen Beine hatten an dem runden Corpus so viel und schwer zu tragen, daß sie stets ins Wackeln geriethen und dem stolz einherschreiten Wollenden, viel Lächerliches verliehen. So trug er auch, wo es nur irgend anzubringen war, stets seine Civil-Uniform, um sich dadurch mehr Ansehen zu geben, und sein größter Schmerz bestand darin, daß er trotz der unsäglichsten Mühe' noch keinen Orden hatte erwischen können, obgleich man damit an jenem Hofe sehr freigebig war. Die Schlingen jedoch, woran der zu hoffende Orden einst kommen konnte, sah man bereits seit Jahren an der Uniform und Lästermäuler wollten behaupten, der Herr Geheim-Rath schmücke sich im Geheimen öfter mit erkauften Bändern und stolziere so wohlgefällig an seinem Spiegel vorüber. Wir wollen ihm die Ordensschwäche nicht zum Vorwurfe machen, ist er doch nur ein Glied einer großen gleichgesinnten Bruderkette. Daß er bisher diesen Orden nicht erlangte, gereichte seinem Staate zur Ehre, wenn die Berichte über ihn wahr gewesen sind. Man behauptete nämlich, er sei nur sein eigener geheimer Rath — und wenn wir das mit seinem geheimen Treiben vergleichen — so können wir dem Staate nur Glück wünschen, der solche Naturen mit dem bloßen Titel abspeist und sich ihrer weiter nicht bedient. Bei der Lieferungsgeschichte hatte man ihm eine Stimme zugestanden — wie man den Bettler ein Almosen zuwirft — er aber gab sich nun den Lieferanten gegenüber das Ansehen eines Präsidenten — und diesem konnte ja auch der Orden nicht entgehen — den er wachend und träumend an seiner Brust erglänzen sah. Auch heute hatte ihm ein süßer Morgentraum die Erfüllung seines Lieblingswunsches vorgespiegelt. Er trat beseligt aus seinem Schlafkabinette in das Zimmer. „Was ist das für ein Morgengruß?" sagte er, das bereits angekommene Caviarfäßchen erblickend, welches der Kammerdiener hierhergestellt hatte. Er bemerkte jetzt den daneben liegenden Brief, nahm ihn, las — die Mienen wurden immer freundlicher, der Kopf bewegte sich wohlwollend auf und ab, der Mund spitzte sich und die Zunge sog, als ob sie lüstern nach des Fäßchens Inhalt wäre, an den Lippen. „Caviar?! schon jetzt frischen Caviar? Der Marquardt ist doch ein Ehrenmann — das beweist es — und der Ehrenmann soll auch die Lieferung haben. Ich will sogleich zu Sr. Excellenz dem Herrn Minister! Aber — halt!" Er klopfte sich wohlgefällig die dicken Backen. „Der Gedanke ist göttlich — ein ächter geheimer Raths Gedanke, der mir den Orden sicher bringen muß. Se. Exellenz haben heute großes diplomatisches Diner — ich liefere die seltenste Würze dazu — das ist ein Verdienst um den Staat, welches er nur durch einen Orden ausgleichen kann." Schnell setzte er sich und schrieb einige Zeilen. „Francois," rief er, ein Diener trat ein. „Geschwinde" fuhr er fort und siegelte dabei, „das Fäßchen und diesen Brief an Se. Excellenz den Herrn Minister."

In einer Minute war der Diener auf dem Wege nach dem ministerlichen Hotel. Der Geheimrath aber stellte sich vor dem Spiegel, deutete mit der linken Hand auf die Stelle, wo der jetzt muth-

maßlich errungene Orden hängen werde, fuhr mit der rechten Hand durch das Toupee, daß es eine größere Länge als sein Gesicht erreichte, warf stolz und verächtlich die Lippen auf, kniff die Augen, daß die spitzbogenförmigen Brauen fast in einen Büschel zusammenliefen, streckte die kurze dicke Gestalt nach Möglichkeit empor und wähnte größer geworden zu sein, weil er sich dabei ein wenig auf die Fußspitzen erhob, welches aber dem Ganzen das Gleichgewicht raubte, so daß er einer wackelnden Pagode glich, stemmte nun die rechte Hand stolz auf die Hüfte und glotzte so wohlgefällig sein affröses Spiegelbild an.

Sr. Excellenz der Herr Minister, ein hageres, langes, dürres, verkehrtes Ausrufungszeichen mit Gänsehals, eingefallenen Wangen, kleinen farblosen Augen, übermäßig gebogener Habichtsnase, ächtem Judenkinne und einem dürren Aehrenfelde gleichenden Haarwuchse, aber äußerst adelstolz und rangsüchtig, befanden sich gerade unter den Händen des Barbiers, welcher eben das Messer auf dem Streichriemen wetzte und die Excellenz bereits eingeseift hatte, als Jean, der Kammerdiener, hereinstürzte und erfreut rief:

„Das Diplomatische Corps wird heute durch Ew. Erellenz wahrhaft —"

„Barbiert!" fiel unwillig über die Störung die eingeseifte Excellenz ihm in die Rede und wandte sich dem Barbier zu. — Dieser fing hell auf an zu lachen. „He?!" sagte die Excellenz ihn überrascht ansehend — der Barbier aber konnte das Lachen nicht unterdrücken. Dadurch gerieth auch der Kammerdiener in Verlegenheit und stotterte:

„Das wage ich gerade nicht zu behaupten" — der Barbier lachte noch heftiger. Die Excellenz sah bald den Einen bald den Andern an. „Vielmehr" fuhr der Kammerdiener zögernd fort, „wollte ich sagen, das diplomatische Corps wird heute durch Ew. Excellenz wahrhaft überrascht werden."

Durch des Kammerdieners Ergänzung des ärgerlichen qui pro quo's inne werdend, fuhr die Excellenz mit solcher Heftigkeit gegen denselben herum, daß sie den eben näher tretenden Bader zur Seite schleuderte. Dieser taumelte gegen den Tisch, auf welchem das Rasierzeug ausgebreitet lag und die Büchse mit dem noch vorräthigen Seifenschaum stand; alles flog zur Erde. Der Kammerdiener hatte eben wieder den Mund geöffnet, um in seinem Berichte fortzufahren, als ihm die Ladung Seifenschaum von der Erde in das Gesicht, in den Mund spritzte, und unwillkürlich sowohl diesen, als die Augen schloß. So spritzte er, nicht sehend, eifrig den Schaum aus dem Munde zurück und gerade der noch vor ihm sitzenden Excellenz auf das Haupt, ins Antlitz.

Dieser schloß ebenfalls unwillkürlich die Augen, fuhr in die Höhe, vergaß, daß sie die Serviette noch umhängen hatte. welcher sie sich zum Abwischen bedienen konnte, faßte so in der Angst umher, erwischte den Teppich des Tisches, auf welchem noch das Frühstück servirt war, riß ihn mit solcher Gewalt herab, daß alles zu Boden fiel, in Scherben zerspringend; eines der Stücke in den großen venetianischen Trimaur flog und denselben mit Geräusch zerschmetterte. Dies öffnete plötzlich Allen die Augen. Mit weit geöffnetem Munde starrten sie sich einander mehrere Secunden glotzend an.

„Ist er verrückt?" rief im Aerger, die noble Haltung vergessend, der Minister und schritt heftig auf den Kammerdiener zu.

„Erlauben Ew. Excell—" hob der Kammerdiener ausweichend an, aber der Seifenschaum mußte beim Oeffnen und Schließen des Mundes wieder seine beißende Kraft ausüben; denn das Wort blieb ihm im Munde stecken und links und rechts suchte er sich der brennenden Substanz zu entledigen.

„Hinaus und reinige er sich, dann melde er weiter!" herrschte der Minister ihn, wie vorher, heftig an.

Der Kammerdiener flog zitternd zur Thüre hinaus. Auch der Barbier stand bebend da; denn die lange Excellenz schritt, blähend wie ein calecutischer Hahn, wüthend im Zimmer auf und ab. Plötzlich wandte sie sich, warf sich heftig in den Stuhl und sagte: „Rasch jetzt, und machen Sie, daß Sie fortkommen."

Der Barbier begann sein Geschäft. „Herr, Sie zittern ja, nehmen Sie sich in acht, sonst —" „Ohne Sorge," sagte der eingeschüchterte Barbier. Ich habe ja gehört, daß hochdieselben beabsichtigen — heute das ganze diplomatische Corps zu bar—" es mußte ihm ein fatales Wort in die Kehle gerathen — er drückte und würgte — endlich erfolgte ein hörbarer Schluck — damit war auch sein Werk vollendet. Eiligst schleuderte er alles in den Barbierbeutel und empfahl sich.

„Jean!" rief der Minister. Der Kammerdiener trat wieder ein, er trug jetzt das uns bekannte Caviarfäßchen und den Brief des Geheimraths. — „Jetzt referire er!" sagte die Excellenz, ohne ihn anzusehen, „und ist sein Bericht nicht der Art, daß er seine vorige Störung und dadurch entstandene Confusion und Schaden vollkommen rechtfertigt, so setze ich den letztern auf seine Rechnung."

Der Kammerdiener reichte ihm statt aller Antwort den Brief. — Der Minister las. — „Herrlich! herrlich!" rief er nach kurzer Zeit. „Eine Gelegenheit, wie sie mir nicht so bald wieder blühen dürfte. — Jacques in die Staatslivree — zu Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen — ich werde indessen schreiben — schnell!" Der Kammerdiener wußte nicht, was er davon denken sollte — er eilte zur Thüre hinaus.

„Dafür kann ich den Spiegel opfern — das trifft sich ja wie gerufen," sagte der Minister wohlgefällig. „Gestern noch äußerte Se. Durchlaucht den Wunsch nach frischem Caviar — aber um diese Zeit — woher nehmen? Und heute — der

Geheimrath ist ein Engel — ich merke freilich, daß er mit dem Caviar wieder nach dem Orden zielt — nun, wenn er mir dadurch zur Grafenwürde verhilft — soll er ihm werden. Was Gesandtschaft — ob die mit Caviar gefüttert wird oder nicht — die Diplomatie befiehlt mir, mich dem Prinzen zu verbinden — die erste günstige Gelegenheit — er kennt meinen Lieblingswunsch — was gilt die Wette — er sucht ihn zu erfüllen."

Er hatte bei diesem Selbstgespräche geschrieben und den Brief gesiegelt. Jacques erschien in der Staatslivree, erhielt den Befehl zum Palais Sr. Durchlaucht des Erbprinzen zu gehen und entfernte sich wieder. — Die Excellenz hob das Petschaft, womit sie den Brief gesiegelt triumphirend empor und sagte schmunzelnd: „Wenn ich dich das nächstemal zum Gebrauche an Sr. Durchlaucht verwende — trägst du die Grafenkrone." Er sah auf den zerbrochenen Trimaur — „auch du wirst restaurirt, das Bild eines Grafen wiederspiegeln," sprach er sich blähend. „Pah! ein kleines Opfer für ein großes Glück!"

„Was sagst du? Caviar? Um diese Zeit? — Nicht möglich! — Und wie käme denn Sr. Excellenz zu dieser Seltenheit — die ich trotz allen Bemühungen nicht erlangen konnte?" sagten Se. Durchlaucht der Erbprinz zu höchst Ihrem Kammerdiener, welcher einen Brief in der Hand, die Meldung von des Ministers Geschenk machte.

„Der Brief wird wohl nähere Aufklärung geben," erwiderte dieser. „Wollen Durchlaucht nicht lesen?" Er reichte den Brief hin und trat wieder ab. —

Der Prinz erbrach, las den Brief. — „Auf Ehre!" rief er nach kurzer Zeit, — „das nenne ich Aufopferung für sein Fürstenhaus! Er hat ihn zum Geschenk erhalten — hat heute großes Diner — ist selbst ein großer Gourmand — und verleugnet alles — besiegt den eigenen Appetit, um meinen Gaumen zu kitzeln, um meinem gestern nur leise geäußerten Wunsche sogleich nachzukommen? Das ist ein Heldenstück — verdiente ein Denkmal in der Weltgeschichte! Eine Schlacht gewinnen ist oft Zufall — den schreienden Magen besiegen — Verdienst — das größte Verdienst — es soll belohnt werden. Die Grafenkrone soll ihm dafür erblühen, geschmückt mit dem Lorbeerkranze wohlverdienten Ruhmes. — Der Herzog soll diese Größe, diese Entsagung, diesen Heldenmuth kennen lernen, um sich glücklich zu preisen, in dieses Mannes Hände das Heil seiner Unterthanen gelegt zu haben! — Louis!" rief er. Der Kammerdiener erschien.

„Gehen Sie doch sogleich selbst zu Sr. Hoheit dem Herzoge, bringen ihm meinen Morgengruß und ich erlaube mir, ihm sein Lieblingsgericht, ein Fäßchen frischen Caviar zu überreichen. Beim Diner heute würde ich pflichtschuldigen weiteren Bericht abstatten."

Der Kammerdiener ging. „Se. Hoheit und vorzüglich Ihre Hoheit werden das gewiß sehr hoch aufnehmen," sagte der Erbprinz selbstzufrieden, „und meinem Wunsche in Beziehung des Grafen, als auch in jedem Anderen, leichter entgegenkommen. Eine Aufmerksamkeit erhält doppelten Werth, wenn erkannt wurde, daß der Geber sich beraubte, um uns zu erfreuen. Herr Minister," sagte er scherzend, als ob er sich gegen Jemand verneige, „ich habe die Ehre Ihnen hiermit die hochverdiente Grafenkrone zu überreichen."

Während so das Fäßchen bereits durch die dritte Hand wanderte und eben in die allerhöchste des Landes, in die des regierenden Herzogs gelangte, saß der uns bekannte, von dem Kaufmann Marquardt plötzlich entlassene Commis, im Kreise vieler Studenten der nahen Universitätsstadt, welche heute, um zu commercieren hierhergekommen waren, in Callenbergs Restauration. Es waren fast sämmtlich Jugendfreunde, ehemalige Mitschüler desselben. Man sprach bald den geistigen Genüssen so fleißig zu, daß der Commis darüber seine Absicht zum Kaufmann Brunkow zu gehen, ja das Vorgefallene vergaß. Erzählung lustiger Studentenstreiche und dadurch ausgeführter kleiner Spitzbübereien, rief erst das Andenken an sein heutiges Abenteuer wieder in ihm wach und er gab es lachend zum Besten. Man pries es allgemein, als einen ächten Studentenpfiff, dem aber die Weihe fehle, wenn nicht der Caviar zugleich auch mit verschwinde.

„Setze deinem lustigen Streiche die Krone auf, Wilhelm. Sinne auf Mittel den Caviar hierher zu spediren und so den Philister doppelt zu prellen, rief man von mehreren Seiten. Der Commis zeigte sich dazu bereit, aber das „Wie" beschäftigte noch die Köpfe. Wo indeß viele Muthwillige, einen Unbefangenen zu prellen beabsichtigen, da wird zuletzt immer ein Mittel gefunden, den Zweck zu erreichen. So sah man denn auch um die Mittagszeit den Commis Arm in Arm mit zwei Studenten am Marquardt'schen Hause langsam und spionirend vorübergehen. Der Commis trat an das Ladenfenster, welches auf die Straße führte, erblickte dort im Innern den Commis Ernst, klopfte leise an, das Fenster ward geöffnet.

„Nichts Neues?" — „Wie so?" — „Je nun, ich meine, ob der alte Brummbär nicht noch weidlich auf mich geschimpft hat?" — „Gebrummt hat er genug, aber immer vor sich hin." — „Wo ist er jetzt?" — „Beim Geheimrath Endemann!"

(Schluß folgt.)

Lith Inst v Arnz & Co in Düsseldorf.

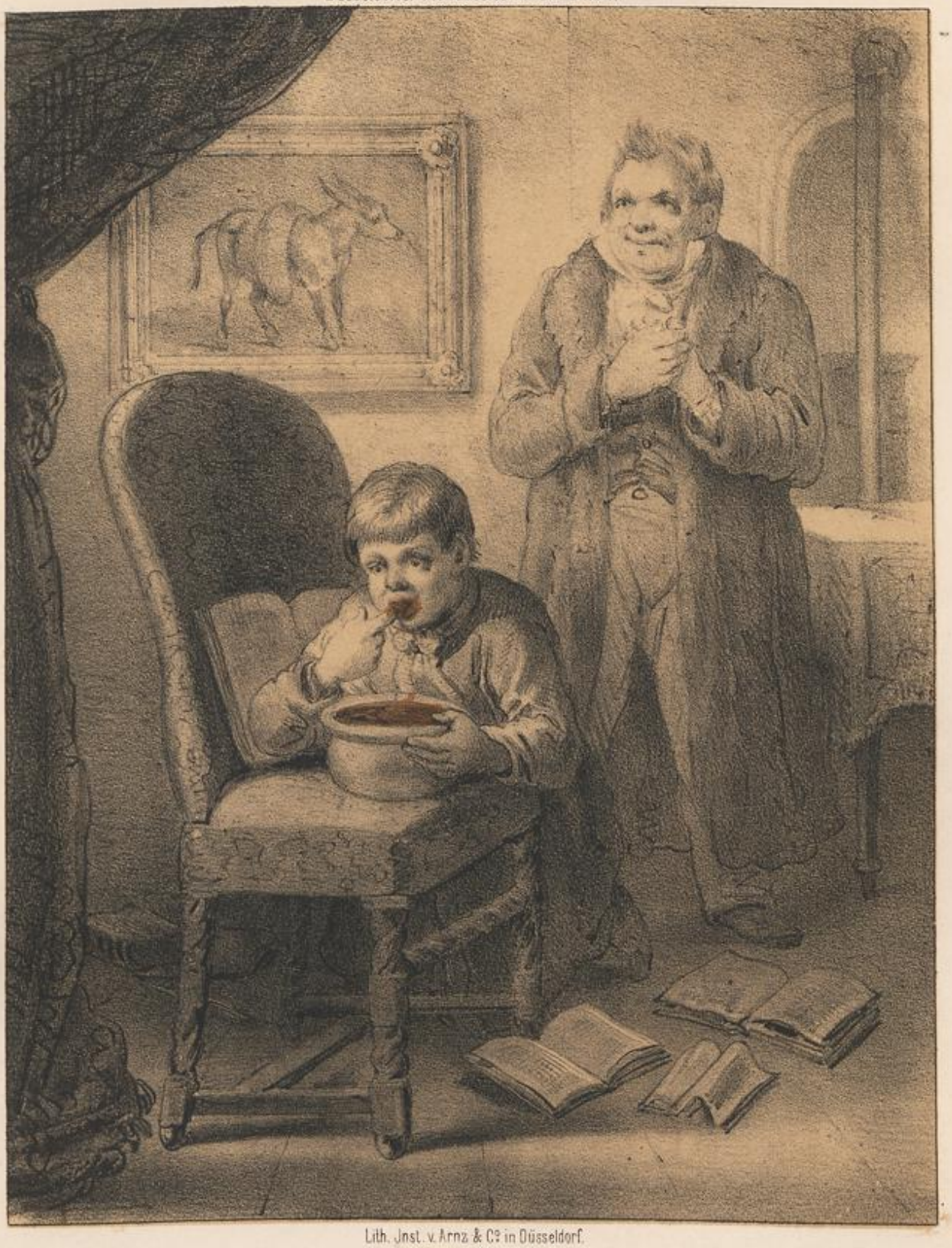
Pfarrer: Willst du auf der Stelle aufhören zu rauchen!

Junge: Jch bin nit katholisch.

Lith Jost v. Arnz & Co in Düsseldorf

Maler: Soll ich Jhnen auch Wolken hineinmalen?

Schülerin: Ach ja, wenn ich bitten darf.



Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Vaterfreuden.

„Gott erhalte mir den braven fleifsigen Jungen! Da sitzt das gute Kind wieder bei seinem **Cornelius Nepos** ganz vertieft in sein Studium! Mein Vaterherz sagt mir's laut: Aus dem Jungen wird was Gescheidtes!"

Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf

„ H'm, das is doch närrisch! Wenn i ǵ'trunken hab', so schläfert's mi, un wenn i ǵ'schlafen hab', so krieǵ i wieder Dorscht! " ___

In dem Verlage der Unterzeichneten ist vor Kurzem nachstehendes Kunstblatt erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Achenbach, Oswald, Molo von Neapel.

Prachtvoller Farbendruck. Preis Thlr. 3.

Dieses herrliche Blatt, welches im Hintergrunde den Vesuv im röthlichen Abendscheine darstellt, rechts den soeben aufgegangenen Mond und im Vordergrunde einige Volksgruppen an einem Brunnen gelagert, theils ausruhend und den Geschäften nachgehend, steht den bereits bekannten Farbendrücken von Gude's Sennerinnen und Andreas Achenbach's Porto venere, zu welchem letzteren es ein passendes Pendant abgiebt, würdig zur Seite. Die eigenthümliche magische Beleuchtung, welche die italienischen Landschaften so besonders charakterisirt, hat der geniale Künstler trefflich wiedergegeben, und macht das Bild einen imposanten Eindruck.

Ferner empfehlen wir folgende zwei Cahiers:

LANDSCHAFTS-ALBUM.

I. Cyclus.

1. Mondscheinlandschaft von O. Achenbach.
2. Italienische Landschaft von A. Flamm.
3. Kirchhof im Mondschein von C. Hilgers.
4. Winterlandschaft von Ch. Webb.
5. Seesturm von A. Achenbach.
6. Westphälische Landschaft von A. Weber.
7. Abendlandschaft von A. Weber.
8. Abendlandschaft von H. Both.
9. Landschaft von A Michelis
10. Mondschein von H. Mevius.
11. Wasserfall von C. Larson.
12. Mondschein von Adloff.

GENREBILDER-ALBUM.

I. Cyclus.

1. Der kleine Liebesbote von Th. Hosemann.
2. Spielende junge Füchse von Fr. Happel.
3. Norwegische Bauernstube von K. C. Zoll.
4. Familienfreude von W. Camphausen.
5. Kinder am Teich von G. Süs.
6. Glückliche Landleute von A. Breitenstein.
7. Der zukünftige Landschaftsmaler von W. Cordes.
8. Faust und Gretchen im Kerker von J. Fay.
9. Der Landmann am Feierabend von H. Kauffmann.
10. Die Ueberraschung von C. Hübner.
11. Johs als Nachtwächter von J. P. Hasenclever.
12. Der alte Junggeselle von R. Jordan.

Der Preis beträgt für beide Cahier Thlr. 9. — (Einzeln à Thlr. 4. 15. Sgr.)

Das 16. Heft des III. Jahrgangs der

AQUARELLE DÜSSELDORFER KÜNSTLER

welches sich in eben so vollendeter Weise an die früheren anschliesst.

INHALT.

Die Zigeuner von A. Dieffenbach.
Das Mittagsmahl von Kindler.
Der schlesische Zecher von Thiele.
Unter den Brombeeren von Ch. Schlesinger.

Preis dieses Heftes 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein jeder Jahrgang, aus sechs Heften bestehend, kostet 9 Thlr. und kommt die ganze Sammlung, einschliesslich dieses Heftes jetzt auf 24 Thlr. — In rother Maroquin-Mappe mit Goldverzierung 27 Thlr. 10 Sgr. — In schwarzer Mappe 27 Thlr. Einzelne Blätter à 20 Sgr.

Schliesslich empfehlen wir noch die zuletzt erschienene X. und XI. Lieferung der

Bilder der Heiligen.

INHALT:

der X. Lief. **St. Gregorius; St. Hieronymus; St. Augustinus; St. Ambrosius.**
der XI. Lief. **St. Cäcilia; St. Christophorus; St. Vinzens; St. Anna.**

Farbendruck. gr. Folio. Preis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Sgr.
Einzelne Blätter 12½ Sgr.

DÜSSELDORF, Februar 1859. **ARNZ & COMP.**

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

III. HEFT.

Druck und Verlag von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

1859.

Ein Fäßchen Caviar.

Eine Humoreske.

(Schluß.)

Indem mußten Käufer ins Gewölbe treten, denn der Commis Ernst sagte: „Entschuldige" und verschwand vom Fenster. — „Aha," sprach der Commis Wilhelm zu den Studenten: „Er ist beim Geheimrath, die Comödie beginnt. Ich will eintreten, da er nicht zu Hause ist, bleibt hier am offenen Fenster. Ist die Gelegenheit günstig, spediere ich Euch das Fäßchen zu."

Er trat hinein. Der Commis Ernst war sehr beschäftigt. „Wenn du heute Abend Zeit hast, komm zu Callenberg, du sollst ein paar frohe Stunden verleben im Kreise meiner alten Bekannten." Er ging so sprechend hinter den Ladentisch, blickte unter denselben, sah das Fäßchen noch stehen und da der Commis Ernst ihm gerade den Rücken kehrte, griff er hastig darnach — rief zum Fenster tretend: „Ich komme gleich," und reichte das Fäßchen hinaus. „Nun, wie ist es, kommst du," sagte er sich wendend zu dem Commis Ernst, welcher gerade mit dem Zusammenrechnen des Betrages expedirter Waaren beschäftigt war. Dieser antwortete nicht gleich. — „Nun, laß dich nicht stören," rief er hinter dem Ladentische vorschreitend — „wenn du kannst, komme, wir erwarten dich." Er schritt zur Thüre. „Adieu!" rief er noch und verschwand. Er wußte sehr wohl, daß Ernst unter den jetzigen Umständen nicht kommen konnte. —

Als die Dreie eine Strecke von dem Hause entfernt waren, schlugen sie über das Gelingen ihrer List eine helle Lache auf, dies erregte zwar die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, aber da es Studenten waren, legte man kein weiteres Gewicht darauf.

Das Fäßchen ward glücklich in Callenbergs Restauration abgesetzt, um einige Stunden später den Gaumen zu kitzeln, der Commis Wilhelm aber ging jetzt zum Kaufmann Brunkow, diesen von dem Stande der Dinge zu unterrichten, verschwieg natürlich, daß er sich des Caviars bemächtigt, auch daß seine Neigung zu Brunkows Tochter einen Antheil an der Sache habe. Seiner Erzählung nach hatte ihn nur Rechtlichkeitsgefühl und Antheil an Brunkows bewogen, die Lieferungs-Erschleichung zu verhindern. Er erwartete den größten Dank, war aber nicht wenig überrascht, als Brunkow mit Ernst und Würde sagte:

„Und Sie glauben, daß ich zu einem so abscheulichen, hinterlistigen Streiche die Hand bieten — daraus Nutzen ziehen werde? Verlassen Sie sofort mein Haus. Mein College soll in Kurzem von Ihrer Nichtswürdigkeit in Kenntniß gesetzt sein, um wo möglich noch gut zu machen, was gut zu machen ist." Er wendete ihm den Rücken.

Der Commis schritt ganz perpler zur Thüre hinaus. — „Alle Wetter, da habe ich mich verdammt geschnitten," sagte er. „Jetzt ist meines Bleibens nicht länger. Pah!" rief er nach einer Weile, „ist auch der Spaß mit dem Mädchen mißlungen — ward doch der alte Filz geprellt. — In diesem Bewußtsein will ich Genugthuung finden."

Ungefähr um die dritte Nachmittagsstunde mochte es sein, als sich die beiden Lieferungsrivalen Brunkow und Marquardt auf der Straße begegneten. Ersterer war eben im Begriffe des Letzteren Wohnung zu betreten, um ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Letzterer kam eben vom Geheimrathe, den er, da Sr. Excellenz ihn noch heute eiligst und auf das Zuvorkommendste zum diplomatischen Diner um 4 Uhr eingeladen, bei bester Laune fand. Die Ursache dieser Einladung war freilich das Fäßchen Caviar. Er verschwieg zwar Marquardt, daß er dasselbe zu ähnlichem Bestechungszwecke sich bedient, gab ihm aber die Versicherung, die Lieferung solle ihm nicht entgehen. Zu dem Caviar wolle er heute Se. Excellenz persönlich einladen und bei dem Genusse desselben auch seiner gedenken. — Marquardt war dadurch überglücklich. Mit triumphirender Selbstzufriedenheit wollte er an Brunkow vorüber schreiten. Dieser aber trat ihm rasch in den Weg und theilte ihm die Sache kurz mit. Marquardt erblaßte, ließ ihn nicht ausreden, faßte ihn mit beiden Händen an der Gurgel und schrie so laut, daß die Vorübergehenden stehen blieben. „Das ist erlogen Herr! — Das ist schändlich erfunden! — Ich schnüre Ihnen die verrätherische Gurgel zu!"

Brunkow würgte, um sich los zu machen, hin und her — er wurde ganz blau im Gesicht. Die Umstehenden sprangen hinzu — Marquardt ließ ihn fahren.

„Wie könnte ich es wissen — wenn — es nicht geschehen wäre?" stotterte Brunkow athemlos. — Marquardt starrte ihn plötzlich an. — „Das ist richtig — ist wahr!" schrie er. „Herr Gott, wenn er nur noch nicht zum Diner ist — nicht eingeladen — meines erbärmlichen Namens bei Sr. Excellenz nicht gedacht hat — ich wäre ein verlorner Mann!" Und dahin stürmte er durch die Straßen, der Wohnung des Geheimraths zu. — Ein Theil der Versammelten hinter ihm her.

Der Geheimrath in Esquarpie und Gallarock, setzte bereits einen Fuß auf den Tritt seines eleganten Phantons, den er heute absichtlich befohlen, damit er, durch die Straßen fahrend, von Allen gesehen, von Vielen beneidet werde, um zum diplomatischen Diner zu fahren, als Marquardt und die ihm nachfolgende Menschenmenge daherstürmten. Er hielt unwillkürlich einen Augenblick inne. Marquardt erblickte ihn und schrie von ferne: „Verwechslung! — Betrug! — Hinterlist! Um Gotteswillen — nicht essen — nicht einladen Sr. Excellenz — schwarze Seife — nicht Caviar ist in dem Fäßchen — welches Sie heute früh — von mir erhielten. —

„Carriere! Carriere!" schrie plötzlich der Geheimrath dem Kutscher zu und wollte schnell das andere Bein nachziehen, um in den Wagen zu springen. Durch das rasche Ansprengen der Pferde aber, welche im Fluge dahinsausten, verlor er das Gleichgewicht und stürzte der Länge nach quer auf den Fußboden des Phantons, so daß die Beine links hervorragend hin und her zappelten, indeß Kopf und Hände zur anderen Seite herausschauten, die Letztern bei der raschen Bewegung in der Luft herumfuhren und vergebens nach einem Haltpunkte sich zu erheben umhergriffen. Marquardt aber erwischte des Wagens Rücktritt, es gelang ihm endlich sich hinaufzuschwingen; aber dabei hatte das Wagenrad einen seiner Rockschöße erfaßt und herabgerissen, daß derselbe nur noch an einem Eckchen baumelnd von der Luftbewegung weit hinten hinaus sauste. Man sah, daß er fortwährend in den Wagen hineinperorirte, jedoch durch die rasselnde Bewegung nicht gehört wurde, noch weniger dem Geheimrathe Hülfe zu leisten vermochte, dessen zappelnde Bewegungen den Nachstürmenden Gelegenheit zum lautesten Gelächter gaben.

Am Hotel des Ministers waren bereits Carossen verschiedener Diplomaten angefahren und diese eben im Begriffe mit ihren Damen auszusteigen. Der Minister selbst stand am offenen Fenster der Bel-Etage. Der Lärm, der daherstürmende Phanton, in welchem er die jetzt auf dem Rücken liegende, zappelnde Gestalt des Geheimrathes zu erkennen glaubte, die sonderbare Livree des auf dem hohen Rücktritte postirten, gestikulirenden Bedienten, erregten seine Aufmerksamkeit. Nun war der Wagen so nahe gekommen, daß der Geheimrath den Minister erblicken und erkennen mußte, denn er fing an aus allen Leibeskräften zu schreien: „Setzen Sie nicht vor, Excellenz — das Fäßchen, welches ich sandte — es ist nicht Caviar — es ist grüne Seife!" — Marquardt stand plötzlich regungslos — er wußte nicht was er hörte.

Der Minister war im Nu über die Treppe herab, der Hausthüre zugeeilt. Hier traten ihm eben die Gesandten mit ihren Damen entgegen. Indem er sie eiligst bekomplimentiren will, ertönt die Stimme des Geheimrathes, der jetzt in dem eben haltenden Wagen festen Fuß gefaßt hatte und auf den kurzen dicken Beinen wackelnd stand, auf's neue: „Grüne Seife, Excellenz — grüne Seife — ist in dem Fäßchen." Der Minister sah und hörte nun nichts weiter. Das geistreiche Haupt wurde — — verwirrt.

Die Begrüßungsformel an die Gesandten blieb ihm im Halse stecken — er vergaß alle Etiquette — drängte die Paare auseinander — flog an des Geheimraths Phanton — sprang hinein — schrie dem Kutscher zu: „Zum Palais Sr. Durchlaucht des Erbprinzen!" Der Kutscher gehorchte dem Befehle der Excellenz — dahin flog abermals der Wagen — — und alles, was man während dem verstehen konnte, war das laute Geschrei des Geheimrathes: „Ich ward betrogen Excellenz — Vergebung!" und das überlaute verzweifelte Brüllen Marquardt's auf dem Rücktritte, der zu ahnen anfing was vorgegangen war, sich vor die Stirne schlug und rief: „Hinterlist — Betrug — Verrath — ich bin ein geschlagener ruinirter Mann." — Die Menge folgte dem eigenthümlich belasteten leichten Fuhrwerke. Die Diplomatie sah demselben mit offenem Munde nach und wußte, wie das öfter zu geschehen pflegt, nicht was es geschlagen hatte.

Das Palais des Erbprinzen war erreicht, der Minister aus dem Wagen, ehe derselbe noch hielt und hineingestürmt — bis in des Prinzen Zimmer gedrungen. Dieser gerade unter den Händen des Kammerdieners, um in die Uniform zu schlüpfen und nach Hofe zu fahren, hatte die eine Hand bereits am Aermelloche, als die Thüre aufflog, die lange Excellenz hineinstürzte und fast athemlos, nur halb verständlich, seinen Bericht stotterte. — Aber auch dieser halbe, unvollständige Bericht war genügend, den Prinzen ebenfalls ganz außer Fassung zu bringen. Die eine Hand fuhr in den Aermel — so riß er sich los und stürzte hinaus, die Uniform hinter sich nachschleppend — faßte er immer zurück, um das Armloch zu erreichen, aber es wollte ihm nicht gelingen; so gelangte er noch in einem Hemdärmel auf die Straße — sah hier den Phanton, in welchem der Geheimrath ganz perpler und unwissend saß und Marquardt verdutzt hintenauf stand, sprang, ohne sich zu besinnen hinein, drängte den Geheimrath, welcher äußerst devot auswich, ganz in eine Ecke und rief dem Kutscher zu: „Zum herzoglichen Pallaste!" Hatte der Kutscher dem vorigen Befehle gehorcht, gehorchte er diesem noch schneller; aber indem er absprengen wollte, hatte auch der Minister den Wagen erreicht, seine Länge leistete ihm gute Dienste — er schwang sich mit einem Satze ebenfalls hinein — der leichtgebaute Wagen seufzte ob der ungewohnten Last und wäre das herzogliche Palais nicht ganz in der Nähe gewesen, die nachstürmende Menge hätte sicher noch das Vergnügen gehabt, seine Bürde am Erdboden zu begrüßen.

Der Erbprinz hatte bei dem Gedränge im kleinen Raume um so weniger vermocht den Aermel in die Uniform zu bringen, so eifrig auch die Excellenz bemüht war dazu behülflich zu sein. Der Raum erlaubte nicht zu sitzen und die Köpfe kamen, bei der ungleichen, durch die größere Last noch mehr sich kundgebenden schwankenden Bewegung, zum öfteren in unangenehme Berührung miteinander. Der Wagen hielt. Der Erbprinz sprang heraus und flog, immer noch die Uniform nachschleppend, durch das Portal. — Der Minister ihm nach — der Geheimrath ebenfalls und auch Marquardt gelang es, sich hinein zu schleichen; denn da der Erbprinz den komischen Zug anführte, wagte es die überrumpelte und überraschte Dienerschaft nicht, Jemand zurückzuhalten.

„Schon servirt?" rief der Erbprinz den ihn zuerst begegnenden Laquai zu.

„Hoheit wollen als Vorspeise, um den Appetit zu reizen, soeben den von Ew. Durchlaucht gesandten Caviar versuchen."

Wie ein Pfeil war der Erbprinz an ihm vorüber, dem Speisesaale zu. Riß die Flügelthüren weit auf. — Der Herzog und Ihro Hoheit wollten soeben das mit Caviar belegte geröstete Brodscheibchen zum Munde führen. Der Blitz aber kann nicht schneller sein Ziel erreichen, als der Erbprinz diesseit der Tafel stand, mit beiden Händen zugleich über dieselbe hinwegfuhr und den hohen Herrschaften den mit Lüsternheit erwarteten Bissen vom Munde wegriß, ohne ein Wort zu sagen.

Serenissimus starrte ihn ganz perpler an. — Serinissima ob seines nicht decenten Costüms schon verletzt, seines jetzigen Benehmens aber fast verdutzt, wußten nicht, ob höchstdieselben die Augen niederschlagen oder den ansehen sollten, der mit triumphirenden Blicken seinen Raub hoch in die Höhe hielt und mit der halb herabhängenden Uniform, eine äußerst originelle Attitüde bildete.

Indessen war auch die lange Excellenz und neben diesem der kurze, dicke Geheimrath in der Thüre erschienen, um welche die erstaunte Dienerschaft einen Halbzirkel bildete; in welchem man auch Marquardt erblickte.

So stand die Gruppe einen Moment, dann erholte sich Serenissimus, erhob sich und fragte: „Was bedeutet das Alles?"

„Hoheit — Vergebung!" stotterte der Erbprinz. „Man hat mich — angeführt. — Das ist — grüne Seife!"

Serenissima erbleichte. Der Herzog sah scharf den servirenden Diener an. Dieser nahte sich ihm und flüsterte ihm leise etwas zu.

„Adieu Grafenkrone!" seufzte die hagere Excellenz und sank rechts an die Thürbekleidung.

„Adieu Orden!" flüsterte matt der Geheimrath und sank an die Thürbekleidung links.

„Mein Hals!" hauchte Marquart und griff danach mit beiden Händen, als ob er das Schwert schon daran fühle.

„Euer Durchlaucht" sagte der Herzog, „sind allerdings dupirt worden; aber nicht früher sondern eben jetzt." Alle starrten ihn an. „Was Sie da in der Hand halten, ist, wie mir der Diener soeben versichert der delikateste frische Caviar!"

„Wo — was?" riefen Alle emporfahrend. Auch Serenissima wagte nun aufzublicken.

„Hahaha!" lachte der Herzog. „Die Herren haben uns und sich selbst unnöthigen Schreck verursacht und mögen sich sogleich davon überzeugen." Er befahl mehr Caviar zu serviren. Alle fanden ihn vortrefflich und einer sah den andern fragend an.

Mild sagte der Herzog: „Da Sie die Beruhigung erhalten, ich sei nicht angeführt, nur Sie: so entlasse ich Sie in Gnaden und überlasse Ihnen den Urheber Ihrer Dupirung aufzufinden und zur Rechenschaft zu ziehen."

Alle, bis auf den Erbprinzen entfernten sich. Man schwieg im fürstlichen Pallast, nur Marquardt murmelte: „Halunke Brunkow! Hätte ich dir doch die verdammte Gurgel zugeschnürt: aber warte, ich vergelte dir." Er wußte sich, sobald man das Portal erreicht hatte, wegzuschleichen, um dem ersten Sturme zu entgehen. Der Minister aber hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun als zu seinen Gästen zurückzukehren; so unterblieb für heute jede weitere Nachforschung des ihm gespielten Streiches.

Eine am andern Morgen stark coursirende, höchst komische Geschichte, welche auch bald den Weg in die Salons fand, löste den Betreffenden das Räthsel.

In der Restauration Callenbergs waren am Abende mehrere Studenten, unter diesen auch jener von Marquardt entlassene Commis versammelt; er hatte am Nachmittage bereits dem Kellner ein Fäßchen Caviar in Verwahrung gegeben. Die jugendlichen Gemüther wurden, dem Glase fleißig zusprechend, bald sehr heiter. Toast auf Toast folgte und damit die Gläser gehörig dabei geleert wurden, so mußten diese jedesmal auf des Toastausbringers Commando, mit einem Zuge ausgetrunken werden. Alle waren bereits im sehr erregten Zustande, als der Commis, halb wankend, dem Kellner gebot, die bestellten kleinen Weißbrodscheibchen hereinzutragen und zugleich das Fäßchen mitzubringen. Als dies geschehen, habe derselbe das Fäßchen geöffnet, rasch sämmtliche Scheibchen beklert und vorgeschlagen, nun ein Eßpereat auf seinen ehemaligen Prinzipal auszubringen. Mit allgemeinem Gelächter sei der Vorschlag entgegengenommen und Jedem ein Scheibchen überreicht worden. Nun commandirte der Commis, wie früher beim Trinken: „Eins — zwei — drei — Pereat!" — Mit einem Schlage waren die Scheibchen in den Mund — aber ebenso schnell wieder auf den Tisch geflogen und ein Räuspern — Fluchen — Spucken — Toben entstanden, daß es einer Sprachverwirrung des babylonischen Thurmbaues geglichen. Zuletzt habe sich ergeben, daß in dem Fäßchen statt des vermeinten Caviars — grüne Seife gewesen — welches in dem halbberauschten

Zustande Niemand früher gewahrte, bis der Gaumen ihm davon Kunde gab. Der halbe Rausch sei darauf sehr bald gewichen und alles auf den Commis eingedrungen, welcher sich durch die Flucht entzogen und nicht wieder erschienen sei. —

Da auf diese Weise das Geschick den Urheber selbst bestraft, er auch wirklich die Stadt verlassen hatte, so vermied man die Sache noch weiter an die große Glocke zu hängen.

Die Verwechslung aber, wie sich später herausstellte, war folgender Art und so ganz natürlich zugegangen. Der im Detailgeschäft expedirende Commis Ernst hatte, da viele Käufer den Ladentisch umstanden, das Fäßchen, dessen Zweck er nicht kannte, aus dem Wege, ebenfalls unter den Ladentisch und zwar in der Eile ziemlich weit zurückgeschoben. Als der von Marquardt abgeschickte Diener es zu holen kam und auf dem Tische nicht erblickte, erhielt er darnach fragend von Ernst die Antwort: „Es steht dort unter den Ladentisch.“ Er ergriff nun das zunächststehende und zufällig das Rechte. — Marquardt, wie wir wissen, hatte ebenfalls keine Ahnung von einem zweiten Fäßchen — so mußte ihm die Mittheilung Brunkows natürlich in Schrecken und Angst versetzen und den Sturm hervorrufen. Er war bis zur Mittheilung obiger Geschichte fest überzeugt, Brunkow habe in böser Absicht ihm diese Angst einjagen wollen. Nun erst forschte er und die Aufklärung erfolgte.

Ein neuer Elias.

Ein Handwerksmann, der durch das zu häufige Lesen der Apokalypse das Verständniß derselben erzwingen wollte, dabei aber etwas übergeschnappt war, glaubte sicher von einer göttlichen Offenbarung heimgesucht zu werden, und sprach von den Vorerscheinungen derselben tagtäglich zu seinen Bekannten, wodurch diese Faseleien stadtkundig wurden. Ein Gymnasiast, dem dieses zu Ohren kam, und dem es an tollen Einfällen nie fehlte, gedachte bei diesem Manne einmal unsern Herrgott zu spielen und denselben für immer von seinen wahnwitzigen Ideen gründlich zu heilen.

Der Handwerksmann wohnte an einem Bergabbange und man konnte von diesem ganz bequem auf das Dach seiner Behausung kommen. Der Gymnasiast wartete die Mittagszeit ab, wo unser Habermann, denn so hieß der Handwerksmann, sein Leibgericht verspeiste. Flugs kletterte der Gymnasiast auf das Dach und rief durch den Schornstein, der unten zu einem breiten Kamin auslief, mit feierlicher Stimme hinab:

Habermann! dein Flehen ist durch die Wolken zu mir gekommen und ich will dir meinen Willen kund thun. Was machest du da?

Habermann antwortete: Herr, dein Knecht verzehrt sein Mittagsbrod und ist bereit zu thun, was du ihm gebietest.

Gymnasiast: So wirf dein Essen an die Wand, denn es ist unrein vor meinen Augen!

Habermann: Herr, es ist geschehen, was soll ich nun thun?

Gymnasiast: Dann füch, wo du wat angersch zu fresse kriegst!

A. B.

Der letzte Postsecretair.

Eine zeitgemäße Romanze von **Joseph Wester.**

Bleichen Antlitzes und röchelnd
Theilt er aus den letzten Segen,
Auf dem Bette liegt der Postrock
Neben Epaulett's und Degen.

Trübe starren seine Blicke
Nach dem Sohne, den er segnet,
Doch der Blicke allertrübster
Seiner Uniform begegnet.

Du orangener Gefährte,
Seufzt er in gebrochnem Tone,
Du historisch-würd'ge Farbe,
Nimmer bleibst du meinem Sohne!

Was ist Post noch, wenn geraubt ihr
Der Familienteint, der gelbe?
Publikus braucht schwarz wie gelb sie,
Uns ist sie nicht mehr dieselbe.

Eisenbahn und Telegraphen
Macht sie gleich ein höh'rer Willen,
Sie, die Melodienreiche,
Ihm dem Stummen, ihr der Schrillen.

Sie, mit ihrem Briefgeheimniß
Ihm, dem Telegraph, dem Schwätzer,
Sie, mit der bedächt'gen Eile,
Ihm, Hans Dampf, dem tollen Hetzer.

Ach, dem vielbesungnen Schwager,
Folgt jetzt nach der Secretaire.
Den zukünftigen Geschlechtern
Eine dicht'rische Chimaire!

Will man einen Stand vernichten
Nimmt man ihm was eigenthümlich,
Ihm Jahrhunderte gewesen,
Gleich, ob tadelnswerth, ob rühmlich.

Erst verbot man uns das Grobsein,
Strich den General-Post-Meister,
Und als der hinweg ministert,
Wurden unsre Feinde dreister.

Züchtigten die feinste Grobheit,
Mit den gröbsten Ordnungsstrafen,
Ließen's auch daran nicht fehlen,
Wenn sie uns beim Rauchen trafen.

Rauchen, Grobsein! altbekannte
Requisite unsres Standes,
So postalisch, daß du Kalisch!
Im Couplet sie schon so nanntest.

Als ihr schwandet, schwand der Nimbus
Von dem alten Stamm der gelben,
Den man heute anschwärzt; Nagler!
Kann das Grab dich noch umwölben?

Sprach es und zerbrach den Degen,
Riß die Uniform in Stücke,
Warf die Epaulett's durch's Fenster
Und sank todt in's Bett zurücke.

Das unterbrochene Mittagsmahl.

Durch das Schnattern der Gänse wurde das römische Capitolium gerettet, und dennoch gilt die Gans allgemein für die Repräsentation der unschuldigen Dummheit. Ein Mädchen, dem die Gänse nachlaufen und es beißen wollen, wird noch nicht für heirathsfähig gehalten und wohl selbst ein Gänschen genannt. Aber der Herr verzeih es denen, die es sagen, und es ist daher nicht minder arg gemeint, wenn die Herrin zur Magd spricht: „Sie ist ja noch dummer als eine Gans."

Dumm hin, dumm her, die Gans, wenn sie gebraten ist, giebt immerhin einen vortrefflichen Leckerbissen, und von Martini bis Weihnachten sollte sie am Sonntage auf keines Hausmannes Tafel fehlen. Dieser Meinung war auch der pensionirte Rechnungsrath Schmersack und Sabine, seine Haushälterin mußte seine Idee realisiren, so oft zwischen Martins- und Christtag ein Sabbath im Kalender stand.

Es war am Tage vor dem zweiten Sonntag im Advent, wo von den Zeichen des jüngsten Tags gepredigt wird, (Luk. 21. Ev. Röm. 15.) als Sabine das fünfte Opfer zur Schlachtbank führte, das sie seit vier Wochen im Lattengefängnisse eingepfercht, mit Mais oder Welschkorn gemästet hatte, und sich mindestens vier Maaß Fett davon versprach. Die Fettanlage kommt nun einmal von der sitzenden trägen Lebensweise, womit man nöthigenfalls die Bäcker- Metzger- und Höckerweiber vergleichen wolle, die auch jedes Jahr an Umfang gewinnen, daß ihnen zuletzt die weiteste Crinoline zu eng wird.

Kommen wir jedoch wieder auf die Gans zurück, die Sabine jetzt mit Borstorfer-Aepfel, Kastanien und großen Rosinen gefüllt und seit zehn Uhr in die Bratröhre zum Schmoren eingesetzt hatte. Der November hatte sich indessen streng angelassen und draußen war es schneidend kalt. Da fuhr gegen elf Uhr ein Wagen vor, und herausstieg der Commerzienrath Spindelbein, halberstarrt vor Kälte, denn der zurückgelegte Weg von drei Stunden hatte ihm arg zugesetzt, denn so weit mußte er von seinem ländlichen Wohnsitz zur Stadt fahren. Gekommen war er aber, um seinen langjährigen Freund Schmersack zu besuchen und sich dessen Wohlseins zu versichern, wie er es periodisch zu thun nicht ermangelte.

Die beiden alten Bekannten lagen sich alsbald in den Armen der Freundschaft, eine Scene, die jedesmal gar komisch anzusehen war. Eine Umspannung blieb dabei unmöglich, denn der eine war

so dick, daß ihn der andere nur bis in die Gegend der Schultern greifen konnte, und dem Dicken staken die Arme so fest im Speck, daß er das Windspiel von Freund nur noch wie ein Blatt Postpapier ans Herz zu drücken vermochte.

Von dem unerwarteten Besuch war aber durchaus nicht erfreut Jungfer Sabine, die um eine fühlbare Beeinträchtigung ihres Bratens besorgt schien und nicht ohne Ursache eine tüchtige Bresche erwartete, da der klapperdürre Kommerzienrath wie ein hungriger Wehrwolf einzuhauen pflegte. Darum schnitt es ihr arg in die Seele, als ihr Gebieter seinen Freund zum Mittagsmahle einlud. Die treue Sabine hatte sich durch langjährigen Umgang ihres Herrn Vertrauen in hohem Maaße erworben, und dieser behandelte sie darum mehr als Freundin, wie als Dienerin. Sie speiste daher auch am Tische des Rechnungsraths und er theilte an den Advent-Sonntagen das Schenkelpaar mit ihr, wenn die Gans zerlegt war, die in jener Periode regelmäßig auf dem Tische prangte. Da man aber nicht umhin kann, einem Gaste den besten Bissen vorzulegen, so sah sich die wohlüberlegende Haushälterin in ihrem einmal erworbenen Hausrechte durch den Entzug einer Keule verkümmert, wenn der in die Quere gekommene Vielfraß dablieb.

Darum überlegte Sabine hin und her, wie sie ihr Schenkelstück retten und den Zuspruch des Fremden überhaupt ganz und gar absorbiren könne. Da stieg ihr ein sonderbarer Gedanke in den Kopf,

und nicht so bald fand sie Gelegenheit, dem Kommerzienrath Spindelbein ein paar Worte allein ins Ohr zu raunen, als sie zu ihm sprach: „Herr Rath, seit Ihrem letzten ehrenwerthen Besuch ist mit meinem Herrn eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen. Stellen Sie sich vor, es rappelt bisweilen in seinem Kopf und periodisch wird er von einem fürchterlichen Wahnsinn befallen. Besonders

wenn er rothen Wein sieht oder trinkt, steigt ihm das Blut in das Gehirn und ein Messer in seiner Hand kann dann zum gefährlichsten Werkzeug werden, denn er spricht in solchen Fällen nur von Morden und Ohrenabschneiden. Lassen Sie sich aber nichts davon merken." Weitere Fragen und Erklärungen wurden für den Augenblick durch die Dazwischenkunft des Rechnungsraths abgebrochen, der sich eben wieder einfand.

Von der Minute der schauerlichen Enthüllung an fühlte Herr Spindelbein eine große Beklommenheit und zeigte eine sichtbare Angst. Aus seiner peinlichen Lage wollte er sich aber sogleich mit einem Male herauswinden, indem er das angebotene Mittagsmahl unter diesen und jenen gesuchten Ausflüchten abzulehnen suchte. Allein es half Alles nichts; der Freund zwang den Freund zum Bleiben, und Sabine mußte ihre Wuth darüber heimlich zwischen den Zähnen verbeißen.

„Weil mir denn heute das Vergnügen widerfährt, dich als Gast in meinem Hause zu haben, lieber Freund," sprach noch vor der Mittagsstunde der Rechnungsrath, „so wollen wir uns bei einem Extra-Humpen der jungen Tage erinnern und einmal trinken, als wären wir noch auf der Universität, wo wir es schon wacker verstanden. Entschuldige mich daher auf einige Augenblicke, daß ich in den Keller eile und ein paar Flaschen von meinem vorigjährigen Rothen abziehe, ein köstlich Rebenblut, dessen Geruch einem schon das Feuer in die Adern treibt."

„Rebenblut," wiederholte sich der schon an allen Gliedern zitternde Spindelbein, als er allein war, „ja, ja, es ist zweifellos, mein guter alter Freund ist wirklich geisteswirr geworden. Es schaudert mir, wenn ich daran denke, daß ich mich in der nächsten Viertelstunde mit ihm zu Tische setzen soll, wo er das größte Unglück anfangen könnte, wenn er erst einmal das Messer in der Hand hat, wie Jungfer Sabine selbst meint."

Sabine war indessen ins Zimmer gekommen, um die Tafel in Ordnung zu bringen, und der Angstvolle zögerte nicht, sie mit Fragen zu bestürmen, die er vorher nicht mehr hatte anbringen können. Die schlaue Haushälterin beantwortete sie natürlich alle in ihrem Sinn und sagte zum Schluß: „Das Beste, was Sie nach meiner Meinung thun können, Herr Rath, wäre, daß Sie ihren Platz am Tische hier nehmen, wo Sie meinem geisteskranken Herrn gegenüber sitzen. Die Entfernung ist so groß, daß Sie einem allenfallsigen Ausbruch seiner Tobsucht dann immer noch auszuweichen im Stande sind."

„Aber, liebste Jungfer Sabine, sagen Sie mir nur, was ich anfangen soll, wenn er das große Tranchirmesser zur Hand nimmt und am Ende auf mich losgeht?!"

„Wir wollen hoffen, daß es nicht so weit kommen wird, Herr Rath, doch ist es immerhin gut, wenn Sie auf Ihrer Hut bleiben. Im schlimmsten Falle steht Ihnen aber die Thüre offen; doch stille, ich höre den Herrn kommen."

Einem Bachus gleich trat Schmersack in das Zimmer, indem er unter jedem Arm zwei Flaschen festhielt und noch ein drittes Paar in den beiden Händen trug. „Bruderherz," sprach er, „heute sollst du dich an meinem rothen Blute delectiren. Ein

Mordgewächs sag ich dir. Nun komm aber heran und nimm deinen Platz ein, damit uns die Suppe nicht kalt wird."

Man setzte sich zu Tische. Wenn nun der Wirth des Hauses im Laufe der Unterhaltung zufällig eine Aeußerung that oder ein Wort fallen ließ, daß mit den von Sabine gemachten Vorbemerkungen zusammentraf, dann bebte der auf heißen Kohlen sitzende Gast krampfhaft zusammen. Als aber Schmersack die erste Flasche entpfropft und eingeschenkt hatte, und darauf sein Glas ergriff, um mit seinem Freunde anzustoßen und dabei ausrief: „Laß uns die Gläser klingen, alter Junge, wer weiß, ob es nicht schon in der nächsten Stunde mit uns aus ist!" da vermeinte Spindelbein seinen Schwanengesang zu vernehmen. Mit schlotternder Hand ergriff auch er sein Glas und hatte kaum Muth und Festigkeit, den Arm zum Anstoßen auszustrecken.

„Prosit alter Knabe! aber du zitterst ja wie Espenlaub," sprach Schmersack, „man muß dir einmal zur Ader lassen, dein Blut scheint zu hitzig zu sein."

„Nicht doch, mein Guter, es sind vielmehr die Schwächen des Alters, die nicht ausbleiben."

„Hoho, ist es schon so weit mit dir, dann magst du dein Testament machen, je eher desto besser. Da bin ich gottlob noch ein ganz anderer Kerl geblieben und ich sage dir, daß, ehe ich hinsinke, noch manchem der Garaus gemacht wird, der sich's nicht versieht. Apropos Garaus, hast du die neuesten Nachrichten aus Indien gelesen?"

„Ja, lieber Freund, es sind abscheuliche Geschichten. Viele unschuldige Opfer sind dort gefallen!"

„Aber sie werden nach Gebühr gezüchtigt die asiatischen Meutererhorden. Wäre ich nur dort dabei, ich gäbe Keinem Pardon. (Schmersack ergreift das Vorlegmesser.) Allen diesen sonnverbrannten Hunden schnitt ich die Ohren ab und die Nasen dazu!" Dabei gab er seinen Worten durch eine zuckende Geste mit der bemesserten Hand einen gewaltigen Nachdruck.

Der Kommerzienrath erstarrte zu Eis und bedeckte seine beiden Ohren mit der Serviette. „Besänftige dich, theurer Freund," sprach er im flehenden Tone, „und übe Gnade wenigstens gegen einen Schuldlosen!"

„Ei was, wer ist schuldlos? Lauter Canaillen! Die Ohren müssen herunter, so wahr du jetzt mein Nächster bist!" Der Dicke war dabei in seiner Ertase so weit gekommen, daß er sich bei den letzten Worten etwas von seinem Sitze erhob und das blitzende Vorschneidemesser drohend in der Luft schwang. Der Hagere dagegen meinte, daß sein unglücklicher Freund auf ihn eindringen und ihn wirklich stutzohren wolle. Instinktmäßig ergriff er daher jetzt den silbernen Vorlegelöffel zur Abwehr und zu seiner Vertheidigung und floh damit hülfschreiend zur Thüre hinaus.

Der arglose Rechnungsrath konnte sich über seines Freundes tolles Benehmen vor Erstaunen kaum wiederfinden. „Was ist ihm geschehen, Sabine?" rief er, „und warum läuft er fort? Eile ihm doch nach und sieh' zu, was ihm denn fehlt."

„Ach der gute Herr ist krank," antwortete die Angeredete voll Arglist. „Er leidet am Wahnsinn und bildet sich ein, daß ihm jeder nach dem Leben trachte und ihn ermorden wolle. Der Kutscher hat vorhin schon einige dunkle Andeutungen darüber fallen lassen, und ich fand nur noch nicht eine schickliche Gelegenheit, es Ihnen mittheilen zu können."

„Um's Himmelswillen, so lauf ihm doch nach,

Sabine, und hol ihn wieder zurück. O du armer Junge! Eile doch, wir müssen den Kranken zu Bett bringen und einen Arzt holen lassen."

Der Kommerzienrath Spindelbein war unterdessen zum Haus hinausgestoben, als käme ihm der leibhaftige Satan hinterdrein. Seine Angst um Ohren und Leben war aber so groß, daß er vor der Schwelle noch nicht stille hielt, sondern auch noch die Straße entlang fortrann, ohne sich umzublicken. Die Vorübergehenden blieben vor Verwunderung stehen, und die Leute in den Häusern rissen die Fenster auf und sahen ihm nach. Kein Wunder. Man denke sich einen Menschen, einen mageren Storchenbein, der barhauptig und einen großen Vorleglöffel in der Hand dahinbraust, als wär er besessen. Der am schönen Brunnen postirte Polizeimann trat dem Fliehenden zuerst in den Weg. Der silberne Löffel in der Hand des Flüchtlings erregte zunächst den Verdacht in ihm, daß der Mann ein Dieb sei, der mit seiner Beute Reißaus genommen.

Der Verdächtige, nachdem er angehalten, wurde hin und her befragt, und sollte in Folge seiner Antworten in das Haus seines gastfreundlichen Wirths zurückgeführt werden. Da er sich aber mit aller Gewalt dagegen sträubte und sagte, daß man ihn hinbringen möge, wohin man wolle, nur nicht in das Haus des Rechnungsraths, so wuchs der Verdacht gegen ihn noch mehr, und der Wächter der öffentlichen Sicherheit glaubte jetzt ganz gewiß, einen gefährlichen Dieb ergriffen zu haben.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der Verhaftete, bezüglich des ihm anklebenden Verdachts der Freibeuterei an Ort und Stelle seine Rechtfertigung fand, und der Polizeimann ging beruhigt von dannen, als er vernommen, daß der aufgehaltene Flüchtling geisteskrank sei. Doch wehrte der Zurückgekehrte die Annäherung seines kannibalischen Freundes mit Händen und Füßen ab, so beruhigend dieser auch einzulenken suchte, denn der Geängstigte war immer noch um seine Ohren besorgt. Er ließ sich darum auch nicht länger mehr halten, befahl den Wagen anzuspannen und fuhr stracks und ohne Mittagsmahl nach Hause zurück.

Der dicke Rechnungsrath bedauerte den hageren Kommerzienrath wegen seiner Geistesstörung und dieser den andern wegen seines periodischen Irrsinns. Beide, von Jugend auf mit einander bekannte und vertraute Freunde blieben sich aber von der Stunde an entfremdet, mieden jede fernere Zusammenkunft und sahen sich auch in diesem Leben nicht mehr wieder.

Und dieses Unheil hatte die schnöde Sabine angerichtet, einzig und allein eines armseligen Bratenbissens wegen; allein ihr Zweck ward erreicht und die Gans vor fremdem Einfall gerettet. Möge sie über ihren Frevel niemals Gewissensbisse empfinden!

Fürst: Ich habe Lizst gehört; ich habe Bull gehört, habe Sivori gehört — — aber so wie Sie habe ich noch keinen — — — schwitzen sehen.

Theorie u. Praxis.

„Na, oller Junge, wie jeht et dir bei deinem neien Doctor?“

„Au weh! faul, oberfaul! Er hat 'ne gute Theorie vom Knochenfraß in seinen dämlichen Kopp, ick muß ihn aber praktisch durchmachen!“

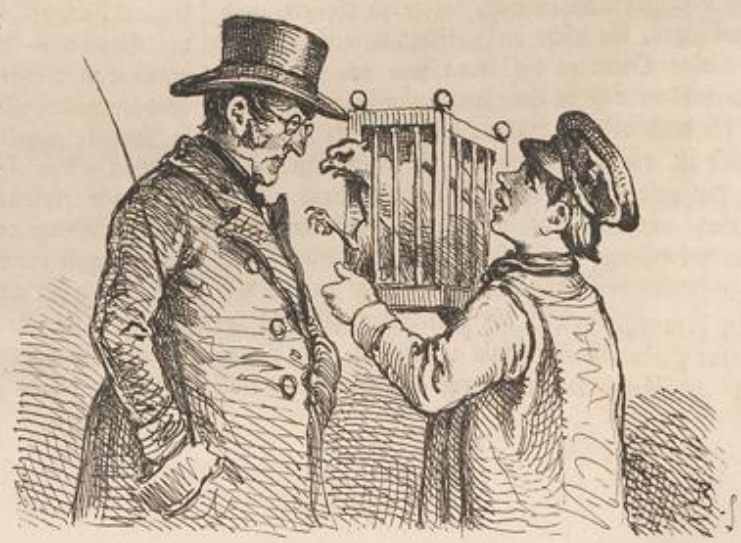
„Aber wie soll ick dat verstehen?“

„Ganz eenfach! Det kannst ja schonst ohne Mikroskop an meenen majeren Körper sehen, dat er mir bloß de Knochen zu fressen giebt!“

„Herr Doctor, da han ech hüt Morge 'ne Raubvogel gefange, den könnt Ehr mech wol affofen!“

Ach, das arme Thier geht ja doch kaput!

„Watt? de sull kapott gahn? De geht sien Lefdag nich kapott, de hett gistern noch 'ne Duw' gefresse!“



Der Eisenbahn-Post-Inspector Culturhans

an das Ministerium für Fortschritt und Transportwesen.

Einem hohen Ministerio wage ich hiermit einen gemeinnützigen Vorschlag, der eine totale Umwälzung der bisherigen Transport-Verhältnisse involvirt, zur hochgeneigtesten Prüfung gehorsamst zu unterbreiten. Derselbe verspricht von einer Wichtigkeit und Wohlthätigkeit für die Menschheit zu werden, wie wenige Entdeckungen in unserem daran so reichen Jahrhundert. Unsere Eisenbahnen laufen schnell genug und zur Verhütung von Collissionen ist es wünschenswerth, daß ihre Vehemenz nicht gesteigert werde. Dagegen ließe sich eine bedeutende Zeitersparniß erzielen, wenn das Anhalten an den verschiedenen Zwischenstationen wegfiele und der Zug von seinem Anfangs- bis zu seinem Endpunkte ohne Pause durchdampfte. Die Haltezeit an den unzähligen Bahnhöfen einer langen Linie — wie z. B. der von Berlin nach Cöln — ergibt, wenn man den Zeitverlust hinzurechnet, den das nothwendig langsamere An- und Abfahren bedingt, ein fast eben so bedeutendes Zeitmaaß, als, — denkt man sich diese Hindernisse weg — der Zug zur Zurücklegung der ganzen Strecke braucht.

Unsere Eisenbahnen könnten mithin ihre gegenwärtige Leistungsfähigkeit verdoppeln, wenn die erwähnten Schwierigkeiten beseitigt würden und eine Proposition, die darauf abzweckte, dürfte der umsichtigsten Beurtheilung höheren Orts für würdig erachtet werden.

Wenn ich bedenke, daß in Preußen schon seit mehreren Jahren die Einrichtung getroffen ist, Briefbeutel und Postfelleisen auch bei jenen Courir- und Schnellzügen, die nicht an Zwischenstationen halten, nach diesen Orten zu befördern und von ihnen zur Weiterbeförderung in Empfang zu nehmen, so wundere ich mich billig darüber, daß noch Keinem eingefallen ist, dieselbe leichte und sichere Manipulation auf Passagiere und Gepäck auszudehnen. Das Annahm- und Abladegeschäft ist sogar weniger complicirt bei diesen Zügen als bei denen, die anhalten! Die abzuladenden Gegenstände werden im Vorbeifahren herausgeworfen; die Aufnahme geschieht so: auf dem Perron ist ein Pfahl angebracht, der „Fangpfahl" geheißen. Der in einem eisernen Ring daran aufgehängte Briefbeutel wird von dem im Courirzuge vorübersausenden Postbeamten mittelst eines ausgelegten Fangspeers aufgefangen.

Könnten nicht die ganze Bahnlinie entlang solche mit Ringen versehene Fangpfähle angebracht werden, in welche sich Passagiere und Gepäck, die Aufnahme zu einem Zuge wünschten, entsprechend zu placiren hätten, um von den Schaffnern des vorbei eilenden Zuges durch erwähnte Fangspeere leicht und sicher aufgefangen zu werden? Zur Verhütung von Beschädigungen der Passagiere hätte die Bahnverwaltung mehrere Sorten Futterale, als da sind: Gummi-Körbe, Guttapercha-Sessel, Hüllen von Korkholz für jeden Pfahl zu beschaffen. Wenn jeder Pfahl eine besondere Nummer erhielte, die alle zu ihm gehörigen Fangapparate gleichlautend trügen, böte auch das richtige Abwerfen der für einen Pfahl (früher Station) bestimmten Güter und Passagiere vom Zuge beim rapidesten Vorbeifahren keine Schwierigkeiten mehr, zumal wenn die Körbe, Sessel u. s. w. recht auffallend signirt wären. Allerdings müßten die Schaffner auf dieses eigenthümliche Annahme- und Ablade-Geschäft einigermaßen eingeübt sein! Aber man berechne den ungeheuren Vortheil, die nicht hoch genug anzuschlagende Zeitersparniß! Fielen nicht die Unterhaltungskosten für sämmtliche Zwischenstations-Gebäude und des ganzen Personals dieser zahllosen Bahnhöfe aus? Die auch jetzt auf kurze Strecken von einander postirten Bahnwärter erhielten die Aufsicht über eine gewisse Anzahl Fangpfähle — je nach der Personen-Frequenz der Gegend — und hätten den sich zur Aufnahme meldenden Reisenden ein convenables Futteral nebst Gebrauchsanweisung einzuhändigen. Desgleichen müßten sie gehalten sein, dem Reisenden bei Verpackung seiner selbst und des Gepäcks bis zur geschehenen Aufhängung in den Ring, wozu eine einfache Winde ausreichen dürfte, zur Hand zu gehen wie sie auch die vom passirenden abgeworfenen Güter und Personen aus ihren Umhüllungen zu befreien hätten. Welche immense Annehmlichkeit für das reisende Publikum, an jedem beliebigen Punkte der Bahn zu einem Zuge aufgenommen und — gewiß

in vielen Fällen — gerade vor seiner Hausthüre abgesetzt werden zu können!! — Das größere Gewicht von Personen und Sachen im Gegensatz zu Briefbeuteln kann beim Standpunkte unserer heutigen physikalischen Bildung nichts verschlagen. Es bedarf blos der Anwendung stärkerer, dem Gewichte des aufzunehmenden Objects entsprechender Fangspeere.

Indem ich Ein Hohes Ministerium unterthänigst bitte, den jedenfalls Epoche machenden Gedanken in reifliche Ueberlegung ziehen zu wollen, offerire ich schließlich meine Bereitwilligkeit, die Ausführbarkeit dieses nur anscheinend excentrischen Projectes durch eine Probefahrt persönlich darthun zu wollen, falls ein hohes Ministerium mir hierzu eine Route nebst obligatem Inventar zur freien Disposition zu überweisen die Gewogenheit haben wollte.

Eines hohen Ministerii

ersterbender

Culturhans,

Eisenbahn-Postinspector.

Station sans raison, in den Hundstagen 1858.

Notabene als Randglosse.

Nichts bedauert der Verfasser schmerzlicher, als den genossenen Unterricht im Handzeichnen bereits so sehr verschwitzt zu haben, daß es ihm unmöglich ist, dem Leser eine Laien-Illustration der Culturhans'schen Probefahrt zu liefern.

Passagiere und Gepäck wirbelten nach allen Seiten der Windrose, nur nicht auf den Zug; einige Glücklicheren gelangten zur Mitfahrt etwa wie ein Spanferkel übers Feuer — am Spies, — von dem hochpoetischen Culturhans „Fangspeer" benamset.

Ein sonderbares Hausmittel.

Dr. X. Wie hat dir denn die erste Nacht auf dem Lande gefallen, theuerster Freund? Hoffentlich hat sie deinen Entschluß nicht wankend gemacht, dich für immer bei mir niederzulassen.

Pensionirter Rath Y.: Durchaus nicht; nur eine Kleinigkeit hat mich genirt, gegen die du bisher vielleicht keine rechte Abhilfe wußtest. Du brauchst deiner Frau nichts davon zu sagen, daß ich es bemerkt hätte. Dergleichen kränkt Jede und die Reinlichste kämpft doch oft vergebens gegen eine solche Plage. Ich will mich gleich hinsetzen und dir eine starke Dosis des neuerfundenen, sogenannten „Wanzentod" aus der Residenz verschreiben, damit ist Alles kurz abgemacht.

Dr. X. (erschrocken): Bei Leibe nicht! Mit vieler Mühe habe ich diese überaus nützlichen Thiere, die auf dem Lande leider nicht wie in der Stadt gedeihen, hierher verpflanzt und du willst die junge, hoffnungsreiche Colonie zerstören?

Hippocrates entdeckte bereits, daß eine in regelmäßigen Zeiträumen vorgenommene Hautreizung das sicherste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit sei. Aderlaß, Schröpfen und in neuester Zeit der Lebenswecker oder Baunscheidtismus basiren Alle auf dieser unumstößlichen hippokratischen Wahrheit. Was sind aber diese elenden, erkünstelten Nothbehelfe gegen mein herrliches Hausmittel, das, ich behaupte es kühn, das einfachste und zugleich zweckentsprechendste ist, das die Natur uns geboten hat.

Bleibe nur hier und du wirst binnen kurzem die außerordentliche Wirksamkeit dieses schlichten Heilmittels an dir selbst erfahren.

Der Rath: Gewiß bin ich gesonnen, den Abend meines Lebens bei dir, meinem treuesten Jugend- und Schulfreunde, zu verleben.

Zur Besorgung einiger Angelegenheiten muß ich indessen noch einmal in die Residenz und da die Rathschlüsse der Vorsehung unerforschlich sind, bitte ich dich, mich jetzt zum Abschiede so zu umarmen, als ob du ahntest, wir sähen uns heute zum letztenmale. —

Ein treffendes Beispiel.

Professor. Die Wissenschaft hat also entdeckt, daß die schwarze Farbe die Sonnenstrahlen einsaugt, die weiße sie hingegen zurückwirft. Die Resultate dieser Entdeckung sind bereits bis in's Volksleben gedrungen: man trägt im Sommer helle, im Winter schwarze Kleider.

Kann mir Jemand noch eine Erscheinung citiren, die die besprochene Entdeckung der Wissenschaft bis zur Evidenz beweist?

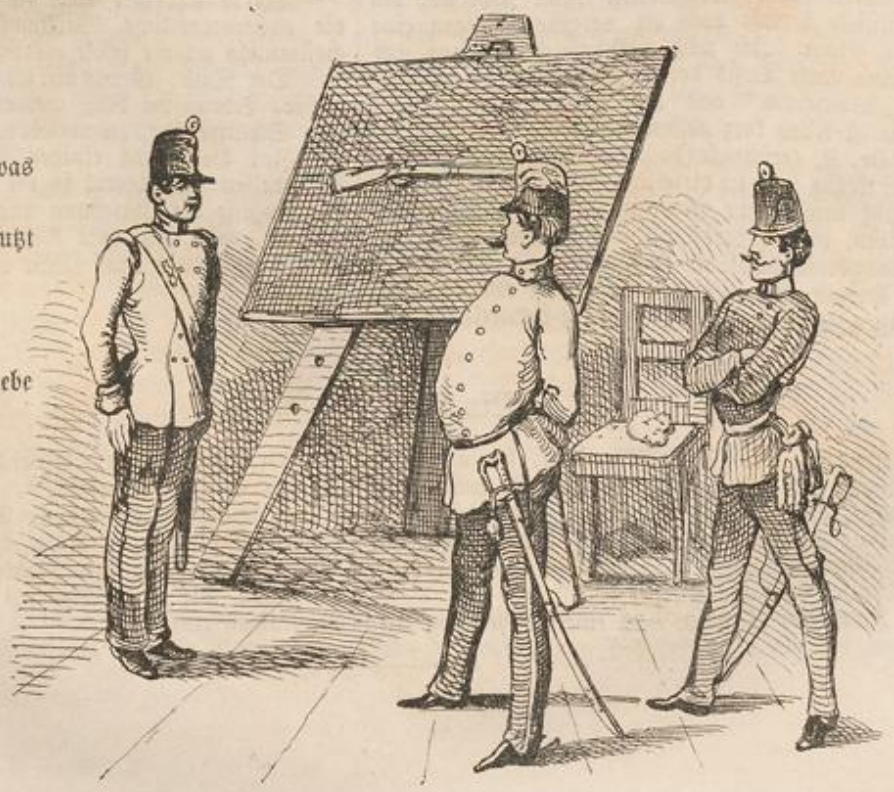
Primaner Spitzkopf: Die im Norden und Süden vorherrschende Kälte dürfte nur daraus zu erklären sein, daß die Mohren, welche die Mitte bewohnen, mit ihrer schwarzen Hautfarbe alle Sonnenstrahlen einsaugen.

„Sie wollten ja kommen und mich bezahle? Ich begreife Ihne net. . . . Dat nehm ich Ihne übel."

— Dann thun Sie mir groß Unrecht! —

„Wie so?"

„Sehen Sie, ich konnte beim besten Willen bis jetzt nicht dazu kommen; ich habe zu kämpfen mit meiner Natur. Kürzlich habe ich mich von einem Phrenologen untersuchen lassen: — und der meinte, mir müsse Alles Wurst sein; mir fehle namentlich der Zahl-Sinn gänzlich. —



Major. Mit was soll das Gewehr geputzt werden?

Soldat. Mit Liebe und Gelassenheit.

„Haben wir heute Vollmond?“

— Das kann ich nicht sagen, ich bin hier in der Gegend unbekannt. —

Lieut. v. W.: Kann immer sein, daß es nun bald wieder nach Frankreich geht. Den Franzmann fürcht' ich nicht, aber das Land ist mir odiös, auf Ehre! weil kein Mensch darin deutsch versteht.

Lieut. v. Z.: Bah! dann spricht man französisch.

Lieut. v. W.: Ja wenn man's nun nicht kann?

Lieut. v. Z.: Das lernt sich bald. Mein Vater selig war Anno 13 kaum drei Tage in Frankreich, da konnte er sich schon Jedermann verständlich machen. Kam er in ein Quartier, durchsuchte er zunächst Küche und Keller, schleppte Speise und Wein herbei, aß und trank nach Herzenslust und sprach — kein Wort dabei. Und vorher hatte er kein Wort französisch gewußt.

Baron Pieschkewitz und sein Sohn Fritz reiten spazieren, um den schönen Morgen zu genießen.

Baron Pieschkewitz wollen Abends von ihrem Spazierritte heimkehren.

Fritze: Höre Bruder, hast du denn die Thüre zum Pferdestalle?
Baron Pieschkewitz: Kreuz Schock Element, Bruder, der verfluchte Kerl von Wirth hat die Thüre zumauern lassen!

Baron Pieschkewitz und sein Sohn Fritz gehen in Gesellschaft.

Baron Pieschkewitz und sein Sohn Fritz kehren spät aus der Gesellschaft heim.

Baron Pieschkewitz: Donnerwetter, hat meine Frau die Thür zugeschlossen!
Fritz: Hurrje, Bruder, wenn das mein Weib wäre, na ich wollt' se! —

Zu Hause.

ans willst wul de Aeppel in Fried lassen!

„Weshalb Mudder?“

Weil dervon Kraut gekocht werden muß.

In der Schule.

Lehrer. Nun also Hans, weshalb sollten Adam und Eva den Apfelbaum in Ruhe lassen?

Hans. Na! weil dervon der liebe Gott Kraut kochen mußte.

„Du, Carel, weeßt du, wie ick meenen Meester ärgern duh! — Wenn ick ihm Morgens ne Semmel holen muß, lasse ick mir die allerkleenste geben und schmiere etwas Pech daran, wenn er se dann wieder hinschickt, dann nehmen se se nich."

— Weeßte aber wie ick meenen Meester ärgern duh? Wenn seene Schnapspulle uff dem Dische steht, gehe ick bei dem Dische durch, stoße so von ungefähr mit dem Ellenbogen daran un klabautz! liegt de Pulle an der Erde. Ick kriege dann zwar meene gehörige Keile, aber wenn de Meisterin es hört, kriegt der Olle ooch was ab, weil er die Pulle uff den Disch gestellt hat. —

Na Kleiner, was treibst du denn da?

„Mei Mutter is weggangen un hat'n Schlüssel zum Schrank mitgenommen wo's Fett drin is un da reib ich's Brod am Schrank, daß ich's net ganz trocken essen muß.

An der Jagdgrenze.

„Sie! Herr Nachbar! ist hier net eb'n 'n Haas 'runter gefallen?
— Ja freili! —
„Na dös g'freut mi, i hatt ihm aach so schön hinter de Löffeln g'halt'n.
— Ah, machen's sich doch koan Illusionen! der Haas war ganz g'sund, der hot sich ganz einfach dös Genick zerbroche! —

Sieh' Margareth, die Fabrikantenfrau hat schon wieder einen neuen Hut auf! Das ist dies Jahr der dritte!" — Ich bin gar nicht neidisch, ich gönne ihr alle Tage einen andern: wenn aber der Himmel ihr unterwegs ein recht gottloses Gewitter über den Hals schickte, wollte ich ihm recht herzlich dafür danken.

„Schaner Herr, kaufen's Maaslieb!"

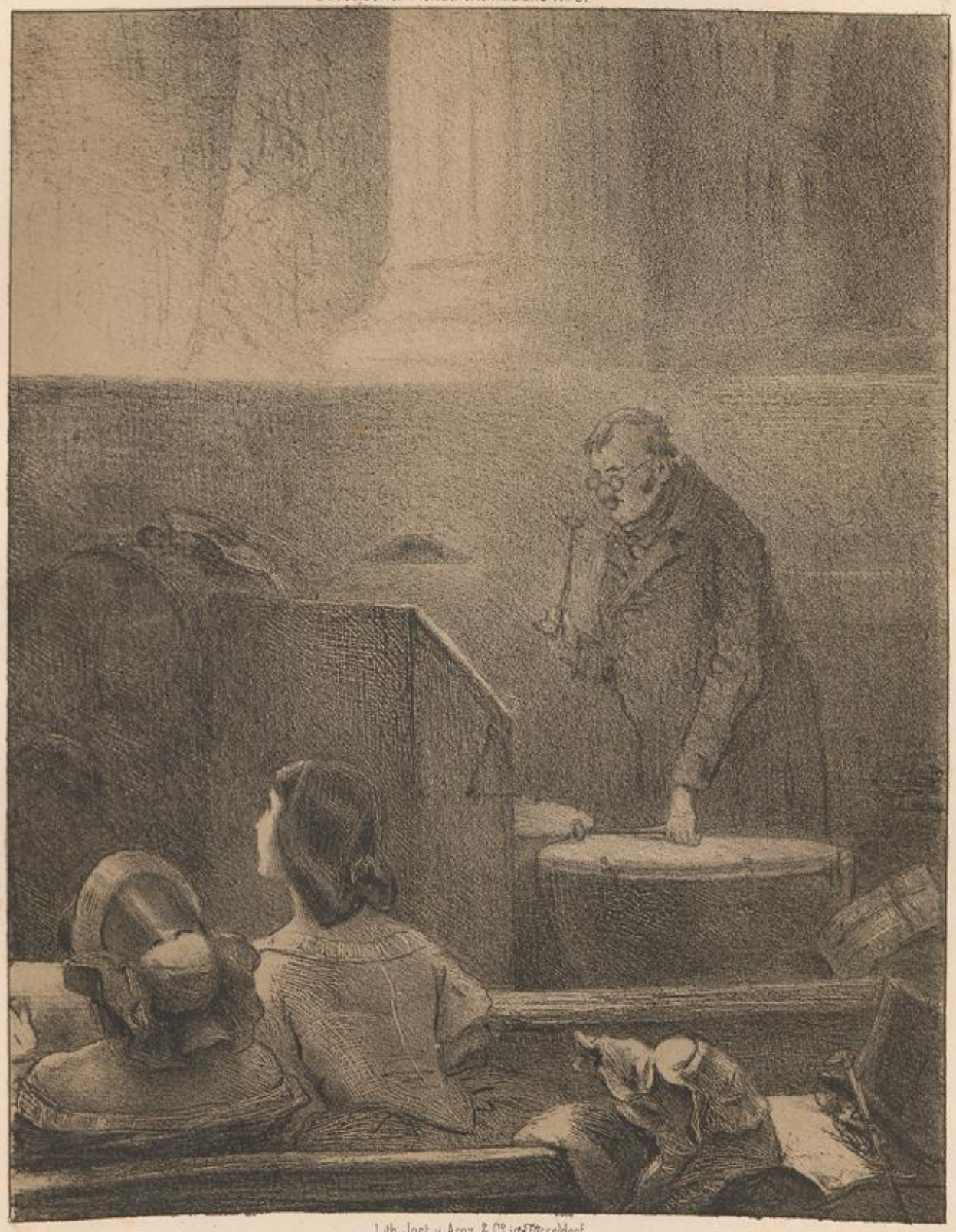
„„Geh fort Kind! — I hob schon's Maaß — lieb.""

Unteroffizier. Wie muß der Soldat stets sein Gewehr halten? — Gemeiner. Immer feste daß es nicht wackeln thut. — Unteroff. Kerl, du bist zu dumm für diese Welt, Thomas, was meenst du? — Thomas. Er muß es immer mit Boomöl einschmieren. — Unteroff. Nu ja, aberscht wie drückt sich dadervor ein vernünftiger Mensch wul aus, Gottlieb? Gottlieb. Wie seinen Augapfel. — Unteroff. Gut, Gottlieb, du brauchst ooch morgen nicht in den theoretischen Leitfaden zu kommen. —

Prüfung.

„Nun liebe Nella, weshalb wurde das erste Menschenpaar aus dem Paradiese verwiesen?"

„„N' — weil — weil sie nicht mehr die Miethe bezahlen konnten.



Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Weber, deinen Ruhm hab ich in Händen
Laſs einmal nun die Pausen enden. __

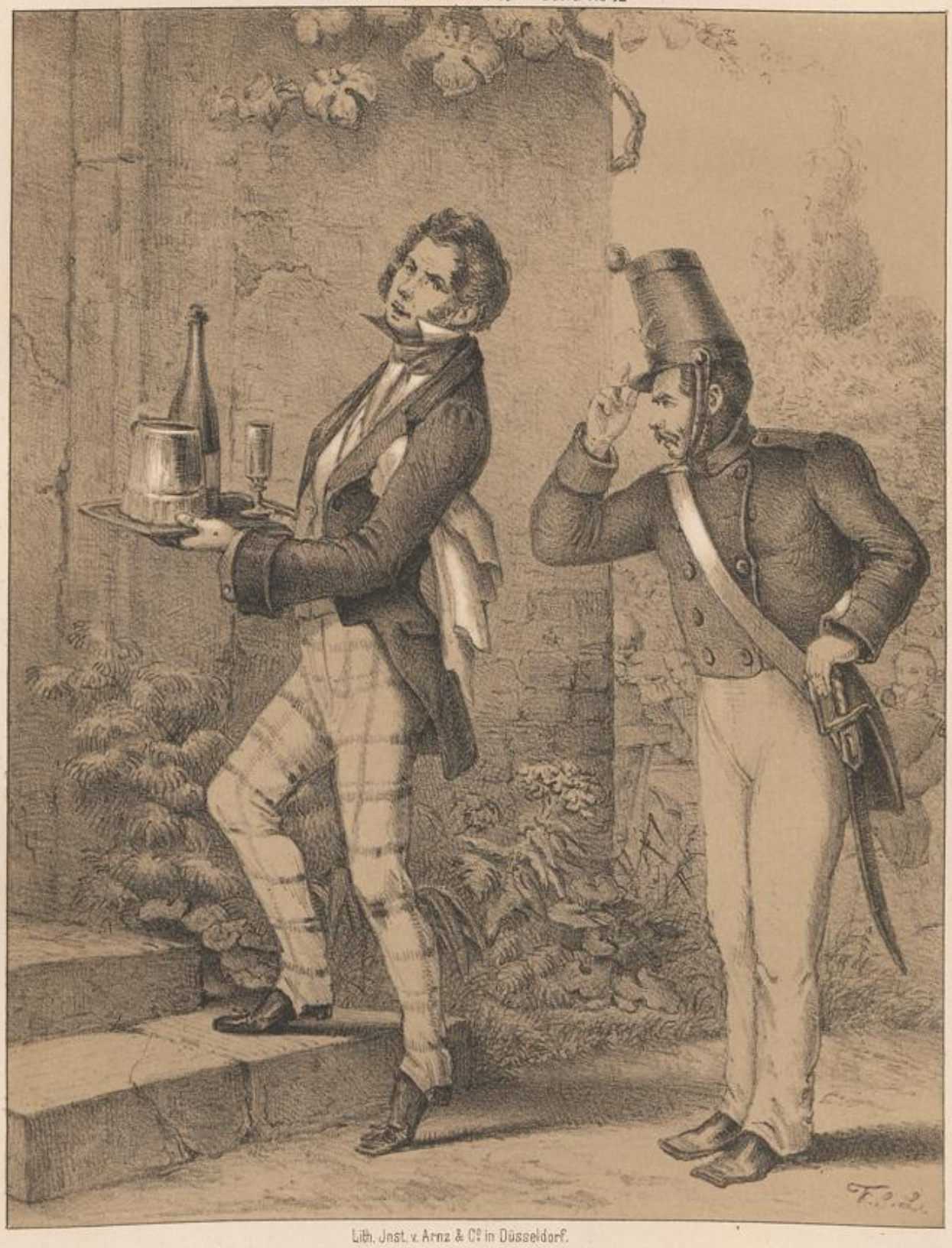
Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Wie die Männer kahlköpfig werden.

Lith. Jnst. v. Arnz & C° in Düsseldorf.

Hausherr: Theure Miſs! Geruhen Sie von meinen dicken Spargeln etwas zu genieſsen, oder wünschen Sie von jenem delicaten Schöpsenbraten ein Stück zu essen?

Miſs: Pray Sir! Wollen Sie sagen mir, ob genieſsen sein besser Jhren dick Spargel oder zu essen ein Stück Schöps?



Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Soldat: Verzeihens Herr Oberkellner, i wollt höflichst· afroiġe ob nit der Gemoine Kaschperle do drinne wär?

Kellner: J, woas ġlaubens, zu uns kommt koi Gemoiner! Der aller Gemoinste wo zu uns komme thut, das ischt der Hauptmann vun der vierten Cumpanie! —

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

In dem Verlage der Unterzeichneten sind nachstehende Kunstwerke erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Das 16. Heft des III. Jahrgangs der

AQUARELLE DÜSSEEDORFER KÜNSTLER

welches sich in eben so vollendeter Weise an die früheren anschliesst.

INHALT.

Die Zigeuner von A. Dieffenbach.
Das Mittagsmahl von Kindler.
Der schlesische Zecher von Thiele.
Unter den Brombeeren von Ch. Schlesinger.

Preis dieses Heftes 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein jeder Jahrgang, aus sechs Heften bestehend, kostet 9 Thlr. und kommt die ganze Sammlung, einschliesslich dieses Heftes jetzt auf 24 Thlr. — In rother Maroquin-Mappe mit Goldverzierung 27 Thlr. 10 Sgr. — In schwarzer Mappe 27 Thlr. Einzelne Blätter à 20 Sgr.

Schliesslich empfehlen wir noch die zuletzt erschienene X. und XI. Lieferung der

Bilder der Heiligen.

INHALT:

der X. Lief. **St. Gregorius, Hieronymus, Augustinus, Ambrosius.**
der XI. Lief. **St. Cäcilia, Christophorus, Vinzens, Anna.**

Farbendruck. gr. Folio. Preis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Sgr.
Einzelne Blätter 12½ Sgr.

Ferner debitiren wir nachstehende Werke, die sich durch gelungene Farbendrücke, im mittelalterlichen Charakter ausgeführt, besonders auszeichnen:

Das katholische Kirchenjahr in Bildern.

3 Hefte in gr. 4° à 4 Blätter Thlr. 4. —

Das 1. Heft enthält: **St. Franziscus Seraphicus. St. Josephus. St. Johannes d. Täufer. St. Ursula.**
„ 2. „ „ **St. Elisabeth. St. Hubertus. St. Petrus & Paulus. St. Caspar, Melchior & Balthasar.**
„ 3. „ „ **St. Catharina. St. Helena. Ave Maria. St. Stephanus.**

Jede Lieferung à Thlr. 1. 10. Sgr.

Die Heroen des alten Testaments.

Grosses Farbendruckbild. Preis 3 Thlr.

Ansichten des mittelalterlichen Cölns.

9 Blätter nach den Holzschnitten des Antonius von Worms 1521. kl. Folio. 5 Thlr.

ERINNERUNGSBLATT AN DIE PRIESTERWEIHE.

Farbendruck in Folio 1 Thlr. 20 Sgr.

DÜSSELDORF, März 1859. **ARNZ & COMP.**

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

IV. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Originale.

Geschichte des Franz Firel.

I. Aus der Kinderstube.

Aus der Kinderstube ist mir eine Scene immer sehr lebendig geblieben. Ich, der jetzige wohlbestallte Maler Franz Firel, hatte mir nämlich ein Paar Stühle zusammengeschleppt und mich auf die Lehnen als kecker Reiter hoch in die Luft gesetzt, während ich auf dem Haupte eine gewaltige papierne Mütze trug und in der Hand eine lange Gerte schwenkte, die mir im Holzschober in die Hände gefallen war. Dabei ließ ich ein mörderisches Geschrei los, das sich vielleicht in chinesischen und hottentotischen Lauten erging, am wenigsten aber an unsere Muttersprache erinnerte. Indem ich in dieser lebhaften Weise agirte, waren hinter mir meine Eltern in die Stube getreten und hatten mir eine Weile zugesehen. Ich hörte sprechen und blickte um mich. Da vernahm ich noch die Worte meines Vaters: „Ist der Junge denn wirklich unser Kind? Weib, du mußt dich an den Franzosen, Kosacken oder Kunstreitern versehen haben!“

Beide lachten laut auf, und ich war sehr verdutzt, was auch wahrscheinlich die Ursache ist, daß ich diese Worte nicht vergaß. Um aber nicht etwa einen Verdacht auf meine Mutter zu werfen, die sicher die treueste und beste Frau des Jahrhunderts war, muß ich bemerken, daß ich zur Zeit der sogenannten Freiheitskriege, wo wir bald die Romanen und bald die Slaven im Lande hatten, das Licht der Welt erblickte, und daß meine Heimathstadt auch groß genug ist, um einige Mal im Jahre Seiltänzer und Kunstreiter zu beherbergen. So lag denn denn in diesem Ausspruch nichts anders, als daß ich wirklich ein unvernünftig toller und närrischer Bursche war, der mit Ränken und Schwänken, Faren und Streichen so ungebührlich viel Lärm im Hause machte, daß Jungen und Alten Hören und Sehen verging. Oft geschah es überdies zu großem Schaden für meines Vaters Beutel, der übrigens ein hübsches Vermögen in sich beherbergte, daß ich so unbändig wild war; denn der Schreiner, um die Möbel zu flicken, der Glaser, um neue Scheiben einzusetzen, und der Schneider, um mir die Hosen und Kittel auszubessern, kamen fast nicht aus dem Hause. Aber ich machte dafür Allen durch mein munteres, heiteres Wesen viel Kurzweil, Lachen und Ergötzlichkeit.

Dies hatte seinen Grund darin, daß ich eine ganz unwiderstehliche Nachahmungssucht besaß, welche indeß nicht immer so harmlos war, wie bei besagter Reiterei, besonders copirte ich die Personen, die ich in und außer dem Hause sah.

So erinnere ich mich, daß es einen eigenthümlichen Skandal gab, als ich mich und meine kleine Schwester einst in die Sonntagskleider der uns besuchenden Großeltern, eines alten Pfarrerpaares vom Lande gekleidet hatte. Meine Mutter hat mir später noch oft lachend erzählt, wie ich einherschritt, die Perrücke des alten Herrn auf dem Haupte, sein langes Bambusrohr mit dem elfenbeinernen Knopfe in der Hand und den weiten altfränkischen Rock um den kleinen Körper schlotternd, während ich das Schwesterchen, das sich nicht minder seltsam unter der großen Haube und in dem faltigen Kleide ausnahm, am Arm in das Frühstückzimmer führte. Wir sahen beide äußerst ernst und feierlich aus. Die alten Leute wären aber bei dieser Entheiligung ihrer besten Kleidungsstücke vor Schrecken fast von den Stühlen gefallen. Es war noch ein Glück, daß mein Vater die Sache so gut zu vermitteln wußte und durch seine Scherze ein allgemeines Gelächter hervorbrachte.

Ein ander Mal sah ich meine Mutter am Schreibtisch sitzen. Ich fragte sie, was sie mache, sie antwortete, daß sie einen Brief an die Großmutter schreibe. Häusliche Angelegenheiten riefen sie kurz nachher aus der Stube. Ich schlich zu dem Platze, den sie eingenommen hatte, bemächtigte mich der Feder, tunkte sie in die Tinte und begann in Ermangelung des Papiers auf die hübschen reinen Nanking-Hosen, die man mir den Morgen frisch angezogen hatte, mit großer innerer Befriedigung hin- und herzukritzeln. Die Sache machte mir außerordentliches Vergnügen. Ich führte die zackigen Striche immer kühner auf und ab und erstaunte nicht wenig, daß ich auch das Schreiben verstände, weshalb ich denn auch zwischenher laut in die kleinen Hände klatschte. Ich war noch mit wahrer Begeisterung in die Arbeit versunken, als die Thüre sich öffnete, und meine Mutter eintrat. Sie blieb vor Schrecken erstarrt stehen. Als sie endlich wieder Worte fand, rief sie aus: „Toller Junge, was machst du denn da?“ Ich antwortete eben so erstaunt, als sie überrascht war: „Ich schreibe einen Brief an die Großmutter!“

Hätten diese Eulenspiegeleien nur Personen aus dem Hause angegangen, so wäre am Ende nichts daran gelegen gewesen. Aber auch die Besucher von draußen wurden davon getroffen. Ein alter Rentner, der zuweilen zu uns kam, hatte nach dem Ausspruch der Mutter viel zu lange Rockschöße. Als er das nächste Mal dasaß, erhaschte ich eine Scheere, machte mich still hinter seinen Stuhl, und schnitt ihm ein Stück vom Oberkleide weg, das ich

denn im Triumpf, aber zum Schrecken aller Anwesenden, jauchzend in die Höhe hielt. Einem anderen, höchst langweiligen Manne, der zuweilen erschien, rief ich zu, er möge nur nach Hause gehen, denn der Vater hätte behauptet — was auch ganz richtig war — er wäre ein langweiliger Esel. So hörte ich von meiner Mutter einst, als sie am Fenster saß und hinaussah, sagen: „Ach Gott, da kommt schon wieder die unausstehliche Frau Plaudertasche!" Nicht lange nachher trat eine Dame in das Zimmer, die öfter Besuch machte und sehr viel sprach. Sie grüßte mich freundlich, aber ich antwortete: „Guten Tag, unausstehliche Frau Plaudertasche!" Auf diese Weise brach ich eine Menge von Verhältnissen, denn die Leute waren klug genug einzusehen, daß die Eltern aus dem Kinde redeten. Vater und Mutter konnten sich nicht genug in Acht nehmen.

Aber noch viel schlimmer kam ein Maler weg, der die Bildnisse meiner Eltern malte. Er war ein guter junger Geselle, der immer lustig mit mir spielte, wenn er eine Pause machte, und dem ich mit Aufmerksamkeit zuschaute, sobald er arbeitete. Sein Werk interessirte mich, den lebendigen regsamen Knaben, ungemein. Ich konnte ihm stundenlang zusehen, ohne mich zu bewegen; denn die Art und Weise, wie die Farben auf die Leinwand gebracht wurden und allmälig die Gesichter bildeten, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Für mein Leben gern hätte ich auch so etwas unternommen, aber sobald ich mich der Staffelei nahte, wurde ich regelmäßig zurückgewiesen. Die Folge davon war indeß, daß meine Neugier immer mehr und mehr wuchs. Eines schönen Morgens, als der Maler noch nicht erschienen war, fand ich denn auch richtig Gelegenheit in das Zimmer, das uns Kindern ganz und gar verboten war, zu schleichen. Welche Freude flog durch mein Herz! Die Leinwand stand auf der Staffelei, Pinsel und Palette lagen auf einem Stuhle. Ich bemeisterte mich in der größten Eile des Werkzeugs und machte mich an die Arbeit. Die Farben wurden mit kecken großen Klecksen auf die Tafel gebracht und hin- und hergeschmiert, so daß von dem seiner Vollendung nahen Portrait bald nichts mehr zu unterscheiden war. Wie damals beim Briefschreiben wurde ich jetzt beim Malen wieder überrascht. Aber diesmal ging es nicht ganz so zart und gemüthlich her, ich erhielt nämlich eine Tracht Prügel, die ich auch vollkommen verdiente, den es war hier eine kostspielige und gute Arbeit in Grund und Boden verdorben worden.

Ich wurde indeß von meinen guten Eltern mit viel zu großer Nachsicht und Zärtlichkeit behandelt, als daß sie mich lange die Folgen meiner fatalen Nachahmungssucht hätten empfinden lassen. Im Gegentheil fand ich jetzt mannigfache Tröstung in meinem kleinen Unglück. Sowohl um mich mit der erlittenen Bestrafung zu versöhnen, als um mich vor fernern künstlerischen Versuchen an den Portraits abzuhalten, erhielt ich ein Buch, einen Bleistift und eine Farbenschachtel. Zugleich wurde mir in der Nähe des Malers ein Tischchen zurechtgestellt, wo ich nach Lust und Liebe meinen Spuk treiben konnte, was denn auch im weitesten Umfange geschah. Der Künstler stand mir dabei mit seinem freundlichen, wohlwollenden Wesen zur Seite. Ich zeichnete und arbeitete, was das Zeug hielt, und hörte zuweilen von meinem wohlwollenden Lehrer, daß ich ein Talent besitze, was gewiß der Ausbildung würdig sei. So füllte sich bald ein Heft nach dem andern mit meinen Darstellungen. Nach und nach fühlte ich ein solches Bedürfniß mich bildlich auszusprechen, daß es allmälig zur Leidenschaft heranwuchs.

Schon damals regte sich ein Drang in mir, der offenbar die bedeutendsten Folgen für mein ganzes Leben haben mußte. Ich versuchte mich an Landschaften, Thieren und Menschen, nichts aber bearbeitete ich lieber, als Leute von seltsamem Aeußern und wunderlichen Sitten. Auf diese hatte ich mein ganz besonderes Augenmerk, und merkwürdiger Weise gelang mir die Darstellung derselben immer am besten. Meine Eltern schlugen, wenn ich ihnen im Triumpfe meine kleinen Versuche brachte, oft ein lautes Gelächter auf, denn sie erkannten auf den ersten Blick die Personen, deren Conterfei ich unternommen hatte. Da hieß es denn jedesmal: „Das ist ja wieder ein wahres Original!" oder: „Junge, du bist ein Original von einem Burschen!" Ich verstand damals das Wort noch nicht, aber ich hatte doch meine unbewußte Freude daran, denn es gefiel mir. Freilich ahnte ich auch nicht, daß die Originale keine kleine Rolle in meinem künftigen Leben spielen sollten. Ich gab mir nachher sogar selbst den Spitznamen, und hörte es gern, wenn man mich „Original" nannte.

II. Aus der Schule.

Fast in jeder Schule giebt es irgend einen Buben, der die Mitschüler mit seinem Zeichentalent erfreut. Auf den Bänken, auf welchen ich meine Unterrichtsstunden verbrachte, war ich dieser Meister. Meine Schiefertafel diente mir fast immer zwischen den Unterweisungen des Lehrers, die meine Aufmerksamkeit nie in besonderer Weise in Anspruch nahmen, zum Zeitvertreibe. Sie wurde jeden Tag mehrere Male bekritzelt und wieder abgewischt. Ebenso enthielten meine Schreibhefte gewöhnlich mehr Figuren als Buchstaben und Zahlen. Da es in meinem jungen Hirn von darstellbaren Gedanken sprudelte, so wurde ich dieser Beschäftigungen weder müde noch satt. Der größte Sporn lag in mir selbst. Freilich erhielt ich auch mitunter Anregung von meinen Genossen, die sich allerlei Bilder bei mir bestellten. Bald verlangte einer eine Schlacht, bald eine Gegend, bald mußte ich irgend einem Andern mit einer Arbeit aushelfen, die zur Feier eines Namens- oder Geburtstages dienen sollte, wobei ich denn auch Bleistift und Farbe zu Hülfe zog. Sehr oft drängte sich indeß bei all diesen

Gelegenheiten eine gewisse Ironie in meine Darstellungen, die im Schulleben vielfache Nahrung fand, denn sowohl unter den Lehrern wie unter den Schülern gab es der komischen Käuze genug.

Und diese mußten schon gehörig herhalten, als ich diesem Triebe noch unbewußt, gleichsam einem Instinkte folgend, nachging. Daß meine Karikaturen meistens allgemeine Anerkennung und zuweilen unauslöschliches Gelächter hervorbrachten, reizte meine Darstellungslust noch mehr. So hatte ich einen ganz ungewöhnlichen Erfolg, als ich einst einen Kameraden auf das Papier brachte, welcher der Sohn eines Landedelmannes war und sich durch seine unbegränzte Bornirtheit auszeichnete. Wir hießen ihn nur den Krautjunker und machten ihm allerlei Dinge weiß, die er wirklich glaubte, was wohl am klarsten daraus wird, daß er, durch uns veranlaßt, ein Stück Gummi elastikum pflanzte, und daraus einen Baum zu ziehen hoffte, der dieselbe Frucht tragen sollte. In Betreff der orthographischen Fehler hatten wir ihm beigebracht, daß dieselben in den Tintenfässern steckten. Am schlimmsten aber trieben wir es, wenn wir ihm seine Arbeiten machten, und ihm Dinge in seine Uebersetzungen schmuggelten, welche die Haare der Lehrer sträuben machten, oder ihm auch, wenn er im Unterricht gefragt wurde, Antworten in die Ohren flüsterten, die den allgemeinen Jubel der Klasse und die unvermeidliche Wuth der Lehrer hervorriefen. Ihn ließen wir z. B. den Satz: „Romulus primus conditor Romae" übersetzen, daß „Romulus der erste Zuckerbäcker zu Rom" und der „Pontifex maximus Asellius" der „größte Eselsbrückenverfertiger" gewesen sei. Nicht weniger amusirte uns der kleine Schustersohn, den wir Pir hießen. Derselbe wollte Geistlicher werden, sah aber aus wie ein mißgebornes Heinzelmännchen, wackelte mit seinen Dachsbeinen seltsam einher, und bei dem kleinsten Satze stammelte er, was ihm später auf der Kanzel vielleicht hinderlich geworden ist, ein Demosthenes zu werden. Auch der große „Ungeschlacht" mußte uns zum Gegenstand eines Zerrbildes dienen. Es war ein fürchterlicher achtzehnjähriger Bengel, der übrigens nur eine Klasse über uns saß. Sein Knochenbau war von der Natur jedenfalls besser ausgestattet, wie die Gehirnsubstanz. In den Zwischenstunden hielt er wie ein Wegelagerer vor der Thüre seiner Schulstube Wacht und prügelte alles was kleiner und schwächer war, wie er selbst; weshalb ich ihn auch als Drachen vorstellte.

Ich blieb indeß doch nicht in den Reihen meiner Schulgenossen stehen, sondern verstieg mich sogar in das Lehrercollegium, in dem es ebenfalls manche sonderbare Pflanze gab, die meinem Stifte ihr Conterfei leihen mußte. So war besonders der Professor Kohl, der in den untern Klassen Latein lehrte, eine komische Erscheinung. Wenn er uns Rangen die Declinationen und Conjugationen beibrachte, dann war er immer gerührt über seine ausgezeichnete klassische Bildung, er sprach dabei so gewählt, daß ihm im eignen Anstaunen die Thränen über die Wangen liefen. Besonders lächerlich erschien sein Pathos, wenn er die corrigirten Hefte in die Klasse brachte und seine Bemerkungen zu den schriftlichen Aufgaben vortrug. Wie mächtig dünkte sich dann das kleine Männchen, wie gewichtig strich er dann denn Zeigefinger der rechten Hand von unten nach oben gehend über den Rücken seiner Habichtsnase, und wie salbungsvoll, gewichtig und vernichtend konnte er dann mit näselnder Stimme ausrufen: „Sex vitia male, de novo! Wie schmeckt dir der Apfel?"

Einen trefflichen Gegensatz zu diesem eleganten Philologen bot der Doktor Hohlstrunk, Lehrer der Geographie und deutschen Sprache, der so lang war wie der Riese Goliath, einen kahlen Scheitel hatte und die zwei Haare, die ihm im Nacken hingen, sorgfältig über die große Glatze legte. Außer seiner Gestalt zeichnete ihn auch sein Mundwerk aus. Er wußte nämlich wunderlich mit den Lippen zu schnalzen, besonders wenn er aus seinen statistischen Notizen, die aus hundert kleinen Blättchen bestanden, die Namen der chinesischen Städte diktirte. Auch nahm er sich seltsam aus, wenn er mit faltigem Antlitz neben der Karte stand und irgend einen Unglücklichen mit dem Stabe die Flüsse, Gebirge und Städte zeigen ließ. Der Mann konnte furchtbar die Augen rollen und die Stirne runzeln, wenn der Eine oder Andere seine Lektion nicht wußte und noch schreckhafter konnte er ausrufen, wie es mir denn selbst zu öftern Malen geschehen ist: „Scher' dich Junge! Nr. 1 — (er meinte damit das Zeugniß) — ist flöten gegangen!"

Noch pikanter war der Professor Fuchtel, ein kleines, hageres Männchen, das nur aus Haut und Knochen und, soviel ich mich erinnere, aus eben so wenig Geist bestand, obgleich sich dieses verschrumpfte Wesen, das schon zwanzig Jahre in Spiritus gestanden zu haben schien, nicht wenig auf sich selbst zu gut that. Er lehrte Arithmetik und Philosophie. Wie wenig er aber die Logik und Wahrscheinlichkeitsrechnung praktisch verstand, habe ich selbst erfahren, als ich einst einen faulen Apfel an die Wand warf, daß die gelbe Brühe den weißen Anstrich der Schulstube schändlich verdarb, und als ich ihm, nachdem er hereintrat und wüthend über dies Vergehen eine lange Rede hielt, in welcher er dem Verbrecher die blutigste Strafe androhte, einfach erklärte, ich sei das Scheusal, das die That vollbracht habe, er möge mich aber erst anhören. Ich erzählte ihm nun eine lange Geschichte, wie ich ruhig auf meinem Platze gesessen, und plötzlich das verbrecherische Object mir nach dem Kopf habe fliegen sehen. Der Apfel sei durch meine Hand von mir selbst abgelenkt worden und an die Wand geflogen, wo er unglücklicher Weise zerschellt und das Unheil angerichtet habe. Und einen solchen Unsinn glaubte der weise Gelehrte, der alle Theorien kennen wollte, aber von der Praxis nicht das Mindeste verstand und den ich ebenfalls in seiner spinnenhaften äußerlichen Existenz oftmals auf dem Papiere darstellte.

Keine Persönlichkeit aber war eigenthümlicher und ursprünglicher, wie die des Professors Knäuel der uns Mathematik und Französisch beibringen sollte, als wir schon in die höheren Klassen vorgeschritten waren. Mit seiner allgemeinen kolossalen Abrundung erschien er wie ein wahres Ungethüm. Alles was man an ihm sah, war unaussprechliches Fett. Seine Corpulenz hinderte ihn fast an jeder Bewegung. Den Kopf, der vom Gesichte her den Eindruck eines unförmlichen Wecks machte, in welchem sich die Augen wie ein Paar Corinthen ausnahmen, vermochte er kaum auf den Schultern herum zu wenden. Auch konnte er den Körper nicht um seine Achse drehen; wollte er eine andere Richtung des Weges einschlagen, so war er gezwungen in weitem Kreise Kehrt zu machen. So hatte er in seinen Bewegungen etwas von einem Rhinozeros, hinter dessen Rücken man allerlei Späße und Scherze treiben konnte, ohne bemerkt zu werden. Das geschah denn auch im weitesten Umfange. Trat unser dicker Knäuel im Winter in die Klasse, so wurde er an der Thüre bekomplimentirt. Man nahm ihm Mantel, Hut und Stock ab und bekleidete damit einen Schüler, der hinter ihm herschritt, während einige Andere allerlei Grimassen schnitten, so daß die Scene jedesmal höchst possirlich aussah, ohne daß der unbeholfene Lehrer eine Ahnung davon hatte.

Trotz der großen Gelehrsamkeit, welche dieser Mann besaß, waren seine Schüler doch äußerst ungelehrt. Bei keinem Unterricht war die Aufmerksamkeit mehr nach andern Seiten in Anspruch genommen. Gleich bei seinem Eintritt, den er in grader Linie in das Schulzimmer nahm, ging hinter seinem Rücken ein Drittel der Klasse um die Ecke. Damit die Stube nicht zu viel leere Plätze habe, wurde im Voraus sogar unterhandelt, wer an dem betreffenden Tage zu entbehren sei. Einige andre entfernten sich dabei regelmäßig während der Stunde. Zu diesem Zwecke brauchte man dem Schüler, der zunächst an der Thüre saß, nur den angemessenen Auftrag zu geben. Derselbe klopfte dann an der Bank, lief an die Thüre, als wäre dort ein Fremder, und rief in die Klasse, Dieser oder Jener möchte nach Hause kommen, worauf denn der Gerufene seine Bücher zusammenpackte und die Schule verließ. Nur selten, wenn dieses Manöver zu oft vorkam, schöpfte der fette Lehrer Verdacht, aber er war zu langsam um zuerst an der Thüre zu sein, und kam er nach dem gewöhnlichen Pförtner, dann war der vermeintliche Rufende stets wieder von dannen. So schmolz das Häufchen meistens gehörig zusammen. Aber auch die Bleibenden beschäftigten sich stets mit andern Dingen, was um so leichter war, als der dicke Herr ein äußerst schwaches Gesicht besaß. Unter den Bänken konnte man den einen mit Romanen, die andern mit Damen- und Mühlenspiel beschäftigt sehen. Ja wir hatten sogar den Uebermuth, wenn er französische Worte erklärte, ihn zu fragen, wie die Gegenstände hießen, mit denen wir uns gerade abgaben. Für mathematische Fragen hatten die Zerstreuten eine stereotype Antwort, welche hieß: „Das kommt auf die Art der Darstellung an!" mit welcher er sich vollkommen beruhigte und worauf er die Lösung selbst gab. Und diese Naivität und Unkenntniß in Betreff seiner Schüler nahm nie ein Ende.

Eine besondere Eigenthümlichkeit lag noch in seiner Sprache. Er brachte nämlich fast nie einen Satz vor, der nicht als Lückenbüßer die Worte „als einmal" enthielt. Er sagte z. B. nicht: „Beweise mir den pythagoräischen Lehrsatz!" sondern: „Beweise mir als einmal den pythagoräischen Lehrsatz!" Die Folge davon war, daß jeder Schüler es sich zur Aufgabe und Pflicht machte, das beliebte: „Als einmal" in seine Antworten einzuflechten. Geschah dies mit der gehörigen Discretion, so merkte der Professor gewiß nichts. Einmal wurde es ihm aber bei einem unserer Cameraden zuviel, und voll Erstaunen hörten wir ihn in halber Wuth ausrufen: „Das Als einmal war auch als einmal wiederum zu viel!"

Bei diesen gleichsam passiven Streichen blieb es aber keineswegs, denn nebenher ersannen und führten wir auch noch allerlei tolle Possen aus. Kam das Frühjahr, so war die Schulstube der Sammelplatz von allen aufzutreibenden Maikäfern, die unter und über den Pulten umherkrochen und dann und wann zum allgemeinen Gelächter schwirrend durch das Zimmer flogen. Wenn sich jemals Mäuse zeigten, so geschah es in der Stunde des dicken Professors, der sich nicht genug darüber wundern konnte, daß sich seine Zöglinge vor diesen Thierchen noch ängstlicher und zaghafter gebärdeten, wie junge Mädchen, denn bei einem solchen Zufalle erhob sich ein Schreien und Toben und die Schüler liefen in einer Weise über Tische und Bänke, daß man glauben konnte, der Boden stehe in glühenden Flammen. Wunderbarer Weise verirrten sich sogar Frösche und Eidechsen in den Schulraum, obgleich derselbe auf dem ersten Stocke lag. Neben diesen Sommervergnügungen brachte der Winter ebenfalls allerlei Lustbarkeit. Das eine Mal wurde irgend eine fettige Substanz in den Ofen geworfen, deren Verdunstung so schauderhafte Gerüche in die Stube ergoß, daß sich ein allgemeiner Husten auf alle Lungen warf und die Stunde geschlossen werden mußte. Ein ander Mal brachten wir möglichst viele Schneeballen mit und warfen sie über dem Catheder an die Decke, wo denn der Schnee zu schmelzen und dem Lehrer auf den Kopf zu tröpfeln anfing, was natürlich dadurch erklärt wurde, daß das Dach nicht mehr dicht sei und die Feuchtigkeit durchlasse. Gab die Natur uns keine Mittel an die Hand, so fehlte es uns auch nicht an sonstigem Zeitvertreib. Unter andern waren unsre Conzerte oft von dem lebhaftesten Interesse. Wir brachten dieselbe dadurch zu Stande, daß wir alte Violin- und Klaviersaiten zwischen die Pulte spannten und darauf die größtmöglichsten Dissonanzen hervorriefen, die wir

dem staunenden Lehrer durch allerlei übernatürliche Hypothesen, wie durch ferne Musik, Wagengerassel oder Schüsse zu erklären suchten. An eine Untersuchung der Thatsachen war bei diesen Gelegenheiten gar nicht zu denken, denn wie sollte dieser gewaltige Körperbau sich zwischen die engen Schulbänke drängen! — Zu andern Zeiten bereiteten wir dem dicken Professor noch andre Ueberraschungen. So bestellten wir einmal einen jüdischen Taschenspieler, der uns in der Schule seine Kunststücke vormachen sollte, und der bei der Anfrage eine solche Zudringlichkeit entwickelte, daß der gute ungeschlachte Lehrer sich nicht mehr zu helfen wußte und von Dankgefühl übersprudelte, als einige der handfestesten Zöglinge den Eindringling an die Luft setzten. In eine ähnliche Verlegenheit setzte ihn einst ein Orgeldreher, der mit einer gemalten Mordgeschichte die Hallen der Wissenschaft betrat. Am komischten aber war die Scene, als wir einst einen blödsinnigen Menschen, der auf allen Gassen und Plätzen der Stadt umherzustehen pflegte, mit in die Klasse brachten und dem eintretenden Professor zuriefen: „Ein neuer Schüler! Ein neuer Schüler!“ Seine Ueberraschung war eben so groß wie seine Entrüstung, als er den scheelen Ludwig — so hieß der Simpel — in seinem Lehrsaale erblickte. Bald aber fand er doch Worte, nahm in großer Gutmüthigkeit ein Geldstück aus der Tasche und sagte: „Wie Ludewig, muß ich dich auch als einmal hier finden? Nun mach' dich aber als einmal sogleich fort!“

Mit einer so großen Weltunerfahrenheit, wie sie sich hier bekundete, paart sich gewöhnlich eine eben so große Gutmüthigkeit, die bei ihm ebenfalls zu Tage trat. In der That konnte man dem guten Mann mit irgend einer Kleinigkeit die lauterste Freude machen. Und dies geschah denn auch immer am St. Nikolaustage, wo wir versuchten, die Sünden und Fehler des ganzen Jahres in eklatanter Weise durch eine Feier zu sühnen, bei welcher dem dicken Herrn gewöhnlich die Thränen in den Augen standen. Kam er an diesem Tage in die Klasse, so waren die Räume so leer wie möglich und im Laufe des Unterrichts kniffen noch immer mehr Schüler aus, so daß er sich zuletzt selbst verwunderte, daß so viele Zöglinge fehlten. Plötzlich aber erklangen auf dem Gange laute Tritte, es zog heran, als ob eine Schaar Soldaten käme. Mit einem Male flogen die Flügelthüren auf und vier der größten Knaben schritten herein, indem sie eine Thür auf den Schultern trugen, auf welcher ein kolossaler gebackener Weckmann lag, der beinahe so groß war, wie der Lehrer selbst, und ihm unter lauten Ceremonien als Niklasgeschenk verehrt wurde. Bei solchen Gelegenheiten war des Jubels und Jauchzens kein Ende. Der gefeierte Mann konnte vor Rührung keine Worte finden. Wir Schüler aber warfen uns mit kleinen Weckmännern und waren dabei so zahlreich versammelt wie sonst nie.

Diese Festlichkeiten nahmen aber mit der Zeit einen so lauten Charakter an, daß der Direktor hinter die Sache kam, zumal da ein allgemeines Stadtgespräch über diesen sogenannten Unfug entstand. Der dicke Professor trug nämlich einmal den Weckmann, der ihm so helle Freudenthränen entlockt hatte, selber nach Hause. Unterwegs gesellte sich in der Gasse ein Hund zu ihm, schnüffelte an seinem Mantel herum und erwischte endlich ein Bein des Backwerks, welches er in aller Eile ausriß und davon rannte. Der erschreckte Mann schrie laut auf und wollte, sich selbst vergessend, dem Thier nachlaufen. Es gab ein allgemeines Aufsehen, die kolossale Maschine kam in's Stürzen, und am andern Tage erschien er mit geschundenem Gesichte in der Schule. Als die Ursache des Handels ruchbar wurde, kamen wir sämmtlich in's Verhör, und wenn wir uns auch trefflich herauszulügen wußten, so wurde das Sankt Niklasfest doch so strenge verboten, daß wir dasselbe im nächsten Jahre in Knäuels Wohnung feiern mußten.

Solche Leute und Erlebnisse waren für mein Zeichentalent natürlich Wasser auf der Mühle, was mir indeß nicht zum besten ausschlug. In unserer Klasse befand sich nämlich auch ein Schüler, der es verstand recht komische Verse zu machen. Da wir es beide liebten, unsere Stoffe aus der unmittelbarsten Gegenwart zu nehmen, so fielen wir auf den Gedanken, eine Zeitung zu gründen und drin die Erlebnisse der Schule niederzulegen. Wer nur etwas Witz besaß, der mußte seinen Beitrag in die wöchentlich geschriebene Nummer bringen, die alsdann mit den vorhergegangenen vereint und sorgfältig aufbewahrt wurde. Der Dichter und der Maler, wie wir hießen, waren natürlich die Redacteurs en chef, weil wir uns am meisten um die Angelegenheiten bemühten. Unser Hauptwerk aber bildete bei dieser Gelegenheit ein großes Epos, das gleichsam eine Iliade oder ein Nibelungenlied der Schule war und in dem die Professoren und Schüler in sehr drastischer Weise mitgenommen wurden. Da dasselbe eine lange Zeit durch unsere Klassenzeitung lief und da auch in den Familien der Schüler davon gesprochen wurde, so erhielt das Opus bald eine Art von geheimnißvollem Ruhme, und wir beide empfingen oft Complimente von Seiten, von denen wir diese Auszeichnung nicht erwarteten.

Welcher Schrecken aber erfaßte uns einstmals, als wir, der Dichter und Maler, an einem Sonnabende vor die Lehrerconferenz geladen wurden! Das kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Wir traten in der Dämmerung in den spärlich erleuchteten Saal, wo die Professoren mit ernsten Gesichtern um den grünen Tisch saßen. Das verhängnißvolle Manuscript der Zeitung lag auf dem Tische. „Rührt dieser Schmier und Schmutz von euch her?“ donnerte der Direktor. Wir wagten nicht zu antworten. Und nun erhielten wir eine kurze aber kräftige Anrede, deren Schluß dahin lautete: „Ihr seid aus der Schule verwiesen!“

III. Aus dem Buchladen.

Meine Eltern hatten bis jetzt immer große Freude an meinen künstlerischen Versuchen gehabt, zumal ich durch die Beschäftigungen nicht ganz und

gar von den Studien abgehalten worden war; denn wenn ich auch grade nicht zu den ausgezeichneten Schülern gehörte, so blieb ich, da mich mein leichtes Auffassungsvermögen nie im Stiche ließ, doch nicht besonders zurück. Nun aber kam mit einem Male ein Strich durch die Rechnung. Zu Hause gab es heftige Scenen, nachdem man sich dort oft genug über mein Talent amüsirt hatte. Die Verhandlungen meines Vaters mit den Lehrern wegen meiner Wiederaufnahme, führten zu keinem Ziele, denn ich hatte zu schwer gegen die Autorität gesündigt. Endlich aber legte sich der Zorn. Was war auch zu machen? Man zürnt ja nicht lange dem eigenen Fleisch und Blut. Nach den Vorwürfen kam man zum Ueberlegen. Anfangs war die Rede davon, mich auf eine auswärtige Schule zu schicken. Aber ich wehrte mich gegen das klassische Studium, weil ich fühlte, daß ich nicht zu einem Gelehrten taugte. So gelangten wir nach vielfältigen Berathungen zu dem Beschluß, ich solle den Buchhandel erlernen.

Nach einigen vorhergegangenen Erkundigungen wurde mir auch bald eine Stelle ausgemacht, und ich trat als Lehrling in die Schnabel'sche Buch- und Kunsthandlung, mit welcher auch noch eine Leihbibliothek verbunden war. Meine neue Existenz erschien mir gar nicht unangenehm, denn mein Prinzipal bewies sich als ein guter freundlicher Mann, und die Beschäftigungen sagten mir auch nicht übel zu. Ueberdies hatte ich eben nicht zu viel zu thun, sondern konnte viele Zeit auf allerlei Lectüre verwenden. In der Bücherwelt ging mir zunächst ein freieres Leben auf, als ich es bis jetzt gekannt hatte. Statt des langweiligen Partikelkrams der gelehrten Schule traten mir auf einmal die Gedanken und die Sprache unzerlegt und unvorgekaut vor den Geist. Ich las mit wahrem Entzücken und gewann nach und nach beträchtliche Literaturkenntnisse, so daß ich schon bald manchem Sonntagsleser und mancher Sonntagsleserin der Leihbibliothek guten Rath ertheilen konnte. Ueberdies hatte ich Gelegenheit, durch das Betrachten der einlaufenden Kupferstiche und Lithographien mein Auge und meinen Geschmack zu bilden. Und das Alles gab denn wiederum Anregung, zu meinen instinktiven Beschäftigungen, dem Zeichnen und Componiren, zu gelangen.

Fast noch mehr Spaß machten mir die vielen Menschen, die im Laden ein- und ausgingen und unter denen, wie das Sprüchwort sagt, unser Herrgott die verschiedenartigsten Kostgänger hatte. Es liegt nun einmal in meiner Natur, daß ich am liebsten mit Menschen verkehre. Ich lernte aus ihnen übrigens auch mehr, wie aus den Schriften, und erwarb mir bald eine solche Personenkenntniß, daß ich beinahe jenem Gesichte ansehen konnte, welches geistige Bedürfniß der Besitzer oder die Besitzerin hatte. Keiner war in kurzer Zeit besser im Stande die Leihbibliothek zu verwalten, wie ich. Bei mir hörte das lange Wählen und Suchen im Katalog auf, denn ich wußte die Leute auf ihr Aussehen hin zu behandeln. Je nachdem der Mann, je nachdem die Wurst. Weder der Lieutenant, der Student und Handwerker, noch die elegante Dame und das schlichte Nähmädchen gingen unbefriedigt von dannen. Ebenso konnte ich den Professor, den Bauer, den Beamten und den Frommen im Geiste bedienen, wenn er ein Buch kaufen wollte. Und dabei trieb ich denn wieder nebenher meine alte Originaljägerei, wobei ich sehr glücklich im Fang war, denn es fehlte auch dem Buchladen nicht an komischen Helden, die ich, wie es früher geschehen war, zu Karrikaturen benutzte.

Besonders eigenthümlich erschienen mir namentlich einige literarischen Größen der Stadt, die sich nicht selten in unserm Geschäftslokale sehen ließen. Für diese Sorte war natürlicher Weise zwischen den Büchern der Tummelplatz, auf dem ihre Individualitäten am glorreichsten zur Entwicklung kamen. Wir hatten hier die beste Gelegenheit, ihnen hinter die Coulissen zu sehen. Ihr ganzes inneres Wesen spiegelte sich ab gegenüber den Schätzen der Literatur, die theilweise auf unsern Gestellen aufgestapelt waren, theilweise wöchentlich mit den Bücherballen von Leipzig ankamen. Und da war es denn höchst ergötzlich anzusehen, wie sie sich in eitler Selbstschätzung überhoben, und wie der Neid sie die Erfolge anderer Schriftsteller verachten ließ. Man konnte es aus ihren Mienen lesen und aus ihren Ergüssen hören, wenn sie oft die besten Bücher der Zeit als Makulaturwische aus den Händen fallen ließen. Mit einem Wort, es waren komische eigenthümliche Gesellen, die mir manche fröhliche Stunde bereiteten.

Als einer der seltsamsten von diesem Gelichter erschien Herr Gottlieb Knorr, ein untersetzter dicker Mann mit einem breiten Kopfe, dessen Gesicht demjenigen eines Bullenbeißers nicht unähnlich, zumal dasselbe mit einer kleinen gespaltenen Nase verziert war. Auch seine Stimme hatte mit ihrer kurz und scharf hervorgestoßenen Worten, in denen sich der reinste westphälische Dialekt offenbarte, etwas von dem Bellen eines Hundes. Herr Knorr hatte früher den Posten eines Accessisten im Zollamte bekleidet und war nach langer Dienstzeit mit einer kleinen Pension verabschiedet worden, und zwar, wie es hieß, aus dem Grunde, weil er in die Manie des Reimens hineingekommen war. Allen Nachrichten zufolge beschlich dieser dichterische Wahnsinn ihn erst in reiferen Jahren nachdem er einstens ein gelungenes Gratulationsgedicht an den Steuerdirector verfertigt hatte. Von jener Zeit an ließ er sich nicht leicht eine Gelegenheit entwischen, wo er den Musen einen Besuch abstatten konnte. Er besang nun den Frühling, den Sommer, den Herbst und den Winter. Jeder Sänger und jede Sängerin auf dem Theater erhielten von ihm Libationen. Von seinen Erfolgen angespornt gab er sogar eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten auf Subscription heraus, die durch seine Philister- und Krämer-Bekanntschaften zu Stande kam. Er nannte sich selbst einen Naturdichter, der aus seinem naiven Geiste die Blitze des Genie's leuchten lasse. Uebrigens blieb er nicht bei der Lyrik stehen, er versuchte sich auch in Tragödie und Lustspiel. Wahrscheinlich entstanden deshalb auch alle die Lobpreisungen der alljährig

wechselnden Bühnenmitglieder, welche er zweifelsohne auf diese Weise für seinen dramatischen Nachruhm gewinnen wollte, was ihm indeß nicht gelang. Dieser Dichter war äußerst freundlich und glatt, so lange man sein Talent bewunderte. Gab man ihm aber nicht die gebührende Ehre oder wagte man es gar, ihn fein oder derb zu persifliren, dann trat eine kolossale Grobheit an den Tag, die offenbar dran erinnerte, daß man es mit einem frühern Zollmenschen zu thun hatte. Er verstand sich eben nicht darauf, einen Witz auf seine Weise zu pariren; im Gegentheile, er schlug gleich mit westphälischen Bohnenstangen drein. Und seine Naturwüchsigkeit war alsdann nicht einmal mit den derbsten Worten zufrieden, er spuckte sogar vor den Gegnern aus. Ebenso wüthend verhielt er sich Zeitungen und Büchern gegenüber. Gefiel ihm irgend eine Stelle nicht recht, so bespritzte er sie im allermateriellsten Sinne mit seinem Geifer. Unter diesen Bedingungen war es natürlich, daß es ihm an Spöttern nicht fehlte. Wie sehr er aber dieselben und die ganze Welt verachtete, das ging aus einer Sage hervor, die man in der Stadt allgemein von seiner Feier der Sylvesternacht erzählte. Es hieß nämlich, daß mit dem ersten Schlage des neuen Jahres sein unedelster Theil aus dem Fenster seiner Dachstube hervorsehe, und daß Herr Gottlieb Knorr alsdann mit dieser Pantomime jene Invitation der ganzen verachteten Welt zurufe, die auch einst Götz von Berlichingen durch das Fenster gerufen haben soll, wenn Herr Wolfgang Göthe recht berichtet war.

Eine andere curiose Figur, die ebenfalls mitunter den Buchladen beirat, war Herr David Jonas, ein israelitischer Viehhändler und Gütermakler und zugleich patentirter Verfertiger von Gichtstiefeln, die beinahe alle Wochen als neue Erfindung und probates Mittel von D. Jonas, den das blöde Publikum wegen des lateinischen D. für einen Doktor und nicht für einen David halten sollte, in den Zeitungen der Provinz angezeigt wurden. Neben diesen vielseitigen Spekulationstalenten hatte der Mann aber auch das Kainsmal der Dichtung auf seinem von rabenschwarzen Locken überhangenen Gesichte stehen, welches die Abstammung des Besitzers nicht verläugnen konnte. Er war sogar so glücklich, die erhabenen Producte seines Geistes mitunter in die Spalten des Kreis-Gradberger-Wochenblattes, das am Orte seiner Heimath veröffentlicht wurde, gedruckt zu lesen. So oft dies der Fall gewesen war, sahen wir ihn bei seiner Anwesenheit in der Stadt, in den Laden treten, wie einen Menschen, der etwas auf der Pfanne hat. Gewöhnlich war er alsdann so schmutzig-elegant costümirt, wie es seinem Stamme gewissermaßen eigen ist. Besonders befleißigte er sich auffallender, von bunten Farben strahlender Westen und Halsbinden, die aber deshalb nicht recht zu dem Manne paßten, weil sie weder mit dem fettfleckigen Rocke und den abgeschabten Hosen noch mit dem schmutzigen Hemde harmonirten. Aus diesem Grunde wollte die dicke goldne oder vergoldete Kette, so wie die blinkenden Ringe an den ungewaschenen Händen auch nicht recht passen. Aber was wußte Herr David Jonas von der Uebereinstimmung in den Farben und dem Schnitte der Kleider, die er nach Gelegenheit bald hier und bald dort gekauft hatte, wo ihm ein einzelnes Stück in die Augen stach! Im Gegentheil, er fühlte sich sehr wohl in seinem irdischen Dasein, ja er hielt sich gewissermaßen für eine neue, vielleicht sogar verbesserte Auflage des harfenschlagenden Königs in Israel, was auch daraus deutlich hervorging, daß er am lautesten sprach, wenn viele Leute im Laden waren und daß er jedesmal seine besudelten Wochenblätter und Manuscripte aus der Tasche zog, wenn hübsche Damen erschienen, vor denen er denn zugleich seine Haare zurechtstrich und seine Augen funkeln ließ. Daß uns seine Erscheinung immer wieder auf's Neue einen Schrecken einjagte war natürlich, denn wir wurden ihn selten unter vier bis fünf Stunden los, in denen wir neben seinen neuen Geistesprodukten auch seine überaus gediegenen Urtheile über die neueste Literatur hören mußten. In gleicher Weise erzählten die Leute aus der Stadt, die zu den Gebildeten gerechnet wurden, daß er sie ebenfalls zuweilen auf der Straße anhielt und mit seinen Gedichten und Kritiken in Angst und Noth brächte. Das Ziel und Ende solcher Unterhaltungen lief denn gewöhnlich dahin, daß er auf dem besten Wege sei, die Literatur in neue erhabene Bahnen zu lenken, daß ihn die Welt noch nicht erkenne, daß er aber seiner künftigen Erfolge so sicher sei, wie Colombus der Entdeckung Amerika's. Zugleich verfehlte er nie in patriarchalischer Weise von seinen Brüdern zu erzählen, welche, jünger wie er wären und sich noch im väterlichen Hause des Schlächters Abraham Jonas befänden und von denen der eine das größte Genie der Gegenwart für die Musik, der andere für die Malerei besitze. Seiner Schlußmeinung gemäß sollten sie drei, dieses urgeniale Kleeblatt, Titanen gleich mit der Zeit den Himmel der Kunst stürmen.

Als Dritter im Bunde ließ sich noch der Professor Bartholomäus Hummel zuweilen zwischen unsern Büchern sehen. Er war indeß nur ein dünner flatternder Strichvogel in zerzausten Kleidern und stets mit einem Regenschirm bewaffnet. Ich glaube der arme Teufel konnte mit Recht in Beziehung auf diese Besitzthümer sagen: Omnia mea mecum porto. Kaum war er da, so verschwand er auch wieder, wenn er die Nase mit der grünlichen Brille in ein paar Bücher gesteckt hatte, ohne auch nur einen Buchstaben darin anzusehen. Seiner Aussage nach hatte er nämlich sehr viel zu thun, denn er gab in allen europäischen und einigen asiatischen Sprachen Unterricht, verstand aber weder die einen noch die anderen. Sogar in seinen unsterblichen Gedichten fanden sich deutsche Sprachfehler die Hülle und die Fülle. Trotz seiner vielen Beschäftigungen lief er aber aus einer Kneipe in die andere, wo die jungen Leute, wenn sie ihn mit einem Glas Bier und einem Stück Leberwurst regalirten, den exquisitesten Unsinn mit ihm treiben durften. Dort mußte er seine Dichtungen vorlesen, dort wurde ihm in seiner Unwissenheit die gröbsten Lügen aufgebunden, damit er sie mit

seinem Klatschtalente weiter bringe, dort wurden ihm in Personen von Handwerksburschen die Helden der Literatur vorgestellt, dort wurde er unter den tollsten Ceremonien in geheime Gesellschaften aufgenommen, dort wurde ihm entdeckt, wie er von der Polizei verfolgt werden sollte wegen demagogischer Umtriebe, kurz, dort wurde er gemartert und gepeinigt, aber trotz alledem ermüdete er nicht, sich wieder an den Orten einzufinden, wo eine Krippe gratis über seinem Haupte schwebte.

Zu allen diesen kam noch die Dichterin Eveline Freiin von Ermel, die hohe Gestalt mit den Storchbeinen und den Entenschnabel im Gesichte, eine der letzten alten Jungfern aus einem vermodernden reichsfreiherrlichen Geschlechte, welches so heruntergekommen war, daß der eine Bruder die Clarinette auf allen Kirchweihen spielte und daß der andere sich nur mit Fischen im Stadtgraben, was doch wenigstens eine noble Passion ist, beschäftigte. Sie schrieb unter dem Namen Forte Piano und hatte ebenfalls einige Bücher „Gänseblümchen" und „Stiefmütterchen" auf Subscribtion herausgegeben. Neuerdings war sie zu den Frommen im Lande übergegangen und schrieb geistliche Lieder und loyale Gedichte auf das fürstliche Haus. Im Niederschlagen der Augen und dem Flüstern der Stimme konnte man ihr sittsames, sanftes Gemüth erkennen. Dennoch hatte sie Augenblicke der Aufregung und des Zornes, besonders wenn sie die Lieblingsdichter der Gegenwart in Sarsinet und Goldschnitt gebunden in den Bücherschränken paradiren sah. Sie unterließ dann niemals die Autoren leichtsinniges Gesindel und ihre Verbreitung im Publikum Abgötterei zu nennen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu gleicher Zeit und alle ihre Bewegungen wurden so fahrig und eckig, daß man glauben konnte, sie sehe das Volk Gottes um das goldne Kalb tanzen. Freilich sprach sie von ihren Gedichten anders. Wenn es wahr gewesen wäre, was sie in verblümter Rede sagte, so hatten dieselben in der Bundeslade bei den Gesetztafeln aufbewahrt werden müssen.

Hatten mir diese Leute im Anfange unserer Bekanntschaft auch gewissermaßen Spaß gemacht, weil ihre Persönlichkeiten meiner Liebhaberei für Originale entsprachen, so fingen sie doch nachgerade an, mich herzlich zu langweilen. Auch unser Prinzipal, Herr Schnabel, erging sich stets in durchaus nicht schmeichelhaften Betrachtungen, wenn der Eine oder der Andre dagewesen war, was wohl hauptsächlich seinen Grund darin hatte, daß sie sammt und sonders nur die Bücher beschnüffelten oder dieselben gar zur Lectüre mitnahmen und nicht selten schmutzig zurückbrachten, dagegen aber niemals die kleinste Broschüre kauften. Er nahm deshalb auch gar keinen Anstand, sie Hungerleider und Zeitverderber zu schimpfen und andere Ausdrücke zu gebrauchen, in welche wir von ganzem Herzen einstimmten.

Diese oft geäußerten Betrachtungen kitzelten in mir den alten bekannten zeichnenden Spotteufel auf. Heimlicher Weise begann ich eine Karikatur auf unsre literarischen Belästiger anzufertigen. Der Gedanke, der mir den Stift führte, war, die Freiin von Ermel als Sapho darzustellen, welche die Leier spielend in der Mitte der Gruppe saß, während ihr der Professor Bartholomäus Hummel einen Distelkranz aufsetzt und Herr David Jonas seine Gichtstiefel als Kothurn verehrte, indeß der Naturdichter Gottlieb Knorr im Hintergrunde steht und jene stadtkundige Geberde macht, mit welcher er Menschen und Zeitungen begeiferte.

Der Versuch gelang ganz nach Wunsch. Die betreffenden Personen waren so kenntlich wie möglich. Als ich mein Werk vollendet hatte, zeigte ich das Blatt den beiden Gehülfen im Laden und erregte bei ihnen einen wahren Jubel. „Das müssen wir zu einem Hauptstreiche benutzen," hieß es, „die Satyre wollen wir den langweiligen Menschen schon unter die Nase reiben!" Und nun ging es an ein Berathen, wie wir am besten zum Ziele gelangen könnten. Der Eine meinte, ich sollte Copien davon anfertigen und dieselben den Schöngeistern anonym zuschicken, was aber an meiner entschiedenen Weigerung, die Sache nochmals zu behandeln, scheiterte. Der Andre schlug drauf eine Lithographie für den allgemeinen Verkauf vor. Ein solches Unternehmen aber traute ich mir nicht zu, und die Tafel durch andre Hände ausführen zu lassen, dazu fehlte mir der Muth und uns allen das Geld. Was blieb also übrig? Wir kamen endlich überein die Zeichnung am nächsten Sonntag, wo immer am meisten neugierige Leute die Stadt durchwanderten, ohne Vorwissen des Prinzipals, dem wir noch einen besondern Gefallen damit zu erzeigen wähnten, in die Schaufenster der Handlung zu legen.

Gesagt, gethan! Der Erfolg übertraf alle Erwartung; das Haus wurde, nachdem Einige das Blatt entdeckt hatten, vollständig belagert. Unter dem Fenster hörten wir ein unablässiges Scherzen und Lachen. Hunderte von Menschen drangen in den Laden und fragten nach dem Preise, worauf wir ihnen die Antwort gaben, das Blatt solle erst lithographirt werden. Sogar unser Prinzipal hatte seine Freude dran, so daß ich einen großen Triumpf feierte. Leider wendete sich aber am andern Tage das Blättchen. Es wurde für mich kein blauer Montag. Gottlieb Knorr ließ den Herrn Buchhändler Schnabel wissen, daß er eine Injurienklage gegen ihn beim Gericht anhängig gemacht hätte. Die saubern Brüder der Freiin von Ermel aber rückten ihm ins Haus und forderten Genugthuung. Mein Prinzipal war Familienvater und Geschäftsmann und deshalb lag ihm denn alles dran, jeden Scandal zu vermeiden. Was war da zu thun? Ich wurde als Autor genannt. Ich war der Thäter eines Verbrechens, von dem er keine Ahnung gehabt hatte. Dieser Umstand gab Anlaß zur Verständigung der streitenden Parteien. Die Bedingung des Friedens aber war meine Entlassung aus dem Geschäfte. Wiederum gesagt, gethan! Am Abende desselben Tages ging ich nach Hause, um nicht länger Buchhändlerlehrling zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter und der Teufel

Der Dichterruhm ist hohes Ziel
Ju, ja, hohes Ziel,
Der Zöllner Lübke griff zum Kiel.

Zugleich er das Papier sich nahm,
Ju, ja, Papier sich nahm,
Darauf er in die Dinte kam.

Er schrieb sieb'n Jahre mit Geduld,
Sieb'n Trau'rspiel lagen in dem Pult.

Sucht sieb'n Jahr Einen der sie druckt,
Doch dieses ist ihm nicht geglückt.

Sucht sieb'n Jahr, der sie lesen sollt,
War Keiner, der sie hören wollt.

Er ward vor Aerger blau und blaß,
Da rufet er den Satanas.

Der Teufel kam, fragt, was beliebt?
Sprach Lübke: Was Gehör mir giebt!

Der Schwarze meint: Verschreib dich mir,
So wag ich es und lausche dir.

Lübke verschrieb mit seinem Blut
Die Seele. Satanas sprach: Gut!

Der Lübke nun sein Stück begann,
Der Teufel fing zu gähnen an.

Und als ein Akt kam an das End,
Hat Satan hundertmal gegähnt.

Beim zweiten Akt rann ihm der Schweiß,
Ihm war's wie in der Höll so heiß.

Beim dritten Akt Herrn Satanas
Kohlschwarzer Leib ward kreideblaß.

Beim vierten kam Kinnbackenkrampf,
Es dreht Ohnmacht in Todeskampf.

Vom fünften Akt hat er genug,
Fegt durch den Schornstein fort im Flug.

Herr Lübke aber zornig ganz
Greift ihn im Fliehen rasch beim Schwanz.

He, Satan flieg', ha, Lübke reiß!
Der Dichter rupft ihm aus den Steiß.

Den Steiß, den hält er in der Hand,
Der Satan ist zur Höll gerannt.

Herr Lübke thut mit argem Fluch
Den Schwanz als Zeichen in das Buch.

Und die Moral von dieser Mär,
Ju, ja, dieser Mär!
Forcht Satan sehr, doch Dichter mehr!

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

„Das ewige Anranzen und Anbetteln auf offener Straße! Können Sie mir denn herausgeben auf einen Fünfthaler-Schein?“

— Wenn er gut ist, warum nicht? —

Rittmeister. Also der Corporal Horat und Rekrut Jonasz sind über die Reterade ausgeblieben? (Zum Corporal.) So ein alter braver Unteroffizier, der der jüngeren Mannschaft als Muster dienen soll — bleibt über den Zapfenstreich aus! Kennt er denn das Reglement nicht? Wenn er ein Rekrut wäre, möcht' ich es verzeihen, aber so — 24 Stunden kurz geschlossen. (Zum Rekrut.) Und er — kaum daß er drei Brodtage dient, bleibt er über die Reterade aus! Wenn er ein alter, gedienter Mann wäre, könnte man ihm etwas durch die Finger sehen — ich werde dich lehren, was das Reglement sagt. (Zum Wachtmeister.) Lassen's den Kerl 24 Stunden kurzschließen.

Lehrer. Nachdem ich euch die Zusammensetzung der Uhren und die Bewegung derselben, die theils durch Pendel, theils durch Räder, theils durch Stahlfedern entsteht, auseinander gesetzt habe, sage mir Karl Schrutekop einfach und bestimmt: Was ist die Uhr?

Schrutekop (schnell gefaßt). Fünf Minuten vor halber Elf!

— Na, wos für en Landsmann seind Sie denn? —

„Ein Sochse!"

— So? Aber Ihr Dialect klingt so öster-reichisch! —

„Konn wol sein, wor ich doch holt en holb Johr in Rußlond!"

Neueste politische Anschauungsweise

des schwäbischen Ortsvorstehers Bopferle zu Schrobenhausen.

De Bolidik geiht mit der gröschte Schlauheit und Behutsamkeit zu Werk. Es werde Verhandelunge gepfloge, bisch man sich gegeseitig den Schtandpunkt klor gemocht hot, wobei natierlich de gröschte Diplomate eine fobelhofte Zungefertikeit entwickele. Die Schickfäler der Velker werde dorcheinonder gemischt, bisch man damit vorgeiht, nochdem de Verhandelunge

abgebroche, zur Ohensieve über zu gehen. Mit der gröschte Schnellikeit in den Bewegunge, überziehe g'waltige Masse Berg und Thal und's bleibt anersch nix ibrig, als, daß der blanke Schtahl entscheidet und Blut vergosse wird, bisch wieder der Vollmond wolkenfrei friadlich lächelnd in die schtille Thäler schaut.

Wie der Ober-Schwab seine Reit-Abenteuer bei seiner Heimkehr seinen Freunden erzählt.

Nr. 1. So a arabisch' Schimmelstut, des ischt a ander Sach' als de Karregäul', wo man hier z'Land hot; bi'm Sprung glaubt Ihr, Ihr seid noch im Sattel, derweil ischt er schon zehn Schritt unter Euch wegg'litte' und Ihr sitzt uf der Luft!"

Nr. 2. „Do hob' i' mal a Berberhengst g'ritte, der stieg kerzengrad in d' Luft. Ich nit faul, druck 'm de Kehl mit beide Fäust so z'sammen, doß er sein'n Reiter kenn'n g'lernt hot!"

Nr. 3. „Dehs ischt aber noch nicks. So a andaluhsisch' Kohlfuchs druckt sich bi'm Satz wie 'n Aal so z'samme, doß er Euch uhs'm Sattel un G'schirr uße springt."

Nr. 4. „Mei'm Freund Struz dem hob' i bei Leipzig mal das Lebe q'rett't, dieweil grad' so'n Husar auf den einhaut, pariere ich zugleich, während ich den, der zwischen uns ist, durchstoß, den Hieb des verd—— Husaren und der Struz konnt' lache, der kam noch 'mol mit dem Schreck dervon."

Nr. 5. „Im Türkenkrieg stoßt mer so'n Malefiz Kosack de Lanz in den Wanscht, dorch und dorch, läßt se zum Glück aber wieder los, und so fegt se und tanzt se so weidlich auf mei'm müden Schinnohs von Gaul herum, daß er wie toll anfangt zu laufe, un so krieg i a Vorsprung un komm derdorch."

Ein Ureinwohner.

„Nur nicht so feige mein lieber Herr Bruder, springen Sie dreist herüber!"
„„Beleidigen Sie den Springer nicht, ich nur trage Bedenken.""

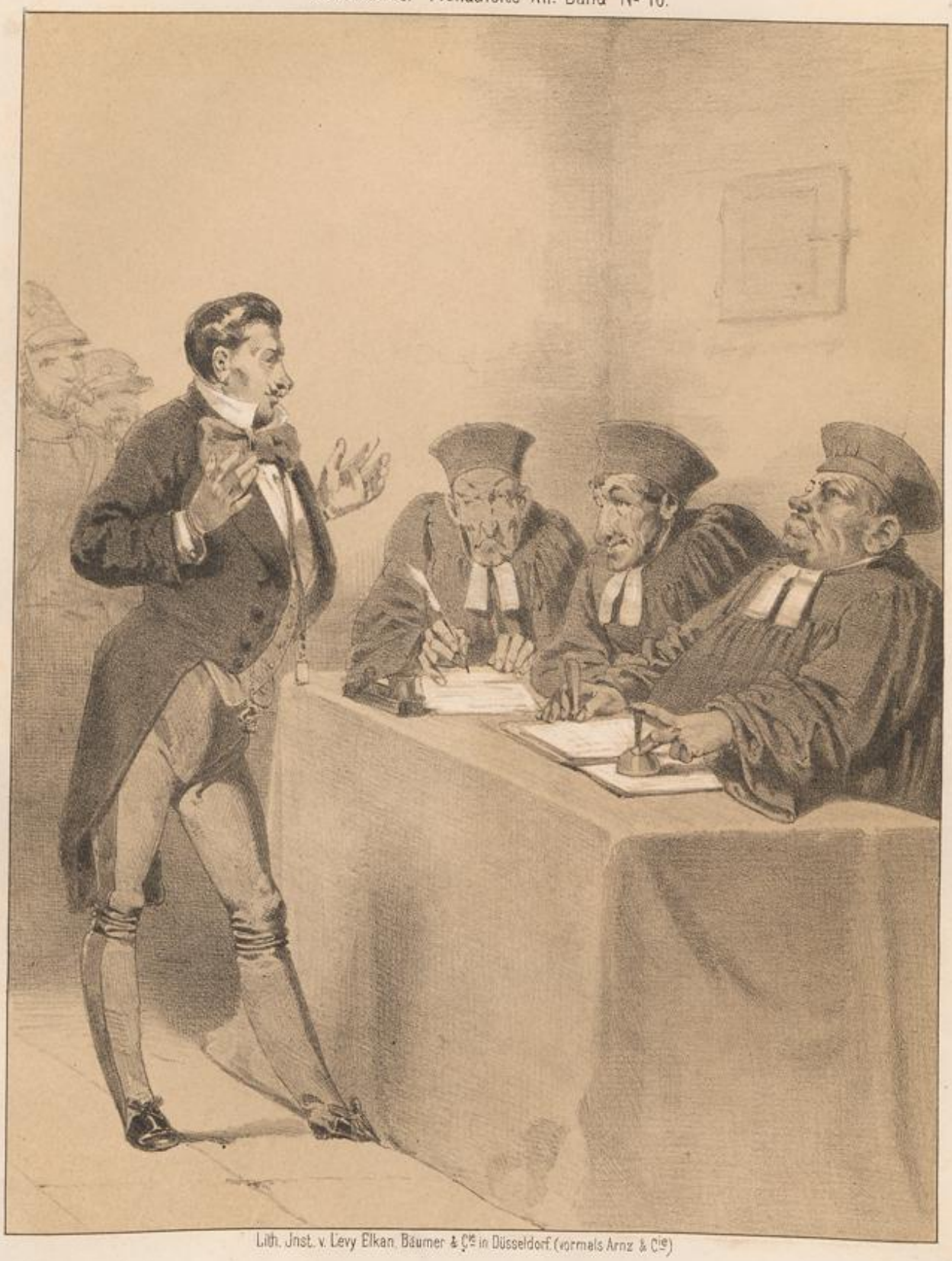
Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie in Düsseldorf (vormals Arnz & Cie)

Hausfrau „ Aber Johann wirst du denn mit deinem Rasiren gar nicht fertig ? ! "

Johann: „ Jch weis et nit wat et gedonn es Madam; vun der Zick an dat ich dat **Moras'sche harsträubende Mittel** gebrucht han kütt mer der Bart ob dem eine Backe glich wider erus, wann ich den andern afrasirt han.

Lith. Jnst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie in Düsseldorf (vormals Arnz & Cie)

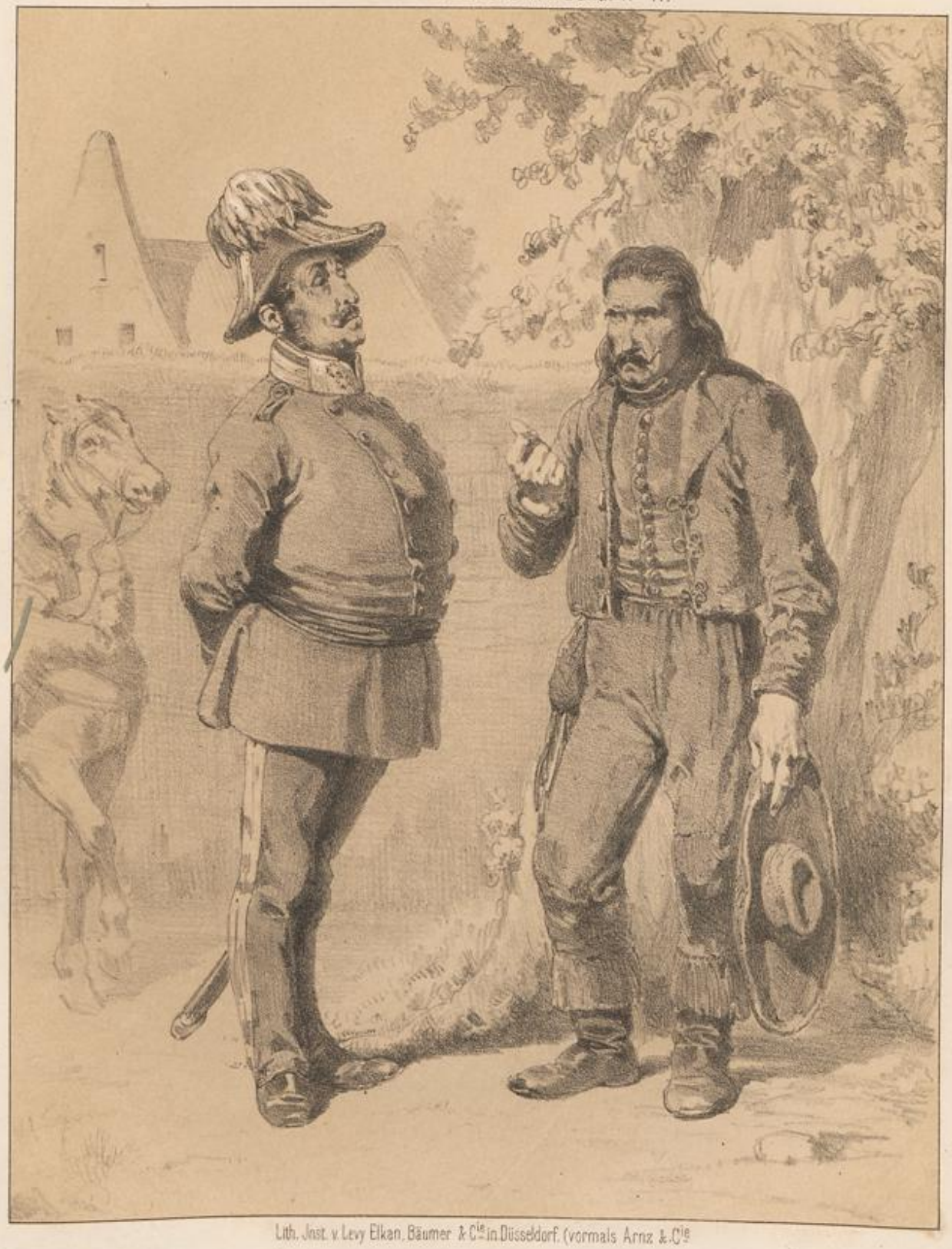
Was du thust bedenke das Ende.



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie in Düsseldorf (vormals Arnz & Cie)

Don Juan vor Gericht.

Richter: Sind Sie denn der Herr Don Juan, der den Vater dieser Fräulein Comthur ermordet hat? Don Juan: Ja!
Richter Was haben Sie zu Jhrer Entschuldigung vorzubringen?
Don Juan: Der Comthur hat mich gereizt. Richter: Wodurch? Don Juan: Durch seine Tochter!



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie. in Düsseldorf. (vormals Arnz & Cie.

General.(Oestereisch) Nun, Schulze haben die Leute in Eure Gemeinde auch eine gute Gesinnung?

Schulze.(Ungar.) Gewifs Ew. Gnoden! Nur der Pastor ist holt so a schwoarz gelbe Hallunke.

In dem Verlage der Unterzeichneten sind nachstehende Kunstwerke erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Blüchers Sieg über die Franzosen bei Kaiserslautern.

(Rheincampagne 20. September 1794.)

Gemalt von **EMIL HÜNTEN.** Lithographirt von **EUGEN KRÜGER.**

(Mit Tondruck. 30″ hoch, 42″ breit.) Preis 4 Thlr.

Wir erlauben uns dieses grosse Kunstblatt allen wahren Vaterlandsfreunden und Veteranen besonders in jetziger Zeit bestens zu empfehlen.

Ferner ist ein neues brillantes Farbendruckbild bei uns erschienen, auf welches wir alle Kunstfreunde aufmerksam machen. Es ist dies die anmuthige Reiterfigur der reizenden, wohlgetroffenen

MADAME DRAGOILA

montant Jela jument anglaise de pur sang.

Preis 3 Thlr.

Ferner debitiren wir nachstehende Werke, die sich durch gelungene Farbendrücke, im mittelalterlichen Charakter ausgeführt, besonders auszeichnen:

Das katholische Kirchenjahr in Bildern.

3 Hefte in gr. 4⁰ à 4 Blätter Thlr. 4.—

Das 1. Heft enthält: **St. Franziscus Seraphicus. St. Josephus. St. Johannes d. Täufer. St. Ursula.**

„ 2. „ „ **St. Elisabeth. St. Hubertus. St. Petrus & Paulus. St. Caspar, Melchior & Balthasar.**

„ 3. „ „ **St. Catharina. St. Helena. Ave Maria. St. Stephanus.**

Jede Lieferung à Thlr. 1. 10. Sgr.

Die Heroen des alten Testaments.

Grosses Farbendruckbild. Preis 3 Thlr.

Ansichten des mittelalterlichen Cölns.

9 Blätter nach den Holzschnitten des Antonius von Worms 1521. kl. Folio. 5 Thlr.

ERINNERUNGSBLATT AN DIE PRIESTERWEIHE.

Farbendruck in Folio 1 Thlr. 20 Sgr.

DÜSSELDORF, April 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

V. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Originale.

Geschichte des Franz Firel.

(Fortsetzung.)

IV. Aus dem Handlungshause.

So war Holland wieder in Noth. Meine Eltern geriethen in das größte Entsetzen bei der Nachricht. Dasselbe steigerte sich noch, als nach eingezogenen Erkundigungen klar wurde, daß sich sämmtliche Buchhändler der Stadt verpflichtet hatten, keinen Menschen in ihr Geschäft aufzunehmen, der aus demjenigen eines Collegen ausgeschieden sei. Da diese Regel wirklich consequent gehalten wurde und ich nunmehr den Buchhandel verlassen mußte, gab es neue herzzerreißende Scenen. Aber endlich folgte auch wieder auf den Regen der Sonnenschein. An die ungemüthlichen Zwistigkeiten schlossen sich gemüthliche Beredungen, und bei diesen legte ich den guten und liebevollen Eltern nach meiner innersten Ueberzeugung die Ansicht auseinander, daß ich eben so wenig zum Kaufmann wie zum Gelehrten geschaffen sei, und daß mich meine Herzensneigung zur Malerei hinzöge. Leider aber mußte ich gewahr werden, daß ich hier auf den heftigsten Widerstand stieß. Mein Vater war mit Feuer und Flamme gegen das Künstlerthum eingenommen. Dabei wußte er seine Gründe mit der entschiedensten Beredsamkeit geltend zu machen. Nicht mit Unrecht bemerkte er, daß es unter hundert Kunstjüngern höchstens einen recht talentvollen und selten zehn glückliche gebe. Mein Vorhaben stellte er mir als ein solches Wagniß dar, daß ich am Ende selbst den Muth verlor und ich mich in meiner Einschüchterung dazu verstand, es noch einmal mit dem Kaufmannsstande zu versuchen. Der besorgte gute Mann machte ein Handelshaus ausfindig, in dem ich meine Lehre beginnen sollte und schon nach wenigen Tagen ging ich als wohlbestallter angehender Commis auf das Comptoir.

So gut ich mich in das Leben der Buchhandlung geschickt hatte, so schlecht wollte es an meinem neuen Aufenthaltsorte gehn. Zwischen den Büchern konnte ich mich wenigstens frei bewegen, inmitten ernster Arbeiten durfte die Phantasie doch zuweilen ihre eigenthümlichen Wege wandeln. Auch die Leute, die den Buchladen betraten, brachten immer einigen Zeitvertreib. Hier aber war alles ganz anders, hier hatte Jeder seinen bestimmten Platz am Pulte; hier lag Jedem täglich seine unveränderliche Arbeit ob, dabei herrschte eine schwüle Stille, fast wie in einer Kirche, und selbst wenn Geschäftsfreunde auf das Comptoir kamen, so durfte es kein Mensch wagen, auch nur den Kopf auf der Schulter zu drehen. Die ganze Wirthschaft kam mir vor wie eine große Maschine, in welcher ein Rad in das andere griff, und Alles stets am Schnürchen gehen mußte.

Der Chef des Hauses Schnellinger und Compagnie, mein Herr und Meister, war am Ende noch der beste in der ganzen Bude. Als früherer Besitzer eines Spezereigeschäftes hatte er sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben. Man sah ihm aber noch in allen Bewegungen an, daß er vor Zeiten hinter dem Laden gestanden und den Kunden seine feinen und groben Sachen vorgelegt und gepriesen hatte. Die näselnde Stimme hatte noch immer etwas von einem Lockvogel, der seine Genossen in das verderbliche Netz ruft. Wenn er vor den jetzigen Besuchern des Hauses stand, so bildete er mit der Erde immer einen spitzen Winkel, während seine Augen unter der großen goldenen Brille eidechsenartig umhersuchten und seine langvorgestreckte Nase gleichsam zu schnüffeln schien. Seit er aber sein Schäfchen im Trocknen wußte, ließ er diesen niedern Zweig des Handels fallen und begab sich in das Land, wo der Pfeffer wächst, oder mit andern Worten, er gründete ein Droguen- und Material-Geschäft, das ihm persönlich weniger zu thun gab, und dabei immense Gelder abwarf. Er hatte nämlich im Kleinen gelernt, wie man Corinthen, Rhabarber und Chinarinde durch einheimische Producte wesentlich vermehrt und setzte diese Kunst nun im Großen fort. Zu gleicher Zeit baute er sich das schönste Haus in der Stadt, welches er auf so kostbare Weise einrichtete, daß sich wenige Fürsten mit ihm messen konnten. Als er mit der Einrichtung fertig war, heirathete er als ziemlich bejahrter Junggesell das schönste Mädchen der Provinz. Und als ihm allgemein nachgesagt wurde, daß er das reichste und geschmackvollste Haus und die reizendste blühendste Frau besitze, gab er auch die glänzendsten Feste. Was die gediegendste Industrie und der üppigste Luxus, was die feinsten Märkte und die blumigsten Keller zu liefern vermochten, das fand man in seinen Gemächern und auf seinen Tischen. Sein Leben hatte von nun an fast nur den Zweck, die Welt von sich reden zu machen und diese gab es gern zu, daß Herr Schnellinger alles auf das Vollkommenste habe, wenn er auch eigentlich ein Narr sei, der sich in diese Vollkommenheitsidee festgefressen habe. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß der Chef sich im Allgemeinen wenig auf dem Comptoir sehen ließ.

Uebrigens that das auch gar nicht Noth, denn er besaß in seinem Geschäftsführer und Procuristen, dem Herrn Ignatz Kretzer, den getreusten und exaktesten Stellvertreter, der zu finden war, und der sein Amt noch pünktlicher versah, weil er nicht blos im Jahrgehalt stand, sondern auch einen kleinen Antheil am Gewinn hatte. Dieser Mann war ein alter vertrockneter Bursche von schmächtiger ziemlich langer Gestalt, der das Aussehen hatte, als ob er sich niemals satt esse. Sein Gesicht glich einer großen Rechentafel von gelblichem Pergament, sein Mundwerk schien ein lebendiges Großes-Einmaleins. In seinen kleinen unruhigen grauen Augen funkelte ein Leben, das seine Strahlen nach allen Ecken und Enden hinschießen ließ. Die äußere Erscheinung des Herrn Kretzer deutete auf große Reinlichkeit und Sparsamkeit. Obgleich er stets mit frischer Wäsche und mit sorgfältig gebürsteten Kleidern umherging, so schienen doch alle seine Kleidungsstücke unverschleißlich, denn er war meistens einige Jahre in der Mode zurück. Die einzigen Flecken, die sich bei ihm vorfanden, rührten von dem Taback her, den er schnupfte und der oft in reichlicher Quantität auf seinem Jabot lagerte.

So war das äußere Gehäuse beschaffen. Das innere Triebwerk war die beste Uhr von der Welt. Selbst der vollendetste englische Chronometer konnte nicht an diese Vollkommenheit reichen. Ein Perpendikel vermochte nicht genauer seine Schwingungen zu beginnen und zu beenden. Morgens punkt acht Uhr erschien er auf dem Büreau, Punkt acht Uhr Abends schlug er sein Buch zu. Ebenso pünktlich ging und kam er Mittags, ebenso pünktlich war er, wie es hieß, außer dem Dienste. Mit dem Glockenschlage zog er in's Wirthshaus, wo er stets ein und denselben Platz haben mußte, mit dem Glockenschlag legte er sich ins Bett. Und ebenso pedantisch wie er es gewohnt war, mußten wir uns an die Stunde halten. Wurde die gewöhnliche Ordnung im Mindesten gestört, so gab es ein Donnerwetter über das andere. Wehe dem, der zu spät zur Arbeit kam, wehe dem, der nicht zur rechten Stunde sein Pensum fertig hatte! Wehe jedem Tintenklecks, jedem Rechenfehler, jedem ortographischen Verstoße, jedem Heller und Pfennig, der nicht stimmte! So verging selten ein Tag, wo die Luft nicht durch einige Ungewitter getrübt wurde. Herr Kretzer war früher selbst Commis gewesen und schien sich nicht der besten Behandlung erfreut zu haben. Nun stand er als Prinzipal da und vergalt Gleiches mit Gleichem, und zwar so energisch, zäh und unverdrossen, daß man ihn oft anstaunen mußte. In diesem Leben und Treiben machte er nur Sonntags eine Ausnahme, denn er hielt den Tag des Herrn heilig. Wenn er in seinem Feierkleide erschien, dann feierte er auch innerlich. Statt zu grollen und zu brummen, erzählte er dann Anekdoten und renommirte mit Erlebnissen aus seiner Jugend, wo er ein Hauptkerl gewesen sein wollte. Zugleich rühmte er dann seine feste Constitution und zeigte die struppigen dichten Haare, die festen Zähne, und die strammen Muskeln, um zu beweisen wie moralisch er stets gelebt habe. Dabei gab er zugleich Ermahnungen, wie wir es treiben müßten, wenn wir unsre geistigen und leiblichen Kräfte zusammenhalten und Männer wie er werden wollten, wohin aber Niemanden der Sinn stand.

Daß ich mit einem solchen Kautze in die mannigfachsten Conflicte kommen mußte, lag in der Gegebenheit unserer verschiedenartigen Naturen. Da ich von vorn herein zu diesen Arbeiten gezwungen war, so that ich sie nicht gerne. Die vielen Reden, die ich ihn täglich an diesen oder jenen und an mich selber wenden hörte, verstimmten und verschüchterten mich noch mehr. Mein ganzes Wesen war der Art, daß ich am besten vollbrachte, was ich freiwillig that. Dahingegen gerieth ich durch das unabläßige Corrigiren und Regeln nur in Zerstreuungen, weshalb meine Gedanken nicht selten durch alle Nähen und Fernen schwärmten, während ich mit ernsten Arbeiten in Büchern und Briefen beschäftigt war. Da fehlte es denn auch zuweilen nicht an einem Tintenfleck, an einer falchen Adresse, an einer unrichtigen Zahl. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich einst statt Marcus Gottschalk, den Namen Marcus Tullius Cicero auf einen Brief schrieb und daß ich einst statt Cornelius Stark den Cornelius Nepos in ein riesenhaftes Handelsbuch eintrug. Bei solchen Gelegenheiten war denn des Lärmens und Lamentirens kein Ende. Und ähnliche Scenen kamen leider nicht allzuselten vor.

Diese stets wiederholten kleinen Leiden brachten mich endlich zu einem verzweifelten Entschluß. War ich von der gelehrten Schule und aus dem Buchhandel unfreiwillig entfernt worden, so wollte ich hier dasselbe Resultat freiwillig erzielen, denn die ewigen Nergeleien wurden mir nachgerade zu bunt. Glücklicher Weise bot sich auch bald eine gute Gelegenheit dar. Wir lagen uns nämlich grade mit einem andern Handlungshause der Nachbarschaft in den Haaren, wegen hundert abgeschickter, aber angeblich nicht empfangener Artikel. Da das Verhältniß zwischen den beiden Firmen stets ein freundliches gewesen und der commerzielle Freund ein sehr guter d. h. zahlbarer Mann war, so wurden lange Zeit delikate Briefe über diesen Punkt gewechselt, deren Abfassung mir oblag. Zuletzt aber da keine Einigung stattfand, wurde die Sache doch ernstlicher, und eben beendigte ich das Ultimatum, als mir ein Teufelsgedanke durch den Kopf flog. Herr Kretzer hatte den Brief schon unterschrieben, als ich hinging und unter die Unterschrift die Figuren der Herren Schnellinger und Kretzer malte, wie sie dem Handelsfreunde, den ich auf dem Comptoir gesehen hatte, und den ich mit Eselsohren darstellte, eine Nase drehten. Als ich mein Werk so heimlich wie möglich vollendet hatte, faltete ich den Brief setzte das Siegel drauf und gab ihn dem Lehrling, der die Post zu besorgen hatte.

Die Folgen dieses Schrittes ließen nicht lange auf sich warten. Am andern Tage stürzte der Geschäftsfreund, der eigens auf der Eisenbahn herüber-

gekommen war, wüthend und schäumend in das Zimmer und fragte, ob das eine Art wäre einen alten Kunden zu behandeln? Herr Kretzer war ganz erstaunt über das wunderliche Gebaren des Mannes, noch erzürnter aber, als der tobende Droguist ihm den Brief mit den Carikaturen überreichte. Jetzt gab es mehr als ein Gewitter. Die Erde bebte und Flammen schlugen aus dem Boden. Da kein Zweifel über die Autorschaft herrschte, so lag ich mit meinen Siebensachen schon im nächsten Augenblicke auf der Gasse.

V. Von der Malerschule.

War ich schon bei den früheren Gelegenheiten, wo ich gestäupt und gejagt wurde, meinem Vater mit einem schlechten Gewissen unter die Augen getreten, so geschah es jetzt in einem viel größeren Maaße, denn diesmal hatte ich wirklich mit eigenem Willen den Bruch herbeigeführt. Doch diesmal lag der Grund darin, daß in mir der feste Entschluß gereift war, Künstler zu werden, weil ich zu diesem und keinem andern Stande Beruf in mir fühlte. Dieser Gedanke gab mir auch meinen Muth wieder, als ich auf dem Heimwege begriffen war. Um mich aber noch recht in meinem Vorsatze zu stärken, lief ich einige Stunden ins Freie. Dort fand ich die richtigen Worte, um vor meine Eltern zu treten, und als ungefähr die Zeit kam, wo die Comptoirstunden beendigt waren, schritt ich mit glühenden Wangen und aufgerichtetem Haupte dem heimathlichen Hause zu.

Aber welche Verwunderung traf ich hier, als ich die geschehenen Ereignisse vortrug und meinen festen unabänderlichen Beschluß zur Sprache brachte! Die Verblüffung glich vollkommen der Windstille vor einem Gewitter, indeß der Zorn, der darauf folgte, glich noch besser dem tollsten Blitzen und Donnern. Ich hatte meinen Vater niemals so aus Rand und Band gesehen, aber ich war im Gefühl meiner guten Sache auch niemals so muthig gewesen, denn ich vertheidigte einen Gedanken, der sicher und fest in mir gereift war. Was half da alles Schimpfen, Poltern und Toben gegen die Kunst! Meine Sätze konnten nicht umgeworfen werden, und sie hießen, daß ich mit meinen gelehrten Studien, mit dem Buchhandel und dem Kaufmannsgeiste nicht vertraut werden könnte, sondern einzig und allein mit meinen Zeichnungen den Nagel auf den Kopf getroffen und den entschiedendsten Erfolg gehabt hätte; die Zeichnungen aber schlügen in die Kunst, ich sei also zum Künstler bestimmt, und der Kunst und ihrem unwiderstehlichen Drange könne man keine Gewalt anthun. Meine Gründe brachen sich allmälig Bahn. Die Ueberzeugungen bilden sich oft im Laufe der Zeit. So ging es auch hier. Es dauerte nicht lange, so schnürte ich mein Ränzel und zog guten Muthes auf die Malerschule in der anmuthigen Nachbarstadt.

Ich habe es mir nicht zur Aufgabe gestellt, hier zu erzählen, wie es mir mit den Musen ging. Das Leben ist kurz und die Kunst ist lang, hat der Herr Doktor Hyppokrates gesagt. Ich muß gestehen, der Mann hat recht, man lernt die Kunst nie aus. Trotzdem meinten oft die Leute, ich hätte kein übles Talent, ich hätte witzige Genrebilder gemalt und meine Portraits zeichneten sich durch charakteristische Auffassung aus. Aber das gehört nicht hierhin. Ich will hier nicht von meinem innern, sondern von meinem äußern Leben berichten, und dieses wurde bei weitem weniger durch Staffelei, Pinsel, Palette, Farbenblasen und Leinwandtafeln bestimmt, als durch die Originale, die wie ein wahres Geschick über meinem Leben gewaltet haben.

Was ich bisheran im Fache der Carikatur geleistet hatte, war mehr ein Ausfluß des jugendlichen Uebermuthes, als eines bewußten Schaffens. Als ich aber auf der Akademie arbeitete und in meiner beruhigteren Seelenstimmung anfing mit tiefern Augen in das Leben der Gegenwart zu sehen, da ging mir auch das moralische Element auf, das offenbar in dem Zerrbilde liegt. In der Künstlerstadt existirte nämlich auch ein satyrisches Blatt, unter dem Titel: „der Scorpion," welches mit Holzschnitten ausgestattet wurde und auf dem Felde politischer und gesellschaftlicher Geissel manches Gute lieferte, indem es auf viele Fehler in Zuständen und bei Personen aufmerksam machte und auf diese Weise besserte und förderte. Da von meinem Talente für die Carikatur bald die Rede war, so wurde ich zur Mitarbeiterschaft aufgefordert und war in kurzer Zeit einer der regsamsten und beliebtesten Erfinder und Zeichner von Spottbildern. Freilich trieb ich es nicht so weit wie jener griechische Dichter, der, wenn ich den Namen recht behalten habe, Archilochus hieß, und so stark in seinen höhnischen Jamben war, daß der Verhöhnte sich aufhing. Aber böses Blut und kitzelnde Galle gab es doch genug, wenn ich mit meinen Witzen ins Feld rückte.

Wie konnte ich denken, daß bei dieser Gelegenheit noch einmal alle meine frühern Arbeiten in diesem Fache eine öffentliche Verwendung finden würden. Und doch war dies jetzt der Fall. Das Epos von dem dicken Professor Knäuel, das Zerrbild von den eingebildeten Afterliteraten und von den zankenden Kaufleuten erfreuten sich in der Idee einer guten Aufnahme. Die Objekte waren so zu sagen Originale für die ganze Provinz und mußten also weithin interessiren. Es handelte sich nur um eine Feile der noch mangelhaften Zeichnung und eine gute Redaction des Tertes. Beides war leicht ins Werk gerichtet; die Blätter erschienen und machten nicht allein unverhältnißmäßige Sensation, sondern verursachten auch eine bedeutende Vermehrung der Subscribenten, was dem Verleger natürlich ganz und gar gepfiffen war. Daß ich dabei Grund hatte, zufrieden zu sein, versteht sich von selbst, denn diese Arbeiten, die längst hinter mir lagen, brachten mir manchen guten Stüber ein und kamen so den ohne-

hin nicht zu üppig gespickten Taschen zu Nutzen. Und das war mir um so angenehmer, je weniger ich daran gedacht hatte.

Nachdem ich nach und nach das Terrain meines neuen Wohnortes ebenfalls gehörig kennen gelernt hatte, begann ich auch auf diesem Grund und Boden neue Früchte zu suchen. Sonderbare Menschen giebt es überall, man muß nur das Auge haben, ihre Ecken und Kanten aufzufinden. Ueberdies bringt auch die Zeit allerlei Ereignisse, in welchen sich solche komische Persönlichkeiten verwickeln und compromittiren. Ich hatte offene Augen und offene Ohren und überdies eine gute Nase, welche sich auf das Auskundschaften der kleinen Schwächen und Mängel, die wenn sie sich massenhaft verbinden immer wunderliche Klangfiguren im menschlichen Geschlechte machen, vortrefflich verstand.

Der Kreis, in welchem ich mir in meinem neuen Wohnorte die ersten Sporen verdiente, wurde von meinen Collegen auf dem heiligen Gebiete der Kunst gebildet. Unter den ältern und jüngern Malern gab es viel absonderliches Volk, wie es den überhaupt bekannt ist, daß unter Leuten, die fortwährend mit dem Geiste arbeiten und die diesen in ihre Außenseite zu prägen pflegen, die seltsamsten Exemplare vorkommen. Sympathieen und Antipathieen geben gewöhnlich den Gesichtern, den Augen, dem Mienenspiel einen eigenthümlichen Ausdruck, den man bei Menschen, die den Landbau oder irgend ein Handwerk treiben, selten antrifft.

Mehr noch finden sich bei ihnen wunderliche Moden im Schnitte der Kleidung und im Tragen der Haare und des Bartes, in welchen Dingen sich gewöhnlich die tollere oder zahmere Phantasie des Eigners abspiegelt. In diesem Sinne fand ich bald den reichhaltigsten Stoff für meine zerrbildliche Behandlung. Dabei war auch die Form, in welcher ich meine neue Bekanntschaften zu Papier brachte, nicht übel gewählt. Ich zeichnete nämlich ihre Gestalten im pompejanischen Style auf. Vier große friesartige Blätter zeigten in verschiedenen Gruppen die Zöglinge der Malerschule, gleich als wären sie eben erst von einem aus der Erde gegrabenen Basrelief abgezeichnet worden. Die Gesellschaft nahm sich in dieser Darstellung bunt und komisch genug aus, zumal da man aus den barocken Formen und Linien die Individualitäten immer genau herauskennen konnte. Neben den Persönlichkeiten hatte ich mich auch bestrebt, die Kunstrichtungen derselben so eklatant wie möglich zu bezeichnen. Auf einer Tafel erschienen die frommen Heiligenmaler mit gefaltenen Händen und niedergeschlagenen Blicken, als schritten sie in einer Prozession dahin. Ein anderes Blatt zeigte die historisch-romantische Richtung, deren Haltung selbst in den alten Formen gewissermaßen mittelalterlich geblieben war. Auf den übrigen Zeichnungen tobte das junge wilde Volk das sich grade nicht des regelmäßigsten Lebens befleißigte, mit Bierglas, Römer, Flasche, Rapier, Flinte und allerhand andern Symbolen eines lustigen Treibens herum. Von dem Papier wurde die Zeichnung auf den Stein gebracht und die fertigen Lithographien fuhren bald als Beilage des verrufenen und doch so gern gelesenen Scorpions in alle Welt und machten auf diese Weise kein geringes Furore, zumal sie von einer witzigen Beschreibung die auf das Leben der einzelnen antik-modernen Gestalten einging, begleitet waren. Der allgemeine Beifall erstreckte sich sogar auf die getroffenen Künstler, denn bei aller entschiedenen Aehnlichkeit war dennoch sowohl von mir, wie von dem Schreiber des Textes eine gewisse Harmlosigkeit an den Tag gelegt worden, so daß der Scherz nicht übel genommen werden konnte.

Eine schlimmere Behandlung mußten sich schon einige Gesellen gefallen lassen, welche zu den Haupthelden der Wirthshäuser gehörten und ihre Persönlichkeiten oft mit einer unendlichen Schamlosigkeit geltend zu machen suchten. Wurst wider Wurst! Diese Leute hatten mit ihrer Anmaßung so mannigfach verletzt und beleidigt, daß man ihnen schon besser Trumpf aufspielen konnte. Der erste war ein verdorbener Kaufmann, von dem man erzählte, daß er früher einmal Schauspieler gewesen sei. Jetzt spielte er den Volksmann und betheiligte sich beim Carneval, bei der Schützengilde, bei den demokratischen Versammlungen, indem er zugleich die Wirthe ausbeutete, welchen er seinen Champagner verkaufte. Trotz alledem wollte ihm keiner recht trauen, denn man hielt ihn für einen schulterträgerischen Polizeispion, dem es deshalb auch nicht gelingen wollte, die Stellen zu erzwingen, nach denen er rastlos wie ein gehetzter Hund jagte. Seine besten Freunde, mit denen er oft an demselben Tische als Virtuos der edlen Trinkkunst saß, waren die beiden übrigen, ein Advokat und ein Zeitungsredakteur. Den ersteren bezeichnete man als denjenigen unter seinen Collegen, der die faulsten Prozesse führte, und die Börsen der Bauern am besten zu pflücken wußte, weshalb sogar die Straße in welcher er wohnte, die Pflückgasse hieß, und im andern erkannte man einen jener saubern Schriftsteller, die sich am liebsten im Koth der ehrenhaftesten würdigsten Persönlichkeiten herumdrehen und eigentlich nur mit Dreck und Schmiere ihr Leben fristen. Diese Charaktere suchte ich möglichst treu zu erfassen. Den Kaufmann stellte ich als Fuchs, den Rechtsgelehrten als Elster und den Redakteur als Schwein dar, wie sie beim Champagner saßen und schrieb unter die Darstellung die Firma des Hauses, dessen moussirender Wein auf dem Tische ausgestellt war. Um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, theilte ich den Burschen einzeln mein Vorhaben mit. Jedem sagte ich, daß ich den andern carrikirt und ihn dabei in den Hintergrund gestellt hätte und er würde wohl nichts gegen den Witz haben, und bei jedem traf ich die unverkennbarste Schadenfreude, seine täglichen Cameraden blamirt zu sehen. So ging das Blatt in die Welt und erregte ein unauslöschliches Gelächter, in welches die getroffenen Gesellen mit ein-

zustimmen bemühten. Dabei hatte ich wirklich auch noch die Freude, einen moralischen Eindruck zu sehen. Die Illusionen, welche noch hier und dort um das liederliche Kleeblatt hingen, wurden ganz und gar zerstört. Ich half mächtig dazu, diese saubern Herren zu entlarven, denn nun fürchtete sich Niemand mehr seine Meinung über sie grade heraus zu sagen.

Der Erfolg, den ich mit diesem Opus hatte, ermunterte mich zur Fortsetzung. Wer sucht, der findet. Aber ich suchte nicht viel und fand doch. Der Mann, der mir diesmal in die Hände fiel, war ein Hauptmann, welcher in einem Infanterieregimente der Garnison stand und unter dessen Commando sich einige junge Künstler befanden, die eben ihr freiwilliges Jahr dienen mußten. Seine höchst komische kugelrunde Figur, die auffallend an die ziemlich stereotypen Bilder erinnerte, welche die Maler nach Shakespeare's seligem Sir John Fallstaff zu machen pflegen, war jeden Nachmittag auf einem Kaffeehause und jeden Abend in einer Weinkneipe dem schaulustigen Publikum ausgestellt. Bei seinem Anblick ergaben sich überhaupt mehrfache Aehnlichkeiten mit dem dicken Ritter aus dem lustigen alten England. Er wackelte im Gehen wie dieser, hatte ein eben so rothes Antlitz mit einer eben so glühenden Nase, vor allen Dingen aber besaß er auch jenen unbezwingbaren Hunger und jenen unsterblichen Durst, dessen Symptome man in den Karfunkeln des Gesichts offenbar zu Tage treten sah. Die kundigen Eingeweihten wollten sogar behaupten, daß wenn es gelänge, ihn mit einem Schlaftrunk in Morpheus Arme zu werfen, sich eben so viele unbezahlte Rechnungen vom Speise- und Weinwirth in seinen Taschen auffinden würden. Auf keinen Fall war er aber so witzig wie weiland der gute dicke Hans, denn unsere Cameraden brachten uns oft Aeußerungen von ihm nach Hause, die unser Zwerchfell zwar nicht weniger erschütterten wie die kostbare Gestalt des brittischen Dichters, leider lachten wir aber nicht über die Klugheit sondern über die Dummheit seiner Bemerkungen. So verstand er unter dem Worte „Weisheit" nicht die Weisheit des Kopfes, sondern die Weißheit der Hosen seiner Soldaten. Einem unglückseligen Rekruten, der ihm in Holzschuhen in der Kaserne begegnete, rief er empört zu: „Da geht mich der Kerl auf meiner Seele in Klumpen herum!" Seine Meinung über den Dativ und Accasutiv des Fürworts „Ich" drückte er als schlauer Grammatiker dahin aus, daß er sagte: Im Dienste heißt es allemal „mir" außer dem Dienste allemal „mich". Besonders groß aber war er im Verständniß fremder Sprachen. Ueber eine Dame drückte er sich einst in Ekstase aus: „Sie hat einen Corpus, ich sage Ihnen, einen Corpus delicti!" Einem Offizier, der ihn einstens besuchte, bot er sein Fauteuil an, indem er ihn einlud, in diesem Feuilleton Platz zu nehmen.

Diese und ähnliche Aeußerungen waren zu lockend, um sie in Verbindung mit der kostbaren Persönlichkeit nicht auf der Stelle zu benutzen. Das geschah denn auch in gewohnter Weise in unserm Scorpion. Als aber die ersten Blätter erschienen waren, gab es auf der Stelle einen Heidenlärm. Das ganze Regiment fühlte sich über die Beleidigung eines seiner Mitglieder so empört, daß es allen Anschein hatte, als sollte Mord und Brand entstehen. Die edlen Herren lachten gewiß hinter der Thüre, aber öffentlich mußte doch Scandal gemacht werden, denn eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, oder besser gesagt, unter den Wölfen muß man mitheulen. Es wurde so laut mit Duellen, Peitschenhieben und Prügeln gedroht, daß ich es für besser hielt, vorläufig die Rolle Mirabeaus zu spielen, der auch die ungleichen Zweikämpfe von hundert Gardeoffizieren des guten Königs Ludwigs XVI. zurückwies, weil er dachte: „Viele Hunde sind des Hasen Tod!" oder: ich bin als gescheidter Mann doch mehr werth wie ein Dutzend Schock eingefleischter Junker. Um also diesem Lärm zu entgehen, beschloß ich die Stadt eine Zeit lang zu verlassen, bis die erste Wuth und der furchtbarste Grimm sich ausgetobt habe. Der Verleger des Scorpion, der seit meinen letzten Arbeiten außerordentlich an Abonnenten gewonnen hatte und ein ausgezeichnetes Geschäft machte, griff mir in meiner Verlegenheit unter die Arme und schickte mich auf seine Kosten in die benachbarte Universitätsstadt, um dort, wo es viele seltsame Exemplare des Menschengeschlechtes geben sollte, neuen Stoff für die lokalen Personalien, die sich so ergiebig und einträglich erwiesen hatten, zu sammeln. Die Ausführung folgte dem Plane. Es dauerte nicht lange, so befand ich mich in einer äußerst gelehrten Umgebung.

VI. Von der Hochschule.

Ich saß erst wenige Tage im Trocknen, als ich von unserm Verleger die Nachricht erhielt, daß sich die üble Laune der Garnison plötzlich in die beste Stimmung verwandelt hätte, und zwar daß meine Arbeiten im Scorpion dem längst bei den obern Offizieren mißliebig gewordenen Hauptmann den letzten Stoß gegeben habe. Seine Untauglichkeit wäre schon seit langer Zeit zur Sprache gekommen, die öffentliche Verhöhnung aber habe das Eis vollends gebrochen. Nach einer ziemlich groben Erklärung, daß man mit einem Manne, der auf diese Weise verspottet würde, nicht mehr dienen könne, sei der betroffene Held veranlaßt worden, um seinen Abschied einzukommen. Statt weitern Verdrusses habe dieses Resultat nur allgemeine Zufriedenheit hervorgebracht, und ich könne, wenn es mir recht wäre, gleich wieder zurückkehren. Zugleich gab er mir die Versicherung, daß die Lieutenants mir von nun ab eben so freundlich sein würden, wie sie vorher unfreundlich gewesen, und zwar weil ich ihrem Avancement von Nutzen gewesen sei. Ich mußte bei diesem Briefe über die Vergänglichkeit,

die sich sogar auf die Cameradschaft erstreckte, nachdenken und mit Salomo sprechen: Alles hat seine Zeit! —

Nichts destoweniger zog ich augenblicklich vor, in der herrlichen Perrückenumgebung zu bleiben. Zunächst hatte ich nämlich schon mit einer Menge von lustigen prächtigen Studenten angeknüpft, deren Porträts ich auf Stein zeichnete, was mir, da die Arbeiten schnell und leicht gemacht waren, zugleich verhältnißmäßig viel Geld einbrachte. Da sich nämlich bis jetzt am Orte nur die elendesten Stümper mit diesem Zweige beschäftigt hatten, so erschien ich wie ein wahres Phänomen. Rubens ist an den Höfen gewiß nicht höher geschätzt worden, wie ich bei der akademischen Jugend. Den Zulauf, der von allen Seiten auf mich einströmte, wußte ich kaum auszuhalten. Wer früher nicht daran gedacht hatte, der wollte jetzt sein Porträt, das, durch meine Hand gemacht, doch nicht mehr einem Hottentotten oder einem Insekt, sondern einem Menschen ähnlich sah, an seine Freunde verschenken. Aus der Jugend gelangte ich auch ins Alter. Selbst die Häupter der Weisheit setzten sich geduldig vor mich hin. Die Professoren nebst ihren Frauen und Töchtern waren von den Studenten angesteckt. Und so wurde es mir denn nicht schwer, auch hier wieder meine Jagd auf Originale zu eröffnen. In der That übertraf aber auch die Ausbeute alle und selbst die kühnsten Erwartungen.

Ein kostbares Exemplar für den Scorpion war zunächst jener curiose Geheimrath Duselmann, wie ich ihn unter meinen Zeichnungen nannte. Er lehrte als Professor die Medizin und vorzugsweise die Arzneimittellehre, bei deren Vortrag ihm aber gewiß eine Art Tollkraut ins Gehirn gestiegen war, denn es gab keinen confusern und zerstreutern Mann wie er in der ganzen Umgegend. Ich hatte das Glück, ihn zuerst in einer ganz absonderlichen Situation zu sehen. Eines Sonntags fuhr ich nämlich mit einigen lustigen Brüdern nach einem in der Nähe gelegenen Vergnügunsort, wo sich die elegante Welt der Musenstadt oft zu versammeln pflegte, um dort den Mittag oder Nachmittag zu verbringen. Wir trafen kurz vor dem Essen ein und fanden schon einzelne Gäste, unter denen wir zuerst den Geheimrath bemerkten, von dem ich schon mancherlei gehört hatte. Ich sah in ihm einen ziemlich kleinen, hageren Mann mit einem verhältnißmäßig dicken Kopfe, dessen dichtes Haar struppig nach allen Richtungen der Windrose stand. Er sprach viel und in so langgestylten Perioden, daß er offenbar an den babylonischen Thurmbau erinnerte, und zwar in zweifacher Weise, nämlich sowohl in Beziehung auf die Architektur des Bauwerks, wie auch auf die nachfolgende Sprachverwirrung. Da der geschwätzige Mann überdies wie aus einem Conversationslexikon hier und dort seine Brocken zusammenholte, so nannte man ihn äußerst gelehrt, was ich indeß nicht recht verstehen konnte, weil ich meine, daß die Gelehrsamkeit vor allen Dingen klar sein müsse. Merkwürdig war es dabei, daß der Professor bei seinen Auslassungen, die immer an Katheder vorträge erinnerten, stets die freilich kurzsichtigen Augen geschlossen hielt. Alle diese Eigenschaften gaben gleich Anlaß zu einer sehr komischen Begegnung. Ein Student aus unserer Gesellschaft trat nämlich an die Wirthstafel, an deren gegenüberstehendem Rande der Professor stand und begrüßte denselben: Guten Morgen Herr Geheimrath! Der Angeredete wendete sich hin, beantwortete den Gruß wie gewöhnlich mit geschlossenen Augen und reichte seine Hand zur Begrüßung über den Tisch. Unterwegs traf dieselbe mit dem Ende eines Schinkens zusammen, den der Kellner erst eben hingesetzt hatte, ergriff den Knochen und schüttelte denselben, als wäre es die dargebotene Rechte des unbekannten Freundes auf der andern Tischseite. Wen habe ich denn die Ehre? rief er aus. Sie werden verzeihen, ich sehe nicht scharf. Freilich gab er sich bei dieser Rede auch nicht einmal die Mühe, den Blick aufzuschlagen. Ich bin, antwortete der Student, der einen höchst trocknen und drolligen Humor besaß, wie Sie Naturforscher, und wünsche sehr Ihre Bekanntschaft zu machen. Ueberdies darf ich mich als Erfinder eines neuen Systems in der Botanik bei Ihnen einführen. — Das wäre, sagte nun der Geheimrath, der schon längst die Frage nach dem Namen vergessen hatte. „Ich theile," fuhr nun der Student ruhig fort, „alle Pflanzen in — Kraut und Unkraut ein." Bei dieser impertinenten Antwort schlug der erstaunte Gelehrte denn doch die Augen auf, indeß der Student war längst zwischen den andern verschwunden, und der Geheimrath vertiefte sich in dem Gedanken, daß es doch sonderbare wissenschaftliche Systeme gebe.

Dieser Auftritt vor dem Essen gab uns vielen Stoff zur Unterhaltung an der Mittagstafel. Da wußte denn dieser noch mehr Anekdoten von dem merkwürdigen Mann wie Jener, in allen aber lebte seine stadtberühmte Zerstreutheit. Der Eine erzählte, daß er ihn einst aus dem Hause habe kommen sehen, wie er im dichtesten Platzregen ein Kinderflintchen vertikal in die Höhe gehalten und sich vor der Nässe geschützt geglaubt habe. Die Sache erklärte sich dadurch, daß er beim Ausgehen statt des Regenschirms das Spielzeug seines jüngsten Knaben ergriff. Aehnlich lautete die Anekdote, daß er von einem gewissen Orte kommend den Deckel statt des Collegiumsheftes mit in die Vorlesung nahm. Ein anderer wollte darauf eine Reise im Postwagen mit ihm gemacht haben, auf welcher der Professor Correctur gelesen und die verbesserten Bogen aus dem Wagenfenster geworfen habe, gleichsam als ob er sie neben sich auf den Schreibtisch lege. Ein dritter theilte mit, der gelehrte Herr sei in früheren Jahren einmal nach der Nachbarstadt geritten. Auf dem halben Wege sei ihm die Pfeife ausgegangen, er habe frisch gestopft und beim Feuerschlagen bemerkt, daß ihm der Wind entgegenkomme. Darauf habe er mit dem Pferde umgedreht, hinter dem Luftzug sei der Zunder angegangen, er habe die neue Pfeife angebrannt, sei dann fortgeritten und nach einigen Stunden wieder in der tiefsten Zerstreuung vor

seinem Hause angelangt. Freilich das ist wahr, rief der Vierte aus, er stieg alsdann die Treppe hinauf und las an seiner Thür: „Geheimrath Duselmann ist zwischen 1 und 2 Uhr zu sprechen," nahm die Uhr heraus, sah daß es zwischen 4 und 5 war und machte Kehrt. Und bei dieser Gelegenheit begegnete ihm ein Fremder, fügte trocken der drollige Genosse, der ihn eben angesprochen hatte, hinzu, dieser Fremde sagte, wer er sei und der gelehrte Mann hatte seinen Namen vergessen. Dieses kleine komische Epos gab uns allen viel Stoff zum Lachen, und noch eine besondere Anregung, die Persönlichkeiten des „Scorpion" zu erweitern.

Kurz nachher lernte ich eine neue gelehrte Gestalt kennen, die nicht minder interessant war. Der Besitzer derselben war ebenfalls Professor an der Universität, aber nicht Mediziner sondern Philosoph und Philologe. Auf meinen Spaziergängen hatte ich mitunter eine komische Figur, hager, schlotternd und unsicher auf einem Pferde hinreiten sehen, das in seiner knochigen, schlechtgenährten Gestalt ein prächtiges Gegenstück zu dem Reiter bildete. Die ganze Gruppe machte einen höchst lächerlichen Eindruck. Von Reiten war hier gar nicht die Rede, sondern nur von einem unbestimmten Hopsen, daß bald kreuzweis über den Weg, bald eckig in Schlangenwindungen durch die Alleen und Feldpfade führte. Man sah der Erscheinung von Roß und Reiter sofort an, daß der leitende Wille seinen Sitz im Gehirn des Pferdes habe, denn von Zügelführung war keine Rede. Der Gaul ging die Straße, welche ihm am convenabelsten schien und richtete die Weite seines Spazierganges nach Wind und Wetter und sonstigen für das Thier unaussprechlichen Gelüsten ein. Die eingezogenen Erkundigungen belehrten mich, daß ich in diesen beiden eigenthümlichen Geschöpfen der lieben Gotteswelt den Herrn Professor Stielchen mit seiner alten Liese vor mir habe. In Betreff des Reitens erfuhr ich, daß der alte Junggeselle durch ärztlichen Rath dazu gekommen wäre, und auf demselben Gaule schon über fünfzehn Jahre seine Hämorrhoidalleiden im Schach halte. Außer seiner alten Liese besaß er an seiner Haushälterin, der alten Luise, noch ein Inventarstück, von der man überdies noch behauptete, daß sie trotz der immensen Gelehrsamkeit des Herrn Professors doch vortrefflich verstehe, in allen öffentlichen und häuslichen Dingen ihren Kopf durchzusetzen. Aber das kümmerte den Mann der Philologie nicht mehr, wie die Selbstständigkeit der Liese. Er lebte, wie ein echter Deutscher, der Idee, und verachtete die Praxis.

Wo aber ging die Idee des Professors Stielchen in echter, rechter, liebevoller Hingebung auf? Weib und Kind hatte er nicht. Wie würde es ihm auch jemals in den Sinn gekommen, sein Herz an irdische Dinge zu knüpfen und aus diesem Grunde verachtete er auch Wein und Leckerei. Auf lukullische Gastmähler stand sein Sinn ebenso wenig. Ja, was waren ihm die Güter dieser Welt, des Nächsten Geld, Haus, Acker, Ochs, Esel und Alles was sein ist! Wie gesagt, er stand da als ein Mann der Idee und was verkörperte diese Idee am besten, was erschien als ihr Träger, ihr Stoff, ihr Körper? Da hatte man nicht lange zu zweifeln. Das Buch ist das ächte Symbol des Gedankens. Und weil dieser Satz felsenhart bei ihm feststand, so liebte er mit der edelsten Minne seine Bibliothek. Ihr war er mehr zugethan, wie es jemals bei einem Ehebett, einer Wiege, einer Kinderstube der Fall sein konnte. Gott, wie er seine Bücher schonte, hütete, pflegte! Es gehörte ins Reich der Unmöglichkeit, sich von irgend einem Exemplare zu trennen. Ja er benutzte sie nicht einmal zu seiner eigenen Lectüre, weil sie gar zu sauber, reinlich und reich eingebunden waren. Aber gar das eine oder andere verleihen, das wäre ihm wie eine Sünde wider den heiligen Geist vorgekommen! Machte ihm ein harmloser Uneingeweihter, der seine Liebhaberei nicht kannte, die Zumuthung, irgend eines seiner Lieblinge zum Lesen abzugeben, so überlief es seinen ganzen Körper, wie mit einer Gänsehaut, er hätte in Ohnmacht fallen mögen und erfand gleich eine Menge von Ausflüchten, um das in seinen Augen wahnwitzige Ansinnen zurückzuweisen. Hatte er drum die geliebten schön eingebundenen Classiker, die ganz herrlich in Reih und Glied in den Gefächern standen, so treulich bewacht, um sie in profane Hände gerathen zu lassen? Nicht umsonst war jene glänzende neue Erfindung gemacht worden, welche in seinen Augen für die Nachwelt wichtiger erschien, wie die größten Entdeckungen des Jahrhunderts, nämlich das Fahren mit Dampf, das Schreiben mit Blitzen und das Malen mit Sonnenstrahlen, wie man ja die Dampfanwendung bei den Maschinen, den Electromagnetismus und die Daguereotypie genannt hat. Und diese Erfindung bestand in einer neuen Art papiernen Umschlags, den er aber nicht um die glänzende Decke, die doch nur etwas äußerliches war, sondern um die Blätter und den Goldschnitt legte und die er bei jedem Exemplare seiner Büchersammlung angebracht hatte. Wie zart war dieser Gedanke! Er gab dem Geistigen des Bandes eine zarte Umhüllung; es war als legte er geliebte Kinder in die Wickeln. Aber er fühlte sich auch stolz auf diesen ingeniösen Einfall. Mit welcher verklärten Miene trat er einst in die Stube seines Collegen des Bibliothekars Drügg, wie jauchzte ihm die Seele, als er ihm seine Entdeckung mittheilte, und den Bücherverwahrer aufforderte, er möge dies Verfahren auf der Universitätsbibliothek einführen! Und wie empörte es ihn, als dieser kalte trockne Mann seine Begeisterung nicht theilte und ihm sagte, die unpraktische Einrichtung wäre nichts wie dummes Zeug! Seit jener Zeit wurde sein Einverständniß mit Drügg bedeutend getrübt und gestört. Noch mehr entsetzte er sich aber, als er die Erfahrung machte, daß der Bibliothekar, wie er sich erschütternd ausdrückte, ein „Bücherkratzer" war. Ja, ein Bücherkratzer! Man fragte ihn natürlich, was er darunter

verstände und hörte, daß der unglückliche Drügg die Unebenheiten im Papier beim Lesen mit den Nägeln entferne. Stielchen hatte ein Buch von ihm geliehen und bei der Gelegenheit gefunden, daß ungefähr hundert Buchstaben durch diese schreckliche Angewohnheit zu Schanden gekommen waren, weshalb er sich denn dran gegeben, das fehlende Papier zu ersetzen und die schadhaften Lettern mit Feder und Tinte auszubessern. Ich muß hier übrigens noch ganz besonders bemerken, daß der edle Philologe aus allzugroßer Liebe niemals in seinen eigenen Büchern las, sondern sich stets die Werke, deren er bei seinen Studien bedurfte, aus der Universitätsbibliothek oder bei seinen Collegen borgte. Aber nicht allein diese wurden von ihm mißbraucht, der geplagteste Mann war sein jeweiliger Buchhändler, denn mit diesen war er häufig zu wechseln gezwungen, weil sie ihm nach der Reihe Grobheiten machten. Kaufte er ein Werk, so mußten oft eine Menge neuer einzelner Bogen verschrieben werden, weil er in den vorhandenen irgend eine dünne oder farbige Stelle im Papier gefunden hatte, denn in seiner Bibliothek durften nur die Blumen der Typographie ihren Platz haben.

Im Uebrigen war er der harmloseste und beste Mensch, den man sich denken konnte. Seine übergroße Naivetät machte ihn nur überall lächerlich, weil er das Leben nicht im mindesten kannte. Latein und Griechisch verstand er, aber das Deutsche in seinen Spielarten, das eben nicht in den Classikern gefunden wird, war ihm fremd. So las er einst über Cicero's Buch „de Officiis" und kam an eine Stelle, welche hieß: O domus antiqua, welches er natürlicher Weise mit seinem hohlen Pathos: „O du altes Haus" übersetzte. Die Studenten, unter welchen sich neben vielen Füchsen auch einige „alte Häuser" befanden, brachen in ein schallendes Gelächter aus. Er mochte denken, es sei sonst was Komisches vorgekommen und sprach von Neuem: „O domus antiqua, o du altes Haus!" worauf sich dasselbe Gelächter erhob, so daß er, stutzig gemacht, über die Stelle fortging. Aber das nächste Mal kam er auf die Sache zurück und entschuldigte sich vor seinen Zuhörern, daß er die Stelle nicht gewichtig genug übersetzt habe und donnerte von Neuem: „O domus antiqua! O du altes und ehrwürdiges Haus!" Da war vollends des Lärmens kein Ende. Aber die Ursache blieb dem guten Stielchen verborgen. Der alte Mann, der jetzt ungefähr fünfzig Jahre docirt hatte, wußte noch nicht oder dachte nicht daran, daß der Student im fünften oder sechsten Semester ein altes und ehrwürdiges Haus genannt wird.

Eben so ergötzlich war eine andere Scene, die er auf einem seiner Spazierritte erlebte. Es hatte nämlich ein neues Semester angefangen; die frischen Studenten waren eben am Einziehen und eine Gruppe von ihnen begegnete dem seltsamen Reiter auf der bekannten Liese. Jugendblut hat Uebermuth! Die Frischlinge lachten und einer aus der Schaar griff zu großer Unzufriedenheit des sonst so selbstständigen Thieres in die Zügel und sagte dem harmlosen Professor, der die Sache durchaus ernst nahm, er sitze nicht gut und habe eine schlechte Schule. Kurz er gab ihm in den offenen Anlagen eine Reitlection, für welche der Gelehrte sehr dankbar war. Unterdeß wurde es Zeit, die Collegen zu belegen. Und siehe, eines schönen Morgens tritt der junge Reitlehrer in die Stube Stielchens, bei dem er die Vorlesung über irgend einen alten Classiker hören will. Was war natürlicher, als daß er vor Staunen und Schrecken fast auf den Rücken fällt! — Aber der akademische Lehrer kommt ihm äußerst freundlich entgegen, erinnert sich gleich ihrer ersten Begegnung, dankt ihm nochmals für seinen Unterricht und giebt ihm als Aequivalent seinen Friedrichsdor zurück, indem er ihn in seine Schülerliste setzt. Und dabei war nicht einmal ein Gedanke von Ironie, es war nichts wie Treu und Glauben.

Außerdem erzählt man sich noch allerlei Geschichten von Stielchens Aengstlichkeit über seinen Gesundheitszustand. Als er einmal in einem Hause wohnte, das reichlich mit Ungeziefer gesegnet war, von welchem er nächtlich jämmerlich gestochen wurde, meinte er, an einem unheilbaren Ausschlage zu leiden, bis der Arzt ihm endlich auf die Spur half. Ein anderes Mal begab er sich, ein gewisses unaussprechliches Geschirr, daß man in jeder Schlafstube zu finden pflegt, unter den Mantel tragend zum Doktor, weil er drin einen höchst verdächtigen Schaum fand, der ihn auf ein freilich niegefühltes Nieren- oder Blasenleiden schließen ließ. Angstgefoltert und schweißtriefend kam er zu dem Jünger Aesculaps, der Anfangs auch die Stirne runzelte, bis sich später ergab, — daß der Barbier sein Becken in das erwähnte Gefäß auszugießen pflegte.

Nachdem dieser reichhaltige Stoff meinen Stift ziemlich lange beschäftigt hatte, tauchte auch schon gleich wieder eine frische Erscheinung an meinem Horizonte auf, welche das Gift des „Scorpion" fühlen sollte. Diesmal war es niemand anders, als der bekannte Jurist Professor Quilius, oder wie man ihn mit dem Spitznamen nannte, der Doktor Superlativus, weil es keinen größern Renomisten und Aufschneider im ganzen Reiche gab. Es war eine wahre Pracht diesen Mann in seiner metzgerhaften Erscheinung zu sehen, den Mann mit den schwarzen lockigen Haaren, dem gebürsteten Kutscherbarte, den stechenden Augen und dem großen Maule. Kein Mensch hatte so viele Prozesse günstig entscheiden helfen, wie er. Seinen eigenen Aussagen nach war er ein Wunder von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Besonders berühmt war sein saftiges Colleg über gerichtliche Medizin, in welchem er sich zugleich als einen tiefen Kenner der menschlichen Natur nach allen Dimensionen bekundete. In diesen Vorlesungen sprach er über Gott und die Welt, sogar über die Frauen und Töchter seiner Collegen in einer Weise, daß den Studenten das Wasser im Munde zusammenlief. Nebenher gehörte

er aber auch zu der Clique der Ducker, und ging des Sonntags mit seiner Familie, das Gesangbuch in der Hand, regelmäßig in die Kirche, weil er dies für die Pflicht jedes guten Staatsbürgers hielt. Das hinderte ihn aber nicht lieber Straßburger Leber-Pasteten wie trocknes Brod zu essen. Ja er war sogar als großer Schlecker bekannt und dieser Umstand soll auch die Ursache gewesen sein, daß ihm die Leute nachsagten, er hätte mehr Schulden, wie Haare auf dem Kopfe, obgleich er wirklich sehr viele Haare besaß. Ueberhaupt sollte er zu den Exemplaren des Menschengeschlechts gehören, von denen Heine singt:

„Sie tranken heimlich Wein,
Und predigten öffentlich Wasser!"

Ich war eben mit tiefern Studien über dieses neue Phänomen beschäftigt, als der „Scorpion" meine Skizzen aus dem Leben des Geheimraths Duselmann brachte. Von dem Skandal, den diese Geschichte in der Musenstadt machte, wo trotz aller idealischen Gelehrsamkeit die allererbärmlichste kleinstädtische Klatschsucht das breiteste Fahrwasser fand, hat man keinen Begriff. In den Häusern herrschte eine hündische Schadenfreude, in der Gesellschaft aber wurde in der fürchterlichsten Weise über den frechen und indiskreten Menschen raisonnirt, der sein Talent zu einer so teuflischen Satyre gebrauchte. Sogar bis in die edeln Reihen des Senats, der sich nicht, wie die alten Römer, von den eindringenden Galliern an den Bärten zupfen ließ und dennoch auf seinen Sitzen verharrte, drang die Besprechung. Der Beschluß lautete, in dieser Sache müsse etwas Eklatantes gethan werden, und der Rektor empfing den Auftrag, sich mit den Behörden der Stadt in Correspondenz zu setzen, und bei derselben die Ausweisung des Thäters, im Falle er entlarvt würde, zu beantragen. Unglücklicher Weise war meine Autorschaft nicht heimlich geblieben, weil ich eben keinen besondern Grund zu haben glaubte, mich zu verläugnen. So wurde ich vor den Bürgermeister citirt. Der gute Mann sagte mir, daß die Universität eine Hauptnahrungsquelle der Stadt sei; und daß er aus diesem Grunde den Professoren willfahren müsse. Er könne mich zwar nicht vor das Thor führen lassen, aber er gebe mir doch den guten Rath, mich für einige Zeit zu entfernen, weil ich sonst allerlei Unannehmlichkeiten zu befürchten habe. Diese Gründe wirkten und ich kehrte wieder auf die Malerschule zurück, wo ich in aller Kürze dafür sorgte, daß auch die Professoren Stielchen und Quilius in Zerrbildern erschienen.

War ich auch diesmal nicht Zeuge von der Aufnahme der Blätter, so hörte ich doch, daß sie nicht geringes Aufsehen erregten. Uebrigens war in der Universitätsstadt auch mit diesen Exemplaren die Ausbeute erschöpft und ich konnte mich nach neuen Originalen umsehen.

(Schluß folgt.)

Morgenbetrachtungen eines Stiefelputzers.

Die sieben kölnischen Funken.

Jetzt singen wir einen neuen Sang!
Auf, stimmt dazu den Becherklang
Und frisch dann ausgetrunken!
Wir singen von Köln, der heil'gen Stadt
Und ihren sieben Funken!

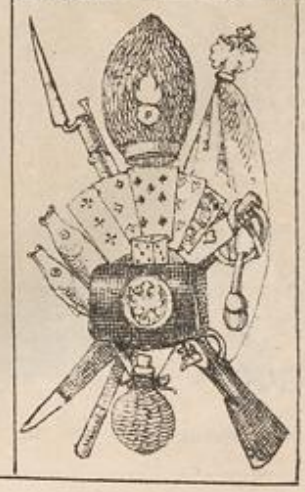
Des Krieges Kunde scholl vom Rhein,
Da schwur der Hauptmann Stein und Bein:
Er woll' ein Löwe fechten.
Er nahm den Säbel, doch statt links,
Da band er ihn zur Rechten.

Und als er aus der Thüre trat,
Da rief er seinen Wachtsoldat:
„Komm mit es geht an's Würgen!"
Doch schnarcht es aus dem Schilderhaus,
Betrunken war der Jürgen.

Spornstreichs läuft er zur Funkenwacht
Und rief: „Heraus, heraus zur Schlacht!"
Er sieht den Peter winken;
„Seid still, die Truppen all sind fort,
Sie gingen Kaffee trinken!"

Und grade schlendert Hans zurück,
Der Hauptmann schreit: „Das ist dein Glück,
Sonst würd' ich's Zeug dir flicken!"
Die Nadeln in der Hand spricht Hans:
„Ich bin am Strümpfe stricken."

Dem Fritz, der kommt, wird ungenirt
Gewehr und Ranzen visitirt,
Doch in der Pulvertasche
Liegt Kartenspiel und Würfellust
Zusammt der Branntweinflasche.



Er stürzt zum Franz am Brückenkopf,
Dem summt ein Käfer um den Zopf,
Er denkt: 's ist Blei dahinter!
Und purzelt hin: „Ich hab genug!
Gott schütz' mir Frau und Kinder!"

Nun geht's zum Kaspar auf den Wall,
Dem naht der Feind mit Lintenknall,
Das war ihm nie geschehen.
Und kreischend ruft er: „Seht Ihr nicht,
Daß hier noch Leute stehen?"

Der Hauptmann denkt: Hier ist's nicht gut!
Und flieht und stolpert übern Knut
Und seine langen Pfoten;
Da dreht sich der Soldat und ruft:
„Ich spiele schon den Todten!"

Und als im Dreck der Hauptmann lag,
Da fühlt er, daß ihm was zerbrach:
Ist es die Ripp'? o, Schrecken!
O nein, 's ist, was als Schwert er trug,
Seiner Jungen Peitschenstecken.

Doch rief er traurig: „Gram und Pein,
Zerbrochen ist mir Arm und Bein
Grad vor der Ruhmesstätte!
Bringt Leute, mich zu Weib und Kind,
O, bringet mich zu Bette!

Hört an, das ist der neue Sang!
Auf, stimmt dazu den Becherklang
Und frisch dann ausgetrunken!
Wir singen von Köln, der heil'gen Stadt
Und ihren sieben Funken!

Das böse Gewissen.

Eine Wilddiebsgeschichte.

Der alte Wilddieb Kiekebusch erzählt:

„Na sehn Se, wie nu der Förster Haidkamp abging, da kriegten wir 'n neuen, der hieß Graswachs, der that auch immer, als ob er Gras wachsen hören könnte, was aber gar nich der Fall war. Zum Beispiel, wie er noch keine acht Däge hier war un mir noch gar nich gesehen oder gesprochen hatte, da hat er schon mit dem Posimeister im Wirthshaus um 25 Dahler gewettet, er wollte mir un meinen Sohn Konnerad selbiges Jahr noch ins Caschott bringen. Hat seine Wette aber schön verloren, ob er die 25 Berliner Dahler bezahlt hat, kann ich nicht gewiß sagen.

Einmal hat aber doch nir dran gefehlt, so hat er uns beim Kragen un war blos der dumme Jung, der Konnerad, dran Schuld. Sehn Se, die Geschichte verhält sich so:

Denselbigen Dag, wo ich hörte, daß der neue Förster 25 Dahler mit mir verdienen wollte, kriegten wir so'n schönen Spürschnee. Ich machte mir also gegen Sonnenuntergang des Jesichte mit Kienrußt schwarz, um mir unkenntlich zu machen un sage zu meinen Konnerad: Du bleibst zu Hause, bis ich wiederkomme, denn kannst du mir ablösen. — So ging ich denn mit meine alte Schprütze*) nach dem Horstbusch, da schtunden damals noch vill Rehe in dem Schlagholz un ich hatte mir da 'n wunderschönen Schtand an 'n dicken Eikbohm zurechte jemacht, wo ich das janze Feld übersehen konnte. — Na, ich wartete denn kaum 'ne Viertelschtund, so kommt 'n Reh aus dem Schlagholz un schtellt sich uf'n Weg. Ich konnte nich recht sehn, ob's 'n Bock oder 'ne Rieke war, denk aber, schieß nur druf, et werd sich nachher wol finden. Un war denn auch 'n schöner Bock von 65 Pfund.

Wie ich mich nu eben mit den Bock abmachen will, seh ich, daß da 'n Kerl über das Feld gelaufen kömmt, immer in meine Schpuhr lang, wo ich hergegangen bin. Ich konnte aber nich jenau sehen, ob es der Förster war oder nich. Drückte mir aber schtill von der Seite un behalde den Kerl immer ins Auge. Da seh ich denn, daß er 'n Gewehr hat un daß er sich an die Erde bückt un bekuckt gewiß meine Schpuhr un dadruf geht er flink im Busch 'rein, immer auf meine Schpuhr lang. Na, denk ich der will gewiß heute Abend die 25 Dahler verdienen, nu nimm dir zusammen Kiekebusch.

Wie ich mir nu so sachte in'n Graben lang wegmache, bleib ich mit'm Gewehr an'n Zweig hängen un fliegt mir bei der Gelegenheit der andere Schuß aus'n Gewehr. Na, da war nir mehr zu machen, als zu laufen, was haste, was kannste, über das Feld. Ich war nu damals noch gut zu Fuße und kunnt unbändig laufen un schpringen. Derwegen war mir auch gar nich bange, daß mir der Förster kriegen that, wenn er anderscht nich von seine Schußwaffe Gebrauch machte, was damals noch nich verboten war. Ich schtrengte mir daher zuerst

*) Altes Gewehr.

sehr an, daß ich ihme erst under der Flinten heraus kam, nachher ließ ich es denn langsamer gehn un kuckte mir auch mal nach meinem Förster um. Der kam denn auch richtig mit gewaltige Schprünge den Berg herunder, ich renn' also wieder vorwärts un denk, der soll des Laufen schon müd werden. Um ihme die Sach nu gleich zu verleiden, schtürz ich über so'n paar gefrorne Brachacker, daß mir selbst der Schweiß von's Gesichte 'runder lief, hernach kam ich auf'n Fahrweg, was mir sehr lieb war, weilen er mir hier nich mehr im Schnee schpühren konnde un laufe Ihne so den Weg lang, wol 'ne halbe Schtund weit, bis an'n Bauervogt seinen Hof. —

In den Bauervogt sein Garten schtund hinten 'n alter Backofen, ich denk da schteckst du dein Gewehr un Jagdsack herein, wie ich un Konnerad schon öfter gedahn hatten un denn machst du dir still nach Haus. Wie ich nu die Thür vom Backofen ufmache, kömmt mir so'n angenehmer Geruch entgegen denn der Bauervogt hatt' denselben Morgen gebacken un der Ofen war noch schöne warm. — Ich denk, das Beste is, du kriechst hier 'ne halbe Schtund 'rin un verpusteſt dir erst en Bisgen.

Ich kriech also in den Backofen, setz mir ganz bequem zurecht un war mir so behaglich, daß ich einschlief un dräumte von meine selige Frau.

Mit 'n Mal werd ich durch 'n Geräusch ufgeweckt un höre, wie Einer die Dhür von den Backofen mit Gewalt ufreißen will, was ihm aber nich gelingen wollde, weilen ich von inwendig fest zugebunden hatte. Ich hielt et aber vor gerathen, mir im Schornschtein 'ruf zuheben, un bin eben oben heraus, da seh ich wie der Förster unten mit's Gewehr 'rin kriecht!

Ich schpring also von oben 'runder un reiß mir dabei de Hosen vor beide Knieen caput un lauf was ich kann aus'm Garten auf's Feld. Der Förster war aber hinder mir, wie der lebendige Deuwel, hatte aber sein Gewehr in'n Backofen gelassen, was mir sehr angenehm war. Wie ich nu seh, daß der Kerl gar nich zurückbleiben will un ich mit aller Mühe kein Vorschprung kriegen konnde im Laufen, denk ich, versuch's mal mit Schpringen. Ich schwenke mir also rechts nach den Bauervogt seine Kuhweide, da waren vier Zäune, ein hindereinander un keine Heck under sechs Fuß. Mit die Hecken hatt' ich mir schon 'n paar mal gerettet, un denk des wird denn auch wol de letzte Arbeit heut Abend sein. Wie ich eben übern letzten Zaun bin un kuck mich nach dem Förster um, seh ich, daß er mir alle Hecken nach-

schpringt, un is grad in der Luft über'n dritten Zaun. Kiekebusch! sag ich zu mir selber, der läßt's sich aber verdammt sauer werden um die 25 Dahler, den Kerl wirst du auf'm Feld nich los, mach daß du wieder in den Busch kömmst. Nu war ich aber noch 'ne gute, halbe Schtund vom Busch un war auf dieser Seite vom Busch noch 'n diefer Bach, aber mit 'ne Brücke, un ich mußte nu ufpassen, daß ich die Brücke nich verfehlde, hernach war ich sicher, denn da war 'ne Kieferndickung im Busch, wo sich 'n Elephant drin verstecken konnde. Ich lauf also vorwärts, was mir aber schon sauer wurd, denn die Sohlen under die Schtiebel wurden mir los un klabberten mir under die Füß. Wie ich endlich an'n Bach komm, seh ich denn gleich, daß ich in der Dunkelheit die Brück verfehlt habe, konnde aber nich mehr retour, weilen der Förster hinder mir war. Ich lauf also am Bach lang un fällt mir ein, daß oben an der Eck vom Busch 'n paar Kiefernbäum vom Wind 'rübergeschlagen sind. Ich denk, so lang muß du noch aushalten, Kiekebusch, un kam denn auch richtig an die erste Kiefer. — Die lag mir aber doch zu gefährlich, ich lauf also weiter un rutsch über die zweite, was ich under andere Umschtände bei hellen Dage nich riskirt hätte.

Wie ich ungefähr zur Hälften 'rüber bin, seh ich mir nach dem Förster um, un reit Ihne der Kerl Gott schtraf mich, schon uf der erschten Kiefer, was mir zu gefährlich war un is auch wie 'ne Katz herüber, un eher auf der andern Seit, wie ich!

Da verging mir nu alle Kurahsche, ich drehte mir doch auf der Kiefer 'rum un ruschde retour wo ich hergekommen war. — Ich wußt nu gar nich mehr wohin, sondern lief so grade blind ins Feld 'nein. Ich konnt gar nich wieder hintern Athem kommen, die Kleider hingen mir in Fetzen am Leib herum un alle Augenblick schtolperde ich über meine klapperige Schuhsohlen, wollt mir aber nich gefangen geben, so lange ich noch ein Glied bewegen konnde. Mittlerweile kommt mir der Kerl immer mehr uf die Hacken un schreit mir auch zu, konnde aber nich verstehen, was er wollde. — Zuletzt is er schon dichte hinder mir, ich greife in de Tasche nach mein Messer, was ich aber verloren hatte, da faßt er mich mit'n Mal hinden am Kragen un sagt: „Donnerwetter, watt lopt Ihr denn so fürchterlich, Vadder, da is jo keen Minsch hinder us!"

War Ihnen das hols der Kuckuk, mein Jung, der Konnerad!!!

Ich antwortete ihm gar nix, sondern setzte mir erscht an die Erd um wieder hindern Athem zu kommen. — Als ich mir nu en bisgen wieder erholt hatte, sag ich ihm:

Also Du bist datt gewesen, de von Horstbusch an immer hinder mir hergeloffen is?

Ja gewiß, Vadder!

Wo is denn de Förster?

Den han ich gar nich gesehn, sagt der

verdammte Jung. — Patsch! geb ich ihm erstlich 'ne Ohrfeige un hernach wackelde ich'n gehörig ab, daß er seinen Vadder so in de Angst un Lebensgefahr gebracht hatte.

Na, er nahm seine Keile denn auch geduldig hin, weil er se rechtmäßig verdient hatte. Wie nu der Aerger vorbei war, sag ich zu ihm: Konnerad, uf'n andermal wenn de wieder hinder deinen Vadder herläufst, denn dubst du bei Zeiten das Maul auf un meldest dir. Jetzt schteh uf, wir wollen nach'm Wirthshaus an der Chaussee un uf den Schrecken 'n Schnaps drinken.

Underweges fragde ich ihm: Wo führt dich nu der Deuwel heut Abend nach'n Horstbusch, un warum bist du eigentlich den ganzen Abend hinder mir hergeloffen?

„Ach, Vadder, sagt der Konnerad, als Ihr eben fort wart, da kamen in unsern Garten zwee große Haasen. Ich denk, wenn der Vadder nu hier wär, könnten wir die alle Beide schießen un bin flink uf Eure Schpuhr nachgeloffen. Wie ich nu eben in'n Horstbusch komm, fällt mir'n Mal 'n Schuß, daß mir die Schrotkörner um de Ohren fliegen —"

Richtig, sag ich, der Schuß is mich weggeflogen, Konnerad.

„Un uf den Schuß bin ich weggeloffen. Wie ich uf's Feld kam, sah ich gleich, daß Ihr ooch in der Flucht wart un da bin ich vor Angst immer schtill hinder Euch hergeloffen. Ich denk, wenn Vadder löpt, denn weet Vadder ooch gewiß, worum he löpt!"

Na, sag ich, Konnerad, des is man gut, daß du es gewesen bist, der hinder mir war un nich der Förster. Der will partout mit uns Beide 25 Dahler verdienen, daher nimm dir en bisken zusammen. —

Mit dieses Gespräch waren wir denn vor'm Wirthshaus angekommen, ich kucke erst 'mal durch die Fensterladen, un wie ich keinen Menschen sehe, gehen wir 'nein. Wie ich die Dühre ufmache, krieg ich aber'n kleinen Prell, denn da sitzt Ihne wahrhaftig der neue Förster hinder'n Ofen un schtoppt sich 'ne lange Pfeife. — Ich denk, wenn du zurück gehst, machst du dir verdächtig, geh also ganz frech 'nein, un setze mir mit meinen Sohn Konnerad an'n Disch, den Förster grad gegenüber. Der kuckt uns mit seine Habichtsaugen an, als wenn er uns an die Wand nageln wollte, was mir zuletzt langweilig wurde. Ich dreh mir also auf'n Schuhl 'rum un rufe: He, Wirthschaft! bring mal zwei Schnäpse! — Da schpringt Ihne mit'n Mal der Förster in die Höhe, schlägt uf'n Disch un schreit: „Mohren kriegen hier keine Schnäpse, Ihr seid alle Beide arretirt!"

Wie ich von „Mohren" höre, fallen mir mit 'n Mal alle meine Sünden bei. Ich kuck den Konnerad an un seh, daß er noch ganz voll Kienruß im Gesicht is, un denke, denn wird mit dir wohl derselbigte Fall sein.

Nu rappelte ich meine fünf Sinne aber doch wieder zusammen un sage: „Herr Förster, was geht Sie denn das an, wenn wir uns zum Vergnügen das Gesichte schwarz machen, wir wollden blos den Wirth, was mein Freund is, 'n kleinen Schrecken einjagen."

Darauf hat er nix geantwortet, sondern kriegt seine Brieftasche 'raus un hat Alles zu Protocoll genommen. Hernach wollt er uns durch seinen Burschen visitiren lassen, was ich mir auf den Wirth sein Zureden endlich gefallen ließ. Sie haben aber nix gefunden, als 'n taubes Zündhütchen in Konnerad seiner Westentasche un bei mir 'n alten Katechismus mit ausgerissene Blätter, wo ich Gewehrpfropfen draus gemacht, was mir aber keiner beweisen konnde.

Wie der Förster nun wohl einsah, daß er doch nix aus uns 'raus kriegte, hat er uns auf'n andern Morgen 10 Uhr nach'n Landgericht bestellt. Darauf haben wir unser Getränk bezahlt un sind fortgegangen. Wie wir draußen sind, habe ich den Konnerad nochmal durchgewackelt wegen seiner Dummheit, daß er seinen Vatter so in die Verlegenheit gebracht hatte un sage zu ihm: Nu gehscht du auf der Schtell nach 'n Horstbusch, da liegt 'n Rehbock an dem dicken Eickbohm, den bringste heut Abend noch nach dem Gastwirth in Neudorf un bringst zum wenigsten 4 Thlr. mit nach Hause.

Da is mein Sohn denn ganz vergnügt losgetrabt un war halber zwölf schon wieder am Haus mit 4 Berliner Dahler, verschiedene Eßwaaren un 'ne große Pulle mit Getränk. Da hat die ganze Familie wieder aus'm Bett müssen un sind wir zusammen vergnügt gewesen bis an'n hellen Morgen.

Halber neun bin ich mit dem Konnerad schon am Gericht gewesen, sie haben uns aber nix beweisen können.

I. Bauer: **Unbegrieflich is et mich, woher de Gelehrten de Mondfinsternisse und Kometen vöruht weten könne.**

II. Bauer: **Du Eselskop, wozu is denn der Kalender da, do steht et ja drin.**

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie in Düsseldorf. (vormals Arnz & Cie.)

Der Apfel, den Frau Eva Herrn Adam überreicht,
Schuf all das Unbehagen, das jetzt die Welt durchschleicht;
Doch reichen Eva's Töchter den Kindern Aepfelein
So giebt es lauter Leben und Freude hell und rein.

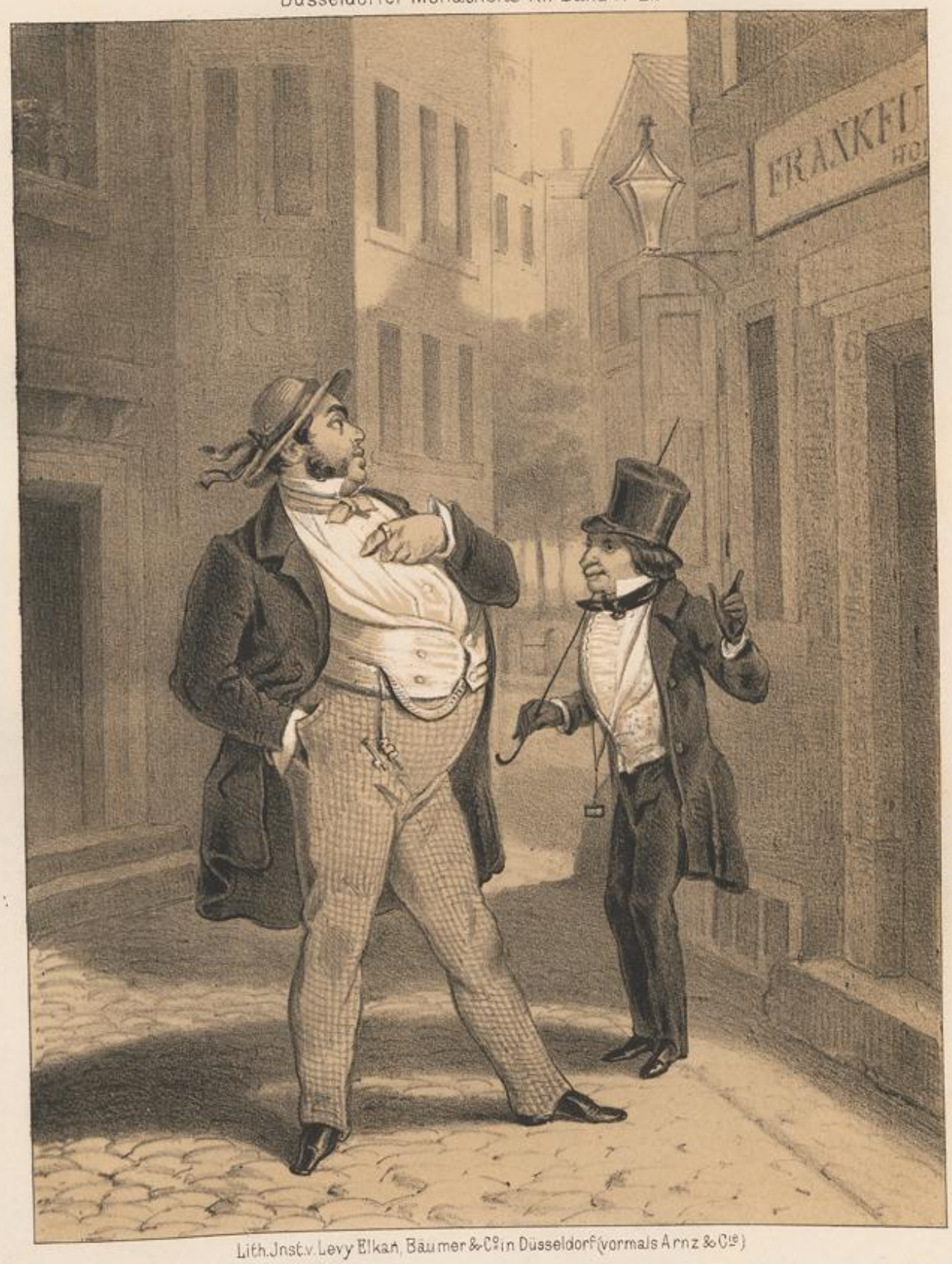
Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº in Düsseldorf (vormals Arnz & Cie.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

Lith. Inst.v. Levy Elkan, Baumer & C° in Düsseldorf (vormals Arnz & C°)

„Wer hat dich, du schöner Wald
Aufgebaut so hoch da droben!?“

„Das hat der alte Revierförster Koch gethan, mein Herr!“



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº in Düsseldorf (vormals Arnz & Cie)

„Haben Sie schon unserm Rabbiner sein neies Kostim gesehn?“

„Wie heisst Kostihm? Sie müssen sagen Kostuns.“

In dem Verlage der Unterzeichneten sind nachstehende Kunstwerke erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

AQUARELLE DÜSSELDORFER KÜNSTLER

I. und II. Jahrgang compl. 12 Hefte mit 48 Blatt, III. Jahrgang bis jetzt in 16 Blatt.

Ein jeder Jahrgang, aus sechs Heften bestehend, kostet 9 Thlr. und kommt die ganze Sammlung, einschliesslich der 16 Blätter des III. Jahrgangs jetzt auf 24 Thlr.

Preis eines Heftes 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine rothe Maroquin-Mappe mit Goldverzierung 3 Thlr. 20 Sgr.
Eine dunkle Mappe 3 Thlr.

Der I. Jahrg. 1—6. Heft enthält:

1. Titelblatt von B. Vautier.
2. Mondscheinlandschaft von O. Achenbach.
3. Unterhaltung beim Studienmalen von B. Vautier.
4. Spielende junge Füchse von Fr. Happel.
5. Der alte Schmied von L. Knaus.
6. Familienfreude von W. Camphausen.
7. Kinder am Teich von G. Süs.
8. Glückliche Landleute von A. Breitenstein.
9. Der zukünftige Landschaftsmaler von W. Cordes.
10. Faust und Gretchen im Kerker von J. Fay.
11. Der Landmann am Feierabend von H. Kauffmann.
12. Zigeuner am Felsen von C. Scheuren.
13. Jobs als Nachtwächter von J. P. Hasenclever.
14. Der alte Junggeselle von R. Jordan.
15. Der Nicolasmann von Th. Mintrop.
16. Das Dachstübchen von A. Siegert.
17. Italienische Landschaft von A. Flamm.
18. Die jungen Hirten von B. Nordenberg.
19. Kirchhof im Mondschein von C. Hilgers.
20. Weihnachtsbescheerung von E. Geselschap.
21. Das schlafende Mädchen von J. Högg.
22. Der Frühling von H. Ritter.
23. Winterlandschaft von Ch. Webb.
24. Seesturm von A. Achenbach.

Der II. Jahrg. 7—12. Heft enthält:

25. Italienische Landschaft von O. Achenbach.
26. Der kleine Don Quixotte von Th. Hosemann.
27. Amor seine Pfeile schärfend von F. Wieschebrink.
28. Die Apfeldiebe von H. Kauffmann.
29. Der kleine Liebesbote von Th. Hosemann.
30. Abendlandschaft von A. Weber.
31. Die Ueberraschung von C. Hübner.
32. Er liebt mich – liebt mich nicht von B. Vautier.
33. Abendlandschaft von H. Both.
34. Cosacken mit ihrer Beute fliehend v. A. Northen.
35. Markener Fischer Kirchgang von R Jordan.
36. Maskirte Kinder von L. Knaus.
37. Der junge Hirte von A Tidemand.
38. Rheinische Malerkneipe von A. v. Wille.
39. Vorpostens Morgengruss von A. Beck.
40. Der Labetrunk von B. Vautier.
41. Die Wahrsagerin von A. Tidemand.
42. Norwegische Hütte von B. Nordenberg.
43. Italienische Wäscherinnen von L. Des-Coudres.
44. Strandleben von H. Kauffmann.
45. Landschaft von A Michelis
46. Mondschein von H. Mevius.
47. Wasserfall von C. Larson.
48. Badende Kinder von H. Eybe.

Der III. Jahrg. 13—16. Heft enthält:

49. Norwegische Bauernstube von K. C. Zoll.
50. Mondschein von Adloff.
51. Indianer mit Raub von Wimar.
52. Die beiden Freunde von R. Oppenheim.
53. Dolce farniente von B. Vautier.
54. Westphälische Landschaft von A. Weber.
55. Italienische Landschaft von A. Flamm.
56. Der erzürnte Musiklehrer von R. Oppenheim.
57. Eine Pause von W. Wallander.
58. Die Kartenspielerin von R. Oppenheim.
59. Ungarische Hirten von E. Krüger.
60. Aus dem Landleben von L. Beckmann.
61. Die Zigeuner von A. Dieffenbach.
62. Das Mittagsmahl von Kindler.
63. Der schlesische Zecher von Thiele.
64. Unter den Brombeeren von Ch. Schlesinger.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Einzelne Blätter à 20 Sgr.

Die Waffengattungen des preußischen Heeres.

Acht Bilder in Farbendruck. Nach Original-Zeichnungen von EMIL HÜNTEN.

In eleganter Mappe 2 Thlr.

Enthaltend: Artillerie. Cürassier. Dragoner. Husar. Jäger. Infanterie. Ingenieur-Corps. Uhlan.

Jedes Blatt à 10 Sgr.

DÜSSELDORF, Mai 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

VI. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Originale.

Geschichte des Franz Firel.

(Schluß.)

VII. Aus der Ritterschaft.

Als ich wieder in meinen lieben Künstlerkreis eingezogen war und mich bequem eingerichtet hatte, begann ich mit erneuter Lust und Liebe zu Pinsel und Palette zu greifen. Die Verhältnisse, nach denen ich mich im Geheimen längst wieder gesehnt hatte, erschienen mir doppelt reizend nach meiner ziemlich langen Abwesenheit. Der Umgang mit frischen lebenslustigen Genossen bot mir mannigfache Freude und Anregung, und in meinem Atelier vor der Staffelei saß ich mit wahrer Andacht, zumal ich bemerkte, meine Zeit in der Universitätsstadt sei keine verlorene gewesen, denn ich hatte wirklich an Erfahrung und Bildung, die so trefflich auf die Kunstentwicklung wirken, bedeutend gewonnen. Man sagte mir wenigstens allgemein, daß meine Compositionen an Abrundung und meine Gestalten und Köpfe an charakteristischem Ausdruck zugenommen hätten. Glücklicher Weise blieb auch dieses Urtheil bestehen, als ich mit einigen Bildern, welche die lustige Gesellschaft des Ritters John Fallstaff aus dem Shakespeare behandelten, zu Ende gekommen war.

Indeß lange Ruhe sollte ich bei diesen traulichen Beschäftigungen nicht genießen. Der „Scorpion" fing bald wieder an zu kneifen, denn dem Herrn Verleger gingen allmälig meine Arbeiten aus, die zu den beliebtesten gehörten und dem Blatte immer mehr auf die Beine halfen. Ich sträubte mich zwar einige Zeit, aber ich konnte mich vor den Bitten und glänzenden Versprechungen nicht mehr retten. Meine letzte Ausrede ging darauf hinaus, daß ich keinen Stoff mehr habe. Jedoch mit dieser Entschuldigung kam ich nicht durch. Der verlegene Verleger wußte eine Persönlichkeit über die andere, die in der Provinz zu einer komischen Berühmtheit gekommen war, denn in Folge des Blattes kamen ihm allerlei Zuschriften und Mittheilungen zu, wo gute Jagd auf Originale zu machen sei. Nun machten zu jener Zeit besonders die Donquirotterien der ritterbürtigen Ritterschaft in der Provinz viel von sich reden. Dieselben gingen auf nichts anders hinaus, als auf Wiederherstellung der alten adeligen Herrlichkeit in einer Landschaft, wo längst gleiches Recht bestand und wo deshalb alle Standesunterschiede aufgehört hatten. Das war nun freilich eine bedeutende Lockung, nochmals den satyrischen Stift zu ergreifen.

Besonders anziehend wurde mir unter diesen Junkern der Ritterhauptmann geschildert, der sich an die Spitze der adeligen Bewegung gestellt hatte, und den ich unter dem Namen Freiherr Reck von Reckenberg behandelte. Daß dieser Sprosse und Stammvater eines alten Geschlechtes ein Junker war, wie er im Buche stand, daran ließen die vielen Anekdoten, die von ihm umliefen, keinen Zweifel aufkommen. Sehr bezeichnend war es schon, was man sich von einem Bilde in seinem Schlosse erzählte, welches den Beweis für das alte Blut geben sollte. Der Vater Noah führte auf demselben, wie es hieß, einen Vorfahren des Hauses in seine Arche, — unter welches Gethier er bei dieser Gelegenheit rangirte, ist unbekannt geblieben, — damit es der Mitwelt klar werde, daß der Stamm über die Sündfluth hinausreichte. Aus einer spätern Darstellung ergab es sich, daß das edle Geschlecht ebenfalls zur Zeit, wo Christus auf Erden wandelte, in voller Blüthe stand. Dieses Bild zeigte nämlich einen Vorfahren, dem die Mutter Gottes, wie der aus dem Munde derselben flatternde Zettel bekundete, zurief: „Guten Morgen, Herr Vetter! Wie haben Sie geschlafen?" worauf dieser, wie es ebenfalls auf einem gemalten Papiere zu lesen war, antwortete: „Vortrefflich, Frau Base! Schönen Dank für die gnädige Nachfrage!" Daß das Vollblut der Familie viel ächter sei, als dasjenige der herrschenden fürstlichen Familie, darüber hatte sich der jetzt lebende Freiherr oft genug öffentlich ausgesprochen und sich zugleich erboten, den Beweis durch den Stammbaum zu liefern. Nichts destoweniger wollte die böse Welt wissen, daß seine gnädige Frau Mutter in sehr liirten Verhältnissen mit ihrem Kutscher gelebt habe. Jedenfalls aber beruhte dies Gerede auf einer Lüge, wenngleich alte Leute, welche den besagten Pferdebändiger von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, von einer auffallenden Aehnlichkeit desselben mit dem freiherrlichen Nachwuchs munkelten. Der alte Ritterhauptmann hielt indeß immer sehr auf sein Stück: Der Löwe stammt nur vom Löwen, und was nicht adlig war, das nannte der alte Reckenberg „Canaille". Sagte man ihm doch sogar nach, daß er bürgerliche Menschen nicht einmal grüße. Freilich hatte ihm ein Advokat, der ihm vor Zeit Prozesse geführt hatte, und den er einst in der Straße übersah, deshalb einen bösen Possen gespielt. Als nämlich der steife Baron mit hochaufgerichteter Nase an ihm vorbeiging, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu erzeigen, rief der Schalk an den Rand seines Hutes greifend: „Wie ist es, Herr Baron, wollen wir einmal?" Das sollte nämlich heißen: „Wollen wir uns ein-

mal begrüßen?" Worauf der alte Herr so aus dem adligen Contert kam, daß er wirklich einen tiefen Bückling machte. Auch erzählte man, daß er einst seinen jüngsten Sohn weidlich durchgeprügelt, weil der Knabe den Gedanken geäußert habe, Zuckerbäcker zu werden. In der That verdiente die Hinneigung zu einer so unnoblen Passion die rechtschaffenste Strafe.

Diese und andre schöne Sagen hatten den Ruhm des Geschlechtes der Reckenberg durch die ganze Provinz getragen. Viel mehr wußte man aber nicht von ihm, denn nur wenige Leute hatten den adligen Herrn von echtem Schrot und Korn gesehen, weil er die Städte und ihre aufblühende Bürgerbrut eigentlich gründlich verachtete und deshalb lieber auf seiner Burg blieb. Von manchen Leuten hörte man freilich in dieser Beziehung die geistreiche aber unglaubliche Conjectur, daß er meistens auf dem Lande zubringe, weil sein Vermögen bedeutend verschuldet sei. Man behauptete sogar, er pflege die Zugbrücke aufzuziehen, wenn Gläubiger aus der Ferne nahten, oder, wenn dieselben schon in Haus und Hof eingedrungen wären, so lasse er die Jagdhunde auf sie los. Jedenfalls beruhte das aber auch auf einem Mißverständnisse. Es war nämlich schon längst Sitte der hochgebornen Herrn, sich aus dem Stadtleben zurückzuziehen, weil es inmitten der Krämer und Proletarier, so wie besonders der Gelehrten und Künstler an der wahren Weihe der Bildung fehlte, die zwischen den Kohlfeldern und Bohnen sicher besser und reiner bewahrt werden konnte.

Wie gesagt war die Zeit gekommen, wo die Ritterschaft ihre gemeinsamen Interessen wahrnahm. Jedermann weiß aber, daß dazu Versammlungen nöthig sind, und diese Versammlungen werden offenbar immer in den Städten gehalten, weil sich in ihnen am besten und feinsten lebt. So ging nun auch jetzt das Gerücht, daß eine solche Zusammenkunft in der Hauptstadt stattfinden sollte, weil diese als Sitz des regierenden Fürsten, die ungestörteste Sicherheit und überdies die Gelegenheit an die Hand gab, der Regierung alle möglichen Bitten und Wünsche vorzulegen. Von dem Diner, das bei dieser festlichen Vereinigung stattfinden sollte, war im ganzen Lande die Rede. Das Couvert war auf zwei Friedrichsd'or veranschlagt und der Wirth mußte — es war mitten im Winter — für hundert Thaler Spargel und für dreihundert Thaler Hahnenkämme, eine Unmasse Straßburger Leberpasteten, Austern, Hummer und besonders für ächte Schildkrötensuppe sorgen, ohne aber die entschiedene Sicherheit zu haben, von allen Recken von Reckenberg bezahlt zu werden. Und dieses Fest nun war es, dem der „Scorpion" seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken gedachte.

Was war da zu thun? Wollen oder nicht wollen, ich mußte mich bequemen als bildnerischer Berichterstatter nach der Residenz zu reisen. Mein Herr Verleger ließ mir nicht eher Ruhe, bis er mich selbst auf der Eisenbahn an Ort und Stelle gebracht hatte. Zugleich bestach er die Kellner und Hausknechte des Gasthofes, die auch ihr Wort darauf gaben, meiner Beobachtung jeden möglichen Vorschub zu leisten. Unter diesen Vorbereitungen kam die ritterbürtige Ritterschaft von ihren Landsitzen angefahren. In der That, es waren wunderliche Gestalten die in ihren Korbwagen durch alle Thore der Stadt einzogen. Ich fand keinen Gedanken von jener geträumten Pracht, die man so gern an die Höfe absoluter Fürsten versetzt, und von jenen Personen die sich durch Kleidung, Sitte und Sprache vor den andern gemeinen Sterblichen auszeichnen. Die ruppigen Leute sahen eher aus wie die Heckenreiter, denen man auf der Landstraße aus dem Wege geht. Unter den letztern war der Ritterhauptmann, der mit seinen sieben borstigen Söhnen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Als die Cohorte auf Char à bancs und auf knochigen Rossen durch die Straßen zog, liefen die Leute zusammen, und die Hunde fingen an zu bellen. Man hätte meinen sollen, die Kosaken wären gekommen oder es wäre ein großes Unglück passirt. In der That hatte der alte Ritterhauptmann, der die Rosse wie ein veritabler Kutscher führte, mit seinen Söhnen in den verrutschten und abgeschabten Sämmtlingen das Ansehen, daß der Wirth gewiß Fenster und Thüren geschlossen hätte, wenn ihm nicht bekannt gewesen wäre, wer denn eigentlich heranrücke.

Ich fand nun Gelegenheit den Verhandlungen der Ritterschaft, die sie beim Essen und Trinken und nebenbei beim Disputiren pflegte, auf einer verborgenen Gallerie beizuwohnen. Hier war es, wo ich zuerst die Wunderthaten adliger Kinnbackenmühlenwerke und die Bodenlosigkeit vornehmer Schlünde zu beobachten Gelegenheit hatte, und erstaunen mußte über die Vertilgungskraft solcher vollblutigen Gestalten in Bezug auf Speise und Trank. Hier war es, wo ich die ingeniosen Gedanken der edlen Freiherrn, die hinter Zugbrücke und Mauern ersonnen worden waren, bewundern konnte. Es traten in der That erhabene Ideen an's Licht, die uns, wenn sie zu Stande kämen, nothwendig die ganze mittelalterlicher Pracht und Herrlichkeit über den Hals bringen mußten. Die Hauptsache bildete natürlich die Stiftungen von Majoraten und Fideikommissen, an welche sich selbstverständlich die Restituirung der Nonnenklöster für alte hochgeborne Jungfrauen, denen es unter allen Bedingungen versagt war, einen bürgerlichen Mann zu nehmen, und die neue Begründung der geistlichen Ritterorden knüpften, in welchem ebensowohl wie im Heere die jüngern Söhne Aufnahme finden würden. Eine andre Hauptaufgabe des Vereins bestand in der Errichtung einer Ritterakademie, wo die jüngsten Junker die Ruthe auf eine andere Weise bekommen, wie in den Schulen der Bürgerkinder, und wo besonders das Ritterbuch und die Genealogie gelehrt werden sollten. War dieses nun auch eigentlich des Pudels Kern, so kamen doch

noch allerlei Dinge auf's Tapet, die des Pudels Schale bildeten. Die Aeußerlichkeiten durften nämlich nicht unberücksichtigt bleiben. Zunächst war vom künftigen Schloßbau und seinem Style die Rede. In Betreff der Lage einigte man sich darüber, daß es in Zukunft nöthig sein werde, die Burgen wieder auf hohen Bergen aufzuführen und sie in der Ebene wenigstens mit weiten Gräben zu umgeben, wenn die Aerzte dies auch wegen der kalten Fieber abrathen sollten. Auf diese Weise würde man jedenfalls von dem übrigen Pöbel abgeschnitten. In Betreff des Styls kam man überein, daß der gothische vorzugsweise der Sinnesart des Adels entsprechen würde, weil er symbolisch mit tausend Spitzen in die Höhe strebe. Ueber die Einführung metallener Bekleidungen durch Helme, Panzer und Schienen, behielt man sich einen Beschluß vor; den betreffenden Eltern wurde aber schon jetzt der Rath ertheilt, die kleinen Söhnlein an die schwersten Stoffe zu gewöhnen, damit nachher das Eisen nicht zu schwer auf die Rippen drücke. Ueber die Wiedereinführung der Turniere wurde ebenfalls verhandelt, aber man wußte die Sache noch nicht recht anzufassen, weil Keiner in den alten Sitten und Gebräuchen Bescheid geben konnte. Dagegen wurde die Veredlung der Pferde zu einer ernsthaften Diskussion erhoben. Daß auf diesem Felde viel zu thun sei, darüber waren alle einig. Nur fürchtete man sich vor constitutionellen Einflüssen, wenn man die neuen Racen aus England, und vor heidnischen Ansteckungen, wenn man die Thiere aus Arabien, wo bekanntlich die besten Rosse gedeihen, kommen ließe, da man mit Recht behauptete, das christlich germanische Princip müsse überall bei den Bestrebungen der Ritterschaft an der Spitze stehen. In gleicher Weise dachte man über die Veredlung der Hunde und des Wildes, das zur Jagd gehörte. Als einer die Rede darauf brachte, daß es in Amerika schöne Exemplare gebe, die der europäischen Fortpflanzung werth wären, gerieth der Baron von Reckenberg in einen weidlichen Zorn, daß man Thiere empfehlen könne, die in einer Republik das Tageslicht erblickt hätten. Zuletzt wurde die Frage der Gesellschaft erörtert und der Antrag gestellt, man solle in Zukunft besonders darauf bedacht sein, nur Leute mit sechszehn Ahnen einzuladen, was natürlich einstimmig angenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit nahm man auch einen jungen Mann ins Gebet, der vor Kurzem auf einem Stadtballe gewesen und dort mit bürgerlichen Damen getanzt hatte.

So regnete es vor mir von Don-Quirotterien aus den Sprachorganen der vollblütigen Gesellschaft. Natürlich fehlte es nicht an mannichfachen Stoff für einen modernen Ritter von der traurigen Gestalt. Ich kam zu dem Resultate, daß die Charaktere, wie Cervantes ihn in seinem Herrn von la Mancha hingestellt hat, auch heut zu Tage noch nicht ausgestorben sind und begann darauf hin eine Reihe von Zeichnungen, in denen ich meine Erlebnisse und Erfahrungen in der Versammlung der ritterbürtigen Ritterschaft auf möglichst anschauliche und ergötzliche Art niederzulegen suchte, um damit nächstens den „Scorpion" zu beglücken.

VIII. Von der Börse.

Da ich mich nun in der Residenz befand, so nahm ich die Gelegenheit wahr, auch einmal die Börse zu besuchen. Zugleich unterließ ich es freilich nicht, mir die Kunstwerke anzusehen und Herz und Geist daran zu erquicken. Meine ganze Natur aber drängte mich eben so sehr zu den Menschen. Daß ich mir also die Betrachtung eines Ortes nicht entgehen ließ, dessen ganze Erscheinung mir neu war, und der mir mannigfache charakteristische Studien zu versprechen schien, lag auf der Hand. Als ich die ritterbürtige Ritterschaft belauscht hatte, die davon träumte, die Welt noch einmal durch die Kraft des Blutes zu regieren, wollte ich auch die Kaufleute studieren, die ein anderes Motto führen und auf die Tische klopfen und rufen: Geld regiert die Welt! Wer Recht hat, das wird die Zukunft entscheiden, die hoffentlich einmal wahre Menschlichkeit lehrt und als Gesetz feststellt. Die Liebe kann Alles! Vorläufig waren aber noch verschiedene Richtungen da. Was ist, das ist vernünftig, sagt Hegel. Und wenn mir die Leute auch noch so unvernünftig vorkamen, so wollte ich sie doch zu meinem eigenen Nutz und Frommen näher ansehen.

Mit dem Glockenschlage war ich an dem Tage, den ich mir zu diesem Besuch gestellt hatte, an Ort und Stelle, die ich nicht beschreiben will, weil eine Börse doch im Ganzen aussieht, wie die andere. Da gab es denn freilich allerlei seltsame Gestalten, dicke und dünne, gesunde und ungesunde, schweigsame und plaudernde, junge und alte, schleichende und großhansige, muthige und furchtsame, die meisten aber doch immer ein wenig hämorrhoidalisch vergelbt von einer leisen Leberfarbe, wie es neben vielem Sitzen auch wohl gut Essen und Trinken mit sich bringt. Viel mehr aber als auf alle andere war ich natürlicher Weise gespannt auf den Herrn Baron Abraham von Frankfurter, der zwar nicht zur ritterbürtigen Ritterschaft gehörte und auch keine besonders nobeln Passionen hatte, dafür aber so viel Geld in seinen Kisten und Kasten besaß, daß er nicht allein die gesammten Rittergüter der hochgebornen Herrn, sondern das ganze gelobte Land, aus dem er abstammte, hätte kaufen können. Das war denn auch wohl die Ursache seines neugebackenen Adels, obgleich er mit Recht seinen Stammbaum bis Jahrhunderte vor Christus hinaufführen konnte, wo einst der König David vielleicht sein leiblicher Vetter war. Man nannte ihn deshalb auch nicht allein König der Juden, sondern den Juden der Könige, weil diese hohen Herrn nicht selten in ihren verschiedenartigen Geldverlegenheiten bei ihm anklopfen mußten. Zum Lohn dafür besaß er denn

auch wohl alle jene Orden, welche bei festlichen Gelegenheiten seine Brust schmückten, und unter denen sich sogar, wie man behauptete, das Erlöserkreuz befand, das er vom heiligen Vater erhalten haben sollte, wohl weniger aus dem Grunde, weil er an die Erlösung glaubte, als weil er vielleicht der römischen Curie mit einer Anleihe Erlösung gebracht hatte. Man sagte ihm nach, er habe alle Weltgeschicke in der Hand, denn als seine Frau einmal weinend mit der Zeitung in der Hand zu ihm kam und lamentirte: „Es giebt Krieg, es giebt Krieg!" sagte er ganz trocken: „Es giebt keinen Krieg, denn ich gebe kein Geld dazu." Immerhin mochte dies Ereigniß zu den Erfindungen der bösen Welt gehören, so viel war indeß wahr, daß die Gesandten, welche am Hofe accreditirt waren, dem reichen Baron ebenso tiefe Bücklinge machten wie dem regierenden Fürsten, wobei es zweifelhaft blieb, ob diese Höflichkeitsbezeugungen nach diplomatischen Vorschriften geschahen oder ob man sich mit denselben für die ausgezeichneten Diners des Banquiers bedankte.

Nach einiger Zeit kam endlich der großmächtige Beherrscher der Börse. Aber wie sah ich mich in meinen Erwartungen getäuscht! Statt eines selbstbewußten repräsentirenden Mannes, vor den alle Welt Front machte, fand ich einen kleinen winzigen Greis von ziemlich vernachläßigtem, fast schäbigem Ansehen. Er schlich mehr wie er ging, und als einziges Anzeichen seiner Stellung hatte er seinen alten Hut mit einer gewissen Anmaßung im Nacken sitzen und die Hände in der Tasche, als wolle er gleichsam damit andeuten, daß er doch eigentlich alle Welt drin habe. Auch blitzte zuweilen ein Zug über sein Gesicht, der zu sagen schien: ich bin doch der schlaueste und folglich der reichste von euch. Von allen Seiten begrüßt und dennoch ziemlich theilnahmlos wiedergrüßend gelangte er zu seiner tagtäglichen Stelle, die sich an einer Säule des weiten Raumes befand. Hier drängte sich alles mit Kratzfüßen und Bücklingen an ihn. Man redete zu ihm ohne daß er grade antwortete. Seine Entscheidungen schienen aber trotz aller Kürze gewichtig und inhaltsvoll. Er machte in großer Schnelligkeit manche fröhliche und manche traurige Gesichter und entfernte sich nach einer bestimmten Frist ebenso wie er gekommen war.

Als er fortgegangen suchte mich der Verleger des „Scorpions" auf und sagte mir, daß er Mittel und Wege gefunden hätte, um mich bei dem Geldkönig einzuführen. Ich sollte ihm unter dem Vorwande, sein Portrait zu malen, vorgestellt werden, und später natürlich noch immer die Wahl haben, ob ich den Auftrag annehmen oder verweigern wolle. Da mich eine solche Begegnung interessirte, so ging ich mit Vergnügen darauf ein und wurde schon am folgenden Morgen von einem Kunsthändler der Stadt, mit welchem der Banquier in Verbindung stand, in die Villa des jüdischen Krösus gebracht, die in einem herrlichen Garten vor der Stadt lag und sich nicht allein durch ihre reizende Bauart, sondern auch durch die allerprächtigste Einrichtung auszeichnete. Wir wurden dort in ein kostbares Zimmer eingeführt und bald nachher von dem Besitzer begrüßt.

Der Zufall wollte es, daß ich grade eine rothe Blume im Knopfloch trug, wie ich es denn überhaupt liebe, im Frühling und Sommer solch ein Zeichen der erwachten Natur an meine Brust zu heften. Der reiche Herr, der mit seinen blödsichtigen Augen nicht genau zu sehen schien, vielleicht auch kaum einen Unterschied zwischen einer Blüthe und einer Schleife zu machen wußte, witterte offenbar einen Orden und nannte mich zu meiner großen Verwunderung „Herr Ritter", was ich mir auch gerne gefallen ließ, weil dieser Irrthum mir unter den gegenwärtigen Umständen zu gut kam, und mich in der Achtung des Börsenbeherrschers steigen ließ. Zunächst nun hatte ich die Feuerprobe zu bestehen, welcher wahrscheinlich kein Künstler, der dieses Haus betrat, entgehen kann. Ich mußte nämlich das Album sehen, das auswendig noch viel schöner war, als inwendig, und viele berühmte Namen, aber wenig gute Zeichnungen enthielt. Uebrigens wurde hier auch wenig auf den Kunstwerth gegeben. So oft das Blatt sich wendete, sagte der Baron, ohne hinzublicken, das ist von dem Maler so und so und kostet so und so viel Friedrichsd'ors, und als er einmal bei Seite treten mußte, um eine Botschaft entgegen zu nehmen, wurde er durch seinen kleinen Enkel ersetzt, der in der unverkennbaren Mundart, die den Kindern Israels eigen ist, die Preise herschnarrte. Als er zurückkam, betrachteten wir grade ein Blättchen von Horace Vernet. „Hat mich zehntausend Francs gekostet, blankes klingendes Geld. Wie unverschämt, meine Herren! Meine Tochter hat's bestellt! Ich wollte den Preis nicht bezahlen, aber der Maler behauptete: daran hab ich vierzig Jahre gearbeitet. Wie so, sag' ich, vierzig Jahr. Ja, sagt Herr Vernet, ich hab vierzig Jahr studieren müssen, eh ich das machen konnte!" Wir lachten über die Geschichte, die er theilweise in Scherz verdrehte, die aber auch die ernste Wirkung hatte, daß er mit den Händen in die Tasche griff, um dort seine Börse festzuhalten.

Nach der Schau des Albums gingen wir in den Garten, in welchem mich der Baron auf die Schönheiten des Landhauses und der Anlagen aufmerksam machen wollte. Ich bewunderte den anmuthigen Styl, in dem das Gebäude aufgeführt war. „Kostet mich fünfmalhunderttausend Thaler diese ganze Anlage," sagte der reiche Mann wiederum mit jenem seltsamen Griff in die Tasche. Und dann erzählte er aus welchen Ländern der Marmor gekommen und aus welchen Ateliers die Ornamente und Statuen hervorgegangen wären, indem er zugleich nie vergaß den Preis der besprochenen Sachen anzugeben. So ging es von einem zum andern, aber der alte Herr hatte dabei stets eine Hast, daß man sich nicht einmal an den hübschen Kunstwerken mit Genuß erfreuen konnte, es war ihm im Gegentheil viel mehr darum zu thun, von den Summen,

die er dafür ausgegeben, zu reden. Unter diesem Hin- und Herreden sprach ich meine Verwunderung darüber aus, daß das Haus nach der Straßenseite keinen Balkon besitze. „Ei was," rief er darauf mit schlauer Miene aus. „Meine Frau würde dann stets dort sitzen und mir die ganze Fronte verderben!" Da Jedermann wußte, daß die Baronin ein Muster von Häßlichkeit war, so erschien diese Bemerkung sehr richtig, und wir platzten gehörig darüber los, was der lobenswerthe Ehemann auch mit dem besten Humor entgegennahm.

Die Fortsetzungen unserer Gespräche behielten so ziemlich denselben Charakter bei. In den Anlagen und Gewächshäusern mußte uns der Gärtner als Adjudant des Barons begleiten und uns die seltnen Pflanzen und Bäume mit fortwährender Angabe des Preises zeigen. Wußte der alte Herr, der übrigens ein wunderbares Zahlengedächtniß besaß, zufälliger Weise nicht, wie hoch dieses oder jenes Exemplar einer Palme oder einer Camelie bezahlt worden war, so fügte der Gärtner richtig hinzu: Kostet dem Herrn Baron so und so viel Thaler. Auch bei dieser Gelegenheit brachte übrigens der alte Schlaukopf wieder eine Anekdote an, die er wahrscheinlich wie die obige jedem Gaste wieder erzählte. „Neulich," sagte er, „hat mich auch ein Fürst hier besucht und Dinge gesehen, die er sich selbst nicht kaufen kann. Hier in dem Garten hat er gesagt: Das ist ja ein wahres Paradies! Jawohl, antwortete ich, Durchlaucht; ich habe hier alle Bäume. Da fragt er: Herr Baron, haben Sie denn auch den Purzelbaum? und denkt, er habe mir eins versetzt und ich wüßte nicht, wo er hinaus wollte. Aber ich fasse mich und sag': Wenn Sie in Ihrem Lande einmal einen schlagen, bitt' ich mir einen Ableger aus!" Einen ähnlichen Witz machte er vor einem kleinen Hause, in welchem verschiedene Vögel und unter anderm auch ein Adler aufbewahrt wurde. „Sehn Sie, meine Herren, daß ist ein Adler, aber ein Preußischer, denn er hat nur einen Kopf; hätte er deren zwei, so wäre es ein österreichischer.

So kamen wir endlich an das Ende des reizenden und überaus reinlich gehaltenen Parks, der dort an einen Weg stieß, welcher sich weiter zwischen Gärten hinzog. Hier waren Arbeiter damit beschäftigt ein neues kleines Thor in die Mauer zu fügen. Der Baron musterte das Werk, indem er außer der Brille noch eine scharfe Lorgnette zu Rathe zog und sah, daß die Thür nach unten hin nicht völlig den Boden erreichte. „Mein Gott," rief er aus, „was soll das werden? Die Stäbe da unten sind ja viel zu kurz. Da kann ja leicht, wenn ich hier vorübergehe, ein Hund hereinlaufen, und mich in die Beine beißen. So ist man ja nicht sicher in seinem Eigenthum!" Die Wuth des reichen Barons, der hier allerdings an den Tag legte, daß er die echt adlige Eigenschaft des Muthes nicht in zu hohem Maaße besaß, war äußerst komisch. Die Antwort der Arbeiter, welche ihm sagten, daß das Terrain durch einen Stein erhöht werden sollte, konnte ihn kaum beruhigen, so sir war bei ihm der Gedanke geworden, daß ihm an dieser Stelle ein Köter an die dürre Wade fahren könne.

Unsere Wanderung sollte mit einer überraschenden Aussicht schließen, die inmitten der Gärten dadurch erreicht worden war, daß man einen ziemlich hohen künstlichen Hügel durch Anhäufung von Erdreich und Felsen gebaut hatte. „Auf den Bergen ist Freiheit!" rief der Baron und keuchte mit seiner ziemlich astmathischen Brust in die Höhe. In der That hatte man oben einen Blick, den man nicht erwartete, denn das ganze schöne Gebirg lag mit einem Male vor unsern Augen.

„Sehen Sie, dieser Berg kostet mir fünftausend Thaler! Aber wie schön ist er dafür? Jedoch was ist das?" unterbrach er sich plötzlich, während er die sämmtlichen Sehorgane anwendete. „Was ist das Gärtner?" rief er und deutete auf einen Nachbargarten, der ganz und gar aufgewühlt wurde. Der Angeredete schwieg verlegen, aber der alte Herr wurde nur desto heftiger in seinen Anfragen. Nun sagte endlich der Gärtner: „Wenn Sie es durchaus wissen wollen, Herr Baron, es wird ein Kirchhof." „Ein Kirchhof!" stammelte der geängstigte Geldkönig. „Warum hat man mir das nicht längst gesagt?" — „Nun," entschuldigte der Gärtner, „wir sind mit der Bedingung gemiethet, nie das Wort Kirchhof in Ihrer Gegenwart auszusprechen." — „Freilich," rief der Herr dem Knecht mit dem äußersten Unwillen zu, „darauf hin seid ihr gemiethet, aber ihr sollt mir doch sagen, wenn man einen Kirchhof neben meinen Park legt. Ich kann das Wort Kirchhof nicht leiden, aber das Ding neben meinem Besitzthum noch weniger. Lauf, lauf! Ich will den Platz kaufen zu jedem Preis! Im Sommer könnt' ich ja hier nicht ruhig schlafen, hab' ich doch ohnehin selten Ruhe. Und nun noch ein Kirchhof, der mich alle Tage an den Tod erinnerte! Hab' ich drum all das Geld? Lauf, lauf!" Der Baron befand sich wirklich in der größten Aufregung und sprach seine Todesfurcht in den verschiedensten Declamationen aus, die sämmtlich Variationen desselben Themas waren. — Selbst als der Gärtner längst fort war, äußerte er noch fortwährend sein Entsetzen. Nur mein Vorschlag schien ihn einigermaßen zu beruhigen, daß er ja im schlimmsten Falle eine große Mauer nach der Gegend aufführen und auf dieselbe das Bild der Landschaft, die man vom Hügel aus sehe, malen lassen könne. Wir sagten ihm, daß dadurch freilich sein Garten an Natur verliere, aber an Kunst gewinne. War ihm dies auch vollkommen einleuchtend, so meinte er doch ganz richtig, daß er alsdann den Hügel, in dem fünftausend Thaler Arbeit steckten, nicht nöthig gehabt hätte. Auch wollten ihm die neuen Kosten der Mauer mit der Malerei nicht recht in den Kopf, denn er machte wieder den bedenklichen Griff in die Tasche.

Unter diesen Gesprächen erreichten wir das Haus, wo uns ein üppiges Frühstück erwartete, von

dem der Kunsthändler behauptete, daß meine vermeintliche Ritterschaft es veranlaßt hätte. Feine Süd- und Ungarweine, von denen wir wiederum richtig den Preis erfuhren, und sonstige Leckereien erfrischten uns nach dem Gange durch den Park. Zwischenher erhielt der alte Herr manche Depesche, die er ungenirt las, indem er bald zur Seite trat und bald wieder zu uns kam, um einige Worte zu wechseln. Endlich sollte denn auch die Rede auf das Portrait kommen, das bis jetzt mit keiner Silbe erwähnt worden war. Ich hatte mich aber vollkommen auf diese Frage gerüstet. Den alten häßlichen Juden zu malen, empfand ich keine Lust, es sei denn, daß er mir einen ungeheuren Preis bezahlen wollte, für welchen Fall ich mich entschloß, dem Teufel eine Kerze anzuzünden. „Nun, Herr Ritter," rief er endlich aus. „Zu den Geschäften! Sie sind auch Porträtmaler! Wollten Sie mich wohl abconterfeien? Aber es muß sein mit allen meinen Orden! Was ist der Preis?" Ohne mich zu bedenken, antwortete ich: „Mit den Orden kostet es hundert Friedrichsd'or!" Das bewirkte aber, daß er sichtbar zusammenschüttelte und wiederum in die Tasche griff. „Hundert Friedrichsd'or, das ist stark! Hier in der Residenz giebt es Maler, die es für zehn Thaler thun! Gehn Sie nicht herunter?" Ich sagte, daß ich stets so viel forderte und daß ich es durchaus nicht nöthig habe. Dies Wort wirkte! Der Respect des alten Geldherrn stieg gewaltig. Er meinte nun, daß er sich die Sache bedenken werde und fragte noch: wie lange er sitzen müsse und ob er sitzen könne, wenn es ihm bequem wäre. Auf eine solche unverschämte Frage lautete meine Antwort noch unverschämter. Ganz kalt erwiderte ich, daß gar keine Rede davon sein könne, hier in der Residenz die Arbeit zu beginnen. Wollte er von mir gemalt sein, so müsse er in die Künstlerstadt hinüberkommen. Die größte Höflichkeit hätte keinen bessern Effect hervorbringen können. Der vermeintliche Ritter wuchs mit jedem Augenblick vor dem Banquier, der in dieser Weise ja kaum von einem Souverain behandelt worden war und in Folge meines Bewußtseins ganz wortkarg und kleinmüthig wurde.

So kam die Stunde, wo der Baron freilich in höchst unadlicher Weise die Börse besuchen mußte. Ein brillanter Wagen rollte vor die Thüre und der Kunsthändler, so wie meine Wenigkeit wurde eingeladen mit in die Stadt zu fahren. Aber auch dieses Mal konnte der reiche Mann es nicht über das Herz bringen uns die Pariser Fabrik und den Preis der kostbaren Carosse zu nennen und uns noch besonders darauf aufmerksam zu machen, wie weich es sich auf diesen Polstern sitze. Nach einer Weile nahmen wir Abschied. Der Baron sagte mir noch einmal, daß er die Angelegenheit mit dem Portrait bedenken wolle, zugleich aber griff er in höchst verdächtiger Weise wiederum in die Tasche, wodurch mir die Sache zu meiner Freude sehr zweifelhaft wurde. Jedenfalls hatte ich indeß eine angenehme Bekanntschaft gemacht, die ein neues Epos von Zerrbildern nach sich ziehen mußte.

IX. Von der Tribüne und Kanzel.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sowohl die Carikaturen, die ich der ritterbürtigen Ritterschaft so wie der Geldaristokratie widmete, ihren unbestrittenen Beifall erhielten. In beiden Arbeiten waren beliebte Zeitthemas angeschlagen worden und da ich dieselben mit Eigenthümlichkeit, und ich kann auch wohl sagen nicht ohne Geist behandelt hatte, so machten sie ein ganz ungewöhnliches Aufsehen. Nichts destoweniger war ich der Sache satt geworden. Was ich als einen lustigen Zeitvertreib und als eine vorübergehende Spielerei angesehen hatte, das wurde überall ganz ernst genommen. Obgleich ich mir bewußt war, daß ich recht tüchtige Bilder ans Tageslicht gefördert hatte, so sprachen die Leute von diesen weniger, als von meinen schlechten Witzen. Freilich ist der Scandal immer viel beliebter und macht deshalb auch mehr von sich reden, wie die edeln feinen Bestrebungen. Ist das immer der Sinn der Welt gewesen, so wollte ich denselben doch nicht zu meiner Ueberzeugung machen. Grade im Gegensatz zu einer solchen Auffassung der Dinge fing ich an, die verlorene Zeit zu beklagen und über mich selbst zu erröthen. Ja ich stand im Begriff diesen Bestrebungen für immer ein Lebewohl zu sagen.

Und so hatte ich mich denn auch nach meiner Rückkehr in die Künstlerstadt mit regem Fleiße hinter meine Arbeiten gesetzt mit dem Entschlusse, mich nicht so leicht wieder davon abbringen zu lassen, als ich von ungefähr vernahm, daß die Pietisten des Ortes und seiner Umgebung bei ihren Zusammenkünften die furchtbarsten Ausfälle auf die Unsittlichkeit des Scorpions und besonders seines fleißigsten Mitarbeiters, der Niemand anders war, wie ich selbst, machten. So sehr ich nun die Absicht hatte, mich gänzlich von dem Blatte zurückzuziehen, so reizte dieser Umstand doch noch einmal die Fahne der Satyre aufzupflanzen. Vor solchen Duckmäusern wollte und konnte ich nicht die Segel streichen. So ging es denn auf's Neue hinaus auf das Schlachtfeld.

Natürlich war es mein erstes Geschäft, daß ich Nachrichten über den Thatbestand sammelte. Und da hörte ich denn, daß sich besonders die bekannten Mucker der Stadt ein Geschäft daraus machten, mich geheim und öffentlich zu verlästern und zu verdächtigen. Was ich zuerst als ein Spiel leichter Laune und später als ein ernsthaftes Besserungsmittel für manche Personen und Zustände angesehen hatte, das wurde als eine Ausgeburt der Hölle und als Eingebungen des leibhaftigen Satans verschrieen. Vielleicht hatten meine Verläumder nur die Angst, daß sie auch nächstens an die Reihe kommen würden, und donnerten in diesem Vorgefühle schon auf

mich los, um für den Fall, daß der Blitz träfe, sagen zu können: „Da seht ihr den Verruchten, den Besessenen, den Verlorenen, dessen schamlose Verhöhnungen wir vorausgesehen haben!“ In dieser Beziehung irrten sie sich freilich nicht, aber den Donnerkeil hatten sie doch selbst über ihre Häupter beschworen, diese saubern Christen, welche da waren der Candidat Schiefbuckel, der Rentner Garaus und der Sanitätsrath Trüffeldei, die alle auf ihre eigenthümliche Weise Gift und Feuer über mich spieen. Unglücklicher Weise für sie bedurfte es nur einer geringen gesunden Beobachtung, um zu merken, daß hier nicht alles stimmte, und daß diese Herren zu den Leuten gehörten, welche den Splitter im Auge des Nächsten, aber nicht den Balken im eignen Auge sehen.

Jeder hatte dabei sein Bereich. Der Sanitätsrath war wegen seinen religiösen Ueberzeugungen zu denen nicht jeder Arzt gelangen kann, besonders protegirt worden und hatte sich auf diese Weise die Kundschaft in einer großen Anzahl von frommen Familien im guten und schlechten Sinne erworben. Wer den Mann von Angesicht zu Angesicht sah, der hätte schwerlich den Mucker aus ihm herausgewittert. Man konnte nicht leicht einen wohlgenährteren Leib finden. Seine Statur blieb hinter der mittleren Größe der gewöhnlichen Menschenkinder zurück. Am bedeutendsten entwickelt war jedenfalls der Bauch, der wie ein kleiner Chimborasso hervorragte und sicherlich die Schuld war, daß der kleine Herr seine Beine seit langen Jahren nicht erblickt hatte. Die letztern waren denn auch unverhältnißmäßig dünn, aber stramm und fest einherschreitend. Ebenso eigenthümlich verhielt sich das kleine runde Köpfchen mit dem rothen freundlichen Gesichtchen, das unendlich beweglich mit dem kurzen Halse aus den breiten Schultern hervorragte und fast den Eindruck machte, als wäre es das Haupt einer Schildkröte. Fiel auf diese Weise die Gestalt schon Jedem auf, der dem Manne auf der Straße begegnete, so war dies noch mehr der Fall durch die flinke Schnelligkeit, mit welcher er die lebendigen krallen Augen umherschweifen ließ und durch die wunderbar tiefe Art, mit der er seinen Hut beim Grüßen im weiten Halbkreis bis zum Boden schwenkte, so daß man ihm nachrechnen konnte, er ruinire jährlich sechs Kopfbedeckungen. Kurz der ganze Sanitätsrath machte den recht behaglichen Eindruck eines nach Wohlleben aussehenden Weltkindes.

In der That täuschte diese Annahme nicht, denn wie sehr er auch auf dem Herrn zu vertrauen vorgab, so wollten doch viele gute Beobachter behaupten, der eigentliche Gott des Doktors sei nichts mehr und nichts weniger als — sein Bauch. — Diesem zu lieb wende er alle Mittel auf, um eine recht ausgedehnte Praxis zu erlangen und diesem zu lieb spiele er auch den gottesfürchtigen Mann. Man meinte das regsame Umwenden des kleinen Köpfchens, das fire Hin- und Herirren der lebendigen Aeuglein, das tiefe Grüßen und das unermüdliche Laufen geschehe im Dienste seiner Verdauungsorgane. Glaubwürdige Leute versicherten sogar, daß er in den Häusern der reichen Leute nie eine Krankenvisite mache, ohne zugleich einen Besuch in der Küche abzustatten, um unter dem Vorwande, den Küchenzettel für die Patienten zu machen, die Gerichte zu sondiren und davon in so reichem Maaße zu genießen, daß ein solches improvisirtes Frühstück immer für eine kräftige Mahlzeit gelten konnte. In dieser Beziehung schrieb man ihm einen äußerst feinen Geruch und ein vortreffliches Gedächtniß zu. Seine Lieblingsspeisen roch er oft im Vorübergehen auf der Straße, oder er erinnerte sich ihrer auch wenn sie stabil in der bestimmten Küche zubereitet wurden. War dies aber der Fall, so trat er sicher in das Haus, wenn es auch nur unter dem Vorwande geschah, um zu sagen, daß er ein Kind der Familie auf der Straße gesehen und ihm an der Nase abgemerkt habe, daß es an Würmern leide. So sehr er sich nun auch bei seinen Gängen sättigte, denn er pflegte den ganzen Morgen über an den geeigneten Orten den Köchen und Köchinnen, seinen geliebten Freunden ein Compliment zu machen, so versäumte er die Gastronomie doch auch im eigenen Hause nicht. Neben den Kirchhöfen düngte er nämlich vorzugsweise die Mistbeete, in denen er die feinsten Spargel, Radieschen, Melonen und ähnliche Dinge pflanzte, die übrigens seine geizige Frau oft hinter dem Rücken für theures Geld verkaufte, worüber er denn oft ganz und gar in Verzweiflung kam. In dieser Weise spielte ihm seine Gemahlin, wie es hieß manchen Streich. So hatte er einmal eine Straßburger Leberpastete gekauft und sie an sein Haus geschickt mit dem Bemerken, daß ein dankbarer Patient der Geber sei. Als er zu Tisch kam, sah und hörte er nichts davon und war endlich genöthigt die Gattin zu fragen. Da hieß es denn, die Pastete sei wirklich angekommen, aber sie sei auch bereits wieder verkauft; denn solche Leckereien paßten nicht in die Küche eines Arztes. Der Doktor fragte, was sie denn dafür erhalten habe, hörte nur von dem halben Preis, den er gegeben hatte, und mußte überdies seinen Zorn verbeißen.

Man sagt sonst: Dicke Leute, gute Leute! In diesem Falle war aber das Sprüchwort nicht ganz anwendbar. Freilich macht der Hunger böse, wie man es von den Raubthieren weiß, und dies mag auch die Ursache gewesen sein, daß der Sanitätsrath nicht immer gutmüthig war, denn es gab keinen hungrigern Menschen auf dem ganzen Erdboden. In solchen Anfällen von Eßlust nahm er alles zwischen die Zähne, sogar die Leute. Und so ist es denn auch gekommen, daß ich ihm zwischen dieselben gerieth. Mit Literatur befaßte er sich grade nicht besonders, aber auf den „Scorpion“ war die Rede in den Conventikeln gekommen und er hatte als aktives Mitglied den Auftrag bekommen, sowohl das Blatt wie auch den Mitarbeiter in den Stuben und Küchen als einen schändlichen gott- und weltverspottenden Buben herumzutragen, was er denn auch pflichtmäßig that, indem er die sonst so irren Augen zum Himmel schlug und eine Jeremiade

über die Verworfenheit der jetzigen Welt anstimmte.

Der Rentner Garaus sprach seine gerechte Entrüstung mehr auf der Tribüne aus, denn er war Mitglied von allen religiösen und reaktionären Vereinen und fand, obgleich er entsetzlich stotterte, eine große Befriedigung darin, möglichst lange Reden zu halten, die wenn sie auch gräßlich alltäglich und langweilig waren, doch von seinen Meinungsgenossen mit großem Applaus aufgenommen wurden, weshalb sich denn auch in seinem ziemlich schwachen Haupte der Gedanke festsetzte, er sei wirklich ein Stück Demosthenes, was außer ihm wohl höchstens seine Frau und seine Kinder glaubte. Daß der ehrenwerthe Redner ebenfalls bei seinem Moralisiren an mir ein gefundenes Fressen hatte, läßt sich denken. Ja er polemisirte nicht allein auf der Tribüne, sondern auch in dem Butterblatte über die Frechheit meiner bildnerischen Darstellungen. Zu meinem größten Ergötzen fand ich nämlich eines Tages eine donnernde Philippika über meine Carikaturen gegen den König der Juden, in welcher ich merkte, daß sich nicht allein der Rentner, sondern ganz besonders sein Geldbeutel über mich ereifert hatte. Der Styl dieses kritischen, schriftstellerischen Versuchs war so eigenthümlich construirt, daß ich laut auflachen mußte. Im Uebrigen wurde mir sehr wenig bekannt über Herrn Garaus, der eigentlich im Grunde genommen für ein sehr unbedeutendes Licht galt und von dem man nur wußte, daß er die Redeübungen nur hielt, um vielleicht einmal Kammer-Deputirter zu werden und daß er gerne einen Orden bekommen hätte, während er doch gerne möglichst wenig Steuern bezahlte, und hauptsächlich an der Krankheit des Geizes litt, aus welcher sich alle seine Bestrebungen erklären ließen.

Ein viel bedeutsamerer Gegner war dagegen der Candidat Schiefbuckel. War ich von seinen Meinungsgenossen nur in Küche und Krankenstube, in Conventikel und Zeitung gebracht worden, so that er mir die Ehre an, mich in der Kirche von der Kanzel herab vor der ganzen Gemeinde zu verarbeiten. Den Text nahm er von dem Kapitel der Bibel, wo Moses den Israeliten um das goldene Kalb tanzen läßt und darüber die Gesetztafeln zerschmeißt. Als die hüpfenden Juden stellte er die Gemeinde dar. Ich war der Verführer und meine Carikaturen erschienen als das goldene Kalb, über das die verführte Heerde sogar zu lachen wage. Ein Glück war es dabei, daß er nicht Moses war, sonst hätte er sicher die Tafeln an den Köpfen der Gemeinde zerschmettert. So begnügte er sich, mit den Händen wie rasend durch die Luft zu fahren und gelegentlich mit solcher Gewalt auf die Kanzel zu puffen, daß er sicher blaue Flecken davontrug. Man sagte mir, ich könne Gott danken, daß ich ihm in seinem heiligen Zorn nicht zwischen die Hände gerathen wäre.

Nichtsdestoweniger wollte man die Moralität des Herrn Candidaten nicht überall als eine ausgemacht reine gelten lassen. Wenn man seine lange hagere Figur sah, so hätte man freilich glauben sollen, er qualificire sich für einen evangelischen Heiligen. Sein Gang war so schleichend demüthig, sein langes fahles Gesicht hing so weltschmerzlich in Falten, und das röthliche dünne Haar war so gottselig gescheitelt, daß der ganze Mann mit der Welt fertig zu sein schien. Und dennoch blitzte etwas in diesen grauen verschlagenen Augen, die sich so oft zum Himmel erhoben, was ganz verflucht weltlich aussah. Ja man wollte wissen, der Herr Schiefbuckel sei seiner Zeit ein ganz ungewöhnlicher Schäcker gewesen und gleiche in manchen Dingen dem Herrn Tartüffe des Moliere. Schon mehr wie einer jungen Dame habe er sein Taschentuch über die entblößten Schultern geworfen, jedoch ohne es zu verschmähen, den Augen und Fingerspitzen die Kost zu geben. Auch munkelte man, daß er am liebsten die Frauenvereine besuche, wo man für die nackten Wilden Kleider machte, und daß er die innere Mission sehr gerne bei hübschen Nätherinnen und Wäscherinnen in Anwendung bringe. Manche gingen sogar so weit und behaupteten, er vertheidige eine gewisse Sekte, welche paradiesische Feste feiere und einen neuen Messias erwarte. Ob sich die Conjectur rechtfertigen ließ, daß er es bei alledem eigentlich nur auf eine reiche Frau abgesehen habe, will ich nicht entscheiden.

Dies waren die letzten Gesellen, die ich im Zerrbilde vornahm. Daß es mir dabei nicht an Stoff fehlte, liegt nahe, wenn man diese Leute genauer betrachtete. Und so wurde die Carikatur dieser Triumvirn denn auch zum Ergötzen aller Leute, die nicht zu den Frommen im Lande gehörten, aufgenommen. Zugleich hatte ich den Gipfel des ziemlich zweifelhaften Ruhmes eines Zerrbildners erworben. Mit diesem Gefühl und dem Bewußtsein, den Gegnern gegenüber das letzte Wort und den Sieg behalten zu haben, schied ich von diesem Gebiete der Kunst.

X. Die Originale.

Den Rest des Sommers wurde nun mit solcher Macht gearbeitet, daß ich mich gegen die Ferien hin, die man auf der Akademie zu machen pflegte, ordentlich abgespannt und gewissermaßen unwohl fühlte. Um meine angegriffenen Nerven wieder herzustellen, faßte ich den Beschluß, die Septembertage auf dem Lande zuzubringen. Zu diesem Zwecke begab ich mich nach einem kleinen Badeorte, der zugleich als Vergnügungsaufenthalt der nähern und weitern Umgebung diente und auch in der That eines längern Besuches werth war. Die Quelle entsprudelte tief im Waldgebirge dem Boden und lockte zur Sommerzeit eine Menge von Gästen an, die in den prächtig hergerichteten, mit allen Bedürfnissen der luxuriösen Gegenwart versehenen Häusern und Palästen jegliche Bequemlichkeit finden konnten. Außerdem aber war die Landschaft überaus schön. Die ziemlich beträchtlichen Höhen erschiene abwech-

selnd mit dem stolzesten Laubholz und den dunkelsten Tannenwäldern besetzt und boten auch hin und wieder die wildesten Felsenpartien. Außerdem rauschte ein herrlicher Fluß in keckem Gefälle durch die grüne Einsamkeit. Hier blühte Jagd und Fischerei. Und so gab es neben gesunder Berg- und Waldluft auch kostbare Genüsse für die Tafel.

Ich fand muntere Gesellschaft aus all den Städten, in denen der Schauplatz meiner Thaten gewesen war und die sämmtlich in nicht zu großer Entfernung von einander lagen. Als der bekannte Carikaturenzeichner Franz Firel fand ich allerwärts die beste Aufnahme. Wie überall, so gab es auch hier ein kleines Häuflein lustiger Vögel, die einem natürlichen sympathischen Gefühle folgend bald zusammentraten. Daß ich zu ihnen gehörte, ist wohl nicht schwer zu errathen. Wir machten unsre Parthien zusammen, aßen und tranken bald hier und bald dort, erstiegen bald diesen, bald jenen Berg, gingen heute der Jagd und morgen der Fischerei nach und ließen es auch an tollen Streichen nicht fehlen, die wir bald im Badeorte bald in den benachbarten Dörfern ausführten. So wurden Bälle improvisirt; es gab komische theatralische Aufführungen; wir brachten Fackelzüge und Ständchen und brannten sogar hin und wieder Feuerwerke ab, in denen die Bewohner der erst seit kurzer Zeit so reichlich besuchten Landschaft Spuk und Teufelswerk vermutheten.

Neben diesen Leuten gab es auch wieder eine Menge stiller Zusammenkünfte, wo wir bei der Cigarre und einer Tasse Kaffee oder einem Glase Wein plauderten und über neue Projecte brüteten. Bei solchen Gelegenheiten kamen wir denn auch mitunter auf meine verzerrten Bilder zu sprechen. Und so äußerte denn gelegentlich ein Spaßvogel, daß es eine treffliche Idee sei, alle jene Leute, die ich so bizarr in Holzschnitt geschildert hatte, einmal in Natur zu versammeln, damit sie nicht allein im Bilde, sondern auch in der Wirklichkeit betrachtet werden könnten. Der Vorschlag fand Beifall und man sprach sich darüber aus, wie die Originale sich gegenseitig wundern würden, wenn sie an demselben Orte zusammenträfen. Einer spann die Sache noch weiter aus wie der andere, und zuletzt machte man allen Ernstes die Proposition, hier im Badeorte eine Generalversammlung der sonderbaren Käuze auszuschreiben.

Wie aber konnte das bewerkstelligt werden? Wir schritten wirklich dazu, unsre Ideen über die Art und Weise auszusprechen, wie es möglich wäre die verschiedenartigen Leute herzubringen. Natürlich war es eine Hauptaufgabe, daß Niemand etwas von dem Andern wisse, weil sich sonst die Sache ausplaudern und deshalb gänzlich scheitern würde. Nach einigem Hin- und Herüberlegen schien dies indessen doch viel leichter, als wir es uns Anfangs vorgestellt hatten. Wir brauchten zu diesem Zwecke nur Briefe an die einzelnen Leute zu schicken, in welchen sie von Gesinnungsgenossen aus andern Städten zu einem geheimen Stelldichein eingeladen wurden, um sich über wichtige ihre Person oder Angelegenheiten betreffende Dinge aufzuklären. In der That war unsere lustige Gesellschaft nach genauerer Verabredung bald eifrig mit Briefschreiben beschäftigt. Die Lehrer des Gymnasiums erhielten ihre Einladung von einem berühmten Schulmanne, die Literaten von Verlegern, die ihnen ihre Manuscripte abkaufen und Theaterdirektoren, die ihre Stücke aufführen wollten. Die Kaufleute wurden durch großartige Spekulationspläne angelockt. Die Universitätsprofessoren citirten wir durch Namen aus dem Unterrichtsministerium; die ritterbürtige Ritterschaft mußte im Interesse einer Vollblutsangelegenheit erscheinen, und die Pietisten wurden zu einem Werke Gottes eingeladen. Kurz jedem wurde in Aussicht gestellt, daß er auf seinem Steckenpferde reiten sollte. Als Ort wurde ein Saal angegeben, welcher die „Melpomene" hieß und mitunter reisenden Comödianten Gelegenheit bot, ihre Leistungen dem Publikum des Badeortes preiszugeben. In demselben war nämlich eine Bühne mit einem Vorhange improvisirt, die zu diesem edlen Zwecke diente. Auch die Stunde war nicht vergessen. Das Stelldichein sollte nach sechs Uhr Abends am nächsten Sonntage stattfinden. Im Uebrigen waren die Briefe ziemlich geheimnißvoll abgefaßt.

Am besagten Tage erlebten wir wirklich den Spaß, die meisten der besagten Persönlichkeiten eintreffen zu sehen. Wie sich die Gelegenheiten boten und wie es der Geldbeutel erlaubte, kamen die Einen zu Fuß und die Andern zu Wagen, unter denen man wieder die gemietheten Kaleschen und die eignen Karossen unterscheiden konnte. Da sich glücklicher Weise die meisten der citirten Leute nicht kannten, da sie ferner auch zu ziemlich verschiedenen Zeiten und mit noch verschiedenern Gelegenheiten eintrafen und endlich die aller verschiedensten Gasthöfe zum Uebernachten wählten, so hatte die Ankunft so wunderlicher Sonderlinge gerade keine besonders auffallende Seite. Mochte auch der eine oder andere hier oder dort mit sonderbaren Augen angesehen worden sein, so war das gesammte Geheimniß doch getreu in die Herzen der muthwilligen Genossenschaft bewahrt worden.

Endlich schlug die ersehnte Stunde. Zwischen den hohen Bergen und bei der schon vorgerückten Jahreszeit begann es bereits um sechs Uhr zu dämmern. Unsere kleine übermüthige Gesellschaft sah von einem sichern Verstecke aus, wie sich nunmehr die Wege die nach dem Melpomenesaal führten, mit komischen Gestalten belebten. Der Wirth, der davon unterrichtet war, daß sich diesen Abend Gesellschaft bei ihm einfinden würde, war zugleich instruirt, wie er es mit derselben halten sollte. Unter vielen Bücklingen bekomplimentirte er die Ankömmlinge und führte sie dann in das Lokal, in dem eine halbe Finsterniß herrschte, wie wir sie im Theater vor dem Beginne des Stücks zu finden pflegen. Zugleich ließ er es an Entschuldigungen wegen des Mangels an Licht nicht fehlen, indem er vorgab, der große Kronleuchter, der durch die Decke herab-

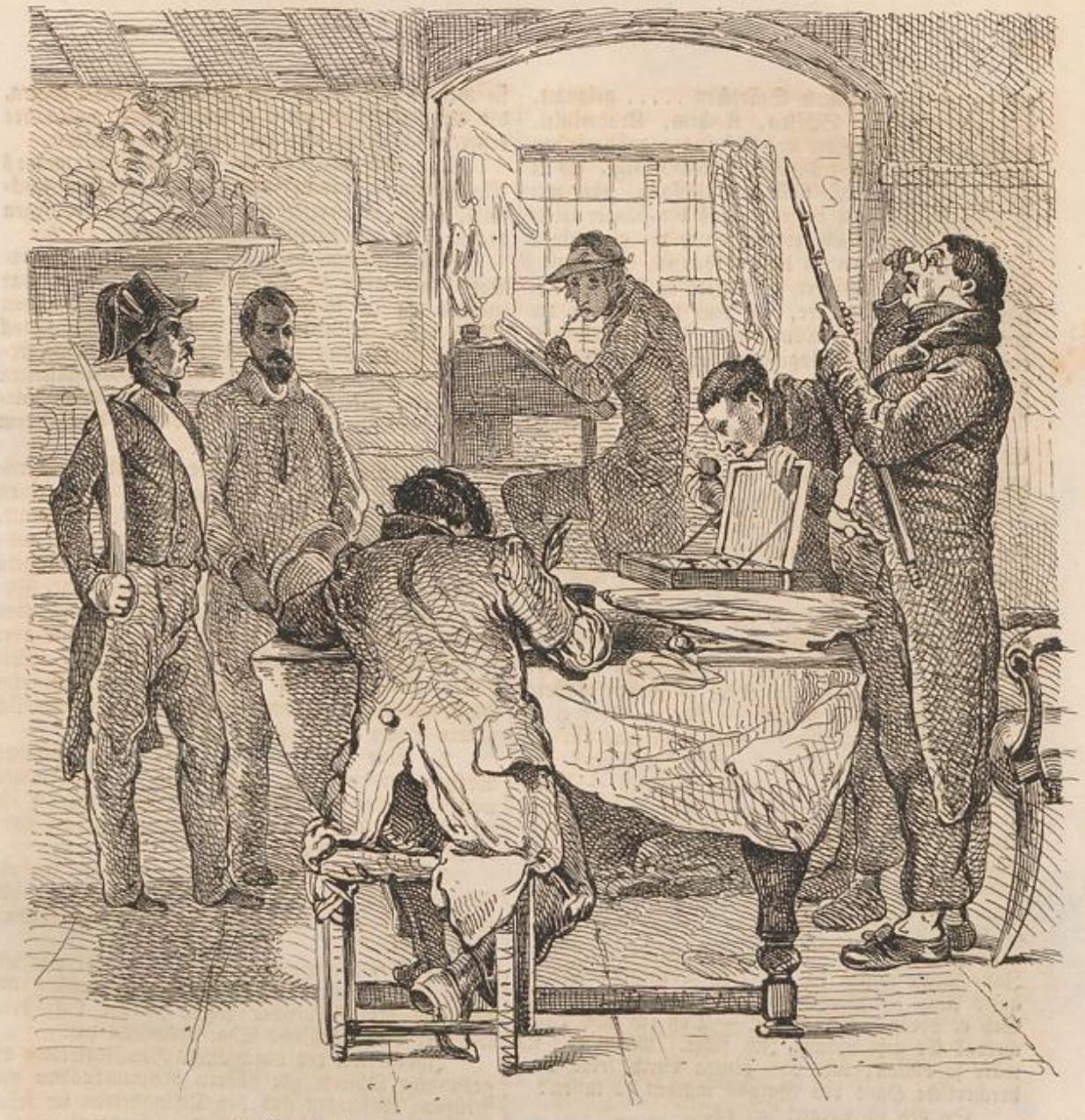
gelassen werde, sei noch nicht ganz angesteckt, aber es daure höchstens nur noch einige Minuten. Die Ankömmlinge beruhigten sich dabei um so eher, als sie schon einzelne andre in den Gestalten erkannten und darunter die betreffenden Briefschreiber, welche sie hierher beschieden hatten, vermutheten.

So waren denn die Originale nach und nach in die Falle gegangen. Es galt nun noch die wunderliche Gesellschaft miteinander bekannt zu machen Daß sich jeder Einzelne von den Versammelten bewußt war, als Zerrbild im „Scorpion" vorgekommen zu sein, lag wohl außer allem Zweifel, denn das Blatt kam wirklich in Jedermann's Hände. Ebenso gewiß war es, daß jeder seine im Dunkeln sitzenden Nachbarn als Carikaturen gesehen hatte. Um nun eine plötzliche Lösung der ganzen verwickelten Zusammenkunft herbeizuführen, hatte ich die vergangenen Tage damit zugebracht ein Transparent anzufertigen, auf welchem die sämmtlichen Figuren in den pikantesten Situationen vorkamen und auf welchem sich die Versammelten leicht erkennen konnten. Ein Trompetenstoß und ein Blitz auf der Bühne leiteten die Sache ein. Der Vorhang ging in die Höhe und die ganze Gesellschaft erblickte sich auf dem hellerleuchteten durchscheinenden Bilde, über dem die Worte standen: Der Scorpion grüßt die versammelten Originale!

Tiefe Stille herrschte im Saale. Jeder fühlte sich betroffen und wußte doch nicht recht, was er aus der ganzen Scene machen sollte. Da kam plötzlich der große Kronleuchter durch die Decke und im wirklichen und figürlichen Sinne des Wortes ward es Licht.

Die Leute sahen sich gegenseitig an und bemerkten mit Staunen, daß nicht der Einzelne, sondern daß Alle zum Narren gehalten wurden. Es war ein höchst komischer Moment. In unserm Verstecke wären wir fast vor Lachen geplatzt, als wir das Gaffen und Glotzen erblickten. Dabei blieb es aber mäuschenstill. Jeder unterdrückte seine unbehaglichen oder gar zornigen Gefühle und jeder rüstete sich so rasch wie möglich zum Aufbruch, um sich nicht dem Hohn und Spott auszusetzen. Die Lehrer, die Literaten, die Kaufleute, die Professoren, die Adligen, die Pietisten und wie sie sonst noch heißen mochten, drängten sämmtlich nach der Thüre wo sie sich noch einmal möglichst nahe unter die Nase traten. Als es leer im Saale war, traten wir muthwilliges junges Volk aus unsern Coulissen hervor und feierten den Rest des komischen Abends durch ein heiteres Mahl, bei dem ich übrigens für immer Abschied von den sattsam mißhandelten Originalen nahm, die noch Jedermann in meinem Skizzenbuche nach Belieben betrachten kann.

Hauptm. Nun sag einmal, du Cujon! warum liefst du so eilig fort, als die Kugeln anfingen zu pfeifen?
Soldat. Verzeihen's Herr Hauptmann, ich will nur gestehen, ich hatte meinen Brodbeutel vergessen.



Abenteuer eines Malers.

Es war im blutig rothen Jahre 1848 zur schönen Sommerzeit, wo sich die Leute vor lauter Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Mäuler wund sprachen, und wo die Freiheit darin bestand, daß man fast nicht unbelästigt über die Straße gehen konnte, als die Gleichheit erforderte, daß Jedermann wo möglich einen schlechten Rock und eine Cokarde an der Mütze tragen mußte und wo es als Brüderlichkeit angesehen worden, daß man oft die unbrüderlichsten Prügel besah. Was weiß ein Künstler von den feinen Unterschieden der Politik? Ich wenigstens konnte nicht klar darüber werden, und dachte all dem tollen Wirrwarr zu entfliehen, um mir in den stillen Thälern und Bergen von Blindblärenland, einer abgelegenen Provinz der großen deutschen Heimath, einige Studien zu künftigen Bildern aus dem heimischen Volksleben zu holen.

Ich war bald so glücklich, die große Heerstraße hinter mir zu lassen, wo mir in dem einen Städtchen ein wüster Haufen mit der rothen Fahne entgegenkam und sang:

Ich sah von fern ein Mädchen stehn,
Die war so jung und wunderschön,
Die rothe, die rothe, die rothe Republik!

und wo im nächsten Flecken an einer Schenke das schwarz-roth-gelbe Panier unter dem Gesange:

Das ganze Deutschland soll es sein!

in die Lüfte flatterte, während im darauf folgenden Dorfe die Leute das Lied erhoben:

Ich bin ein Schwabe, erst mit vierzig Jahren
Da keimt mir der Verstand,
Ich bin ein Schwab' und will ein Schwabe sein.

Und so ging es denn in die stille Einsamkeit der Wälder und Felder auf mäßig betretenen Wegen,

bis ich an das bekannte Städtchen ..... gelangte, das mit Dülken, Schilda, Kochem, Krähwinkel, Bockum, Schöppenstadt und Göttingen auf derselben Stufe eines wohlbegründeten Ruhmes liegt. Es ist ein gar artiger Ort, klein von Umfang, aber mit so mächtigen Thoren versehen, daß die Häuser leicht in einer schönen Nacht einmal durch die gewaltigen Pforten auf und davon laufen könnten. Ich denke: Nun ruhen alle Wälder, hier giebt es Frieden, ein leidlich gutes Quartier, in dem mich weder die Aristokraten noch die Demokraten, sondern höchstens einiges blutdurstiges Ungeziefer beißen und noch die allererquisitesten Philister für mein Skizzenbuch finde und ziehe durchs Thor.

Halt! Werda! tönt mir eine heisere Stimme. Es war der Straßenvogt im dreieckigen Hut mit grünem Stadtsoldatenfrack, über den ein Bandelier hing, aus dem er den kurzen Säbel gezogen hatte. Die Karfunkel blitzten aus seinem Kartoffelgesicht, das über dem Munde auch mit einigen struppigen Haaren verziert war, die wahrscheinlich einen Schnurbart vorstellen sollten.

Ein Maler! antworte ich. — Was ein Malheur! Will er mich verspotten? So soll ihn ja der leibhaftige .... Den Paß. — Ich reiche ihm den Paß, derweil er mich von Kopf zu Füßen mustert. — Er heißt: Franz Firel? — Ja. — Aber er ist ja ein Künstler? — Ja. — Nun denn was für ein Künstler? ein Komödiant? ein Seiltänzer? ein Taschenspieler? — — Nein ein Maler? — Mach Er dem Schaafskopf etwas weiß. Bei uns sind das keine Künstler. Maler und Anstreicher gehören zum Handwerk. Ich rieche an ihm so etwas von einem Demagogen. Die Haare kurz abgeschnitten — malcontant! der lange Bart — revolutionär! die Blouse — Communismus. Und was hat der Mensch nun vollends auf dem Rücken? Lauter gefährliche Mord-Instrumente gucken da aus dem Tornister? Marsch auf's Amt. — Marsch auf's Amt! antwortete ich. Geh er voraus, Herr Vogt. — Daß ich mich hüten werde? Er geht voran! Ich folge. Meint er, ich wäre so dumm, mir von hinten durch seine verbrecherische Hand den Garaus machen zu lassen?

So geh ich voran! sag ich.

Und so schritten wir auf's Stadthaus, während die Leute an allen Thüren und Fenstern herausguckten und die Weiber sich in hellen Haufen hinter uns sammelten und schrieen und pfiffen und jauchzten, denn solch ein Auftritt war seit mindestens hundert Jahren nicht vorgekommen. Das giebt prächtigen Stoff! meinte ich und war es zufrieden.

Als wir in die alte getäfelte Stube des alten verwitterten Rathhauses traten, wurde sofort ein Schreiber nach dem Bürgermeister und Beigeordneten geschickt, die auch alsbald erschienen. Es waren ein Paar kuriose Gestalten. Der Bürgermeister mit seinem rothen Gesichte nnd seinem dicken Bauche neigte zum Schlagfluß, der sogar mit einer Perrücke versehene Beigeordnete mit seiner gelben ledernen Constitution schien an der Leber zu leiden. Während sie meinen Paß prüften und dieselben Zweifel hegten, die der Stadtsoldat schon geäußert hatte, wurde der erstere noch röther und der letztere noch gelber.

Nun aber ging es an die Prüfung meines Malapparates, das in einem Malkasten, einem Stockstuhl, einem Sonnenschirm und dem dazu gehörigen dicken Stab mit eiserner Spitze bestand.

Solche Dinge hatte die Obrigkeit des Städtchens noch nicht zu Gesichte bekommen. Es war merkwürdig zu sehen, mit welchen mißtrauischen Mienen sie namentlich den eisenbeschlagenen Stock und die Farbenblasen betrachteten. Alle meine Erklärungen hielten sie für eitel Lügen. Dann flüsterten sie in einer Ecke mit ängstlichen Mienen lange miteinander und der Bürgermeister diktirte darauf dem Schreiber zu Protokoll:

Wir haben hier einen sehr gefährlichen Menschen verhaftet. Beiliegend der Paß. Bei seinen Effekten befanden sich höchst verdächtige Instrumente.

1) Eine Kiste, die er für einen Malkasten ausgiebt, in dem sich eine Menge von kleinen Kugeln befindet, die mit Schweinsblase überzogen sind. Zugleich liegen darin viele spitze, pfeilartige, oben behaarte Dinge, die er Pinsel nennt, die wir aber für pfeilartige Geschosse erklären müssen. Wir halten überhaupt den ganzen Apparat für eine Höllenmaschine, mit dem der Fremde wahrscheinlich unsere Stadt auseinandersprengen wollte.

2) Eine Art von Stock mit einer eisernen Spitze, den wir aber nicht näher zu untersuchen wagen, weil es vielleicht eine verborgene Büchse ist, die losgehen und uns unsre Bürgerschaft zum Verderben gereichen könnte.

3) Ein drei theils gespaltener Stock, der ein Feldstuhl sein soll, uns aber ein Instrument zu sein scheint, das zur Aufstellung obiger Mordapparate geeignet ist.

4) Eine Sorte von Schirm, das aber wie wir vermeinen, vielmehr ein Luftballon sein möchte, mit dem sich der Verbrecher sofort in die Luft hebt, wenn er die scheußliche That vollbracht hat.

Indem wir der durchlauchtigsten Regierung die genannten Objecte zur nähern Kenntnißnahme und Prüfung einschicken und den Delinquenten im festen Gewahrsam des Thurmes halten, erwarten wir gehorsamst den betreffenden Bescheid.

Und nun in den Thurm! rief der Bürgermeister.

Ich wollte protestiren. Alles half nicht. Der Straßenvogt führte mich fort. Als ich aber an das Gefängniß, das am Ende des Städtchens lag, ankam, hielt ich meinem Hüter ein Bein, daß er auf die Nase fiel und lief so rasch mich meine Beine tragen konnten von dannen, denn ich wollte nicht am Ende noch eine Woche eingespunden sitzen. Der Haufe, der mitzog, muß mich wohl für den Teufel gehalten haben, denn Keiner folgte mir. So kam ich in die Hauptstadt, wo ich meine Sachen zurückerhielt und dem Bürgermeister und Cohorten gehörige Rüffel bereitete.

Schäfer: Na Hasenbarthel! nu jehst du wol alle Dag up de Jagd?
Wilddieb: Ach Schäper, ech well dich jet sahgen: zit de verd — Buren de Jagd han, han ech jar keen Schpaß mehr dran! Ne, so vor'n Jahr oder zehn, as ich hier dat janze Terraing noch mit'n Prinz Bernhard in Kumbanie hadde, da war't noch de Müh' werth!

Unterofficierslogik.

„Was ist Honneur?"

„„Honneur ist dasjenige vor demjenigen, dem es zukommt.““

Ein Abenteuer des Försters Slohdorn.

„Als ich vor sechs Jahren beim Grafen X. als Revierjäger antrat, hatten sie an denselben Morgen wie ich kam, 'ne große Treibjagd. Ich hatte nix bei mir, wie'n dünnen Spazierstock und der Graf meinte, ich sollte mich nur oben vor die Einsiedelei stellen, da könnt ich die ganze Jagd in Ruhe übersehen.

Ich schtund kaum 'ne Viertelschtund, da hör ich unten die Hunde jagen und gleich nachher kommt 'n starker Keiler langsam den Hohlweg 'ruf, grade uf die Einsiedelei los. — Na, ich merkte gleich, daß den der Graf an mich adressirt hatte, um mir uf'n Zahn zu fühlen, und hatte nix Eiligeres zu thun, als meinen Rock auszuziehen und mich hinter die geöffnete Thür von die Einsiedelei zu stellen.

Wie der Keiler 'ran kommt, schwenke ich mit'n Rock vor der offnen Thür hin und her, worauf er denn blind uf'n Rock los und in die Hütten 'nein rennt. Jetzt schlag ich die Thür hinter ihm zu und setze mich ganz ruhig uf de Bank draußen, als wenn nix passirt wär.

Gleich drauf kommt der Graf mit der ganzen Jagdgesellschaft angelaufen und scheint ganz verwundert, daß ich nicht in de Hütten 'nein gekrochen bin, was ihm gewiß viel Spaß gemacht hätte. — Slohdorn, sagt er endlich, ist hier eben nicht 'n starker Keiler 'rufgewechselt?

'N starker Keiler? sag ich, ne Excellenz, aber so'n kleiner Frischling kam hier eben 'rufgekrabbelt und da ich doch keine Waffen bei mir hatte, so habe ich'n bei de Bürschten gefaßt und hier durchs Fenster in'n Pavillon geschmissen." —

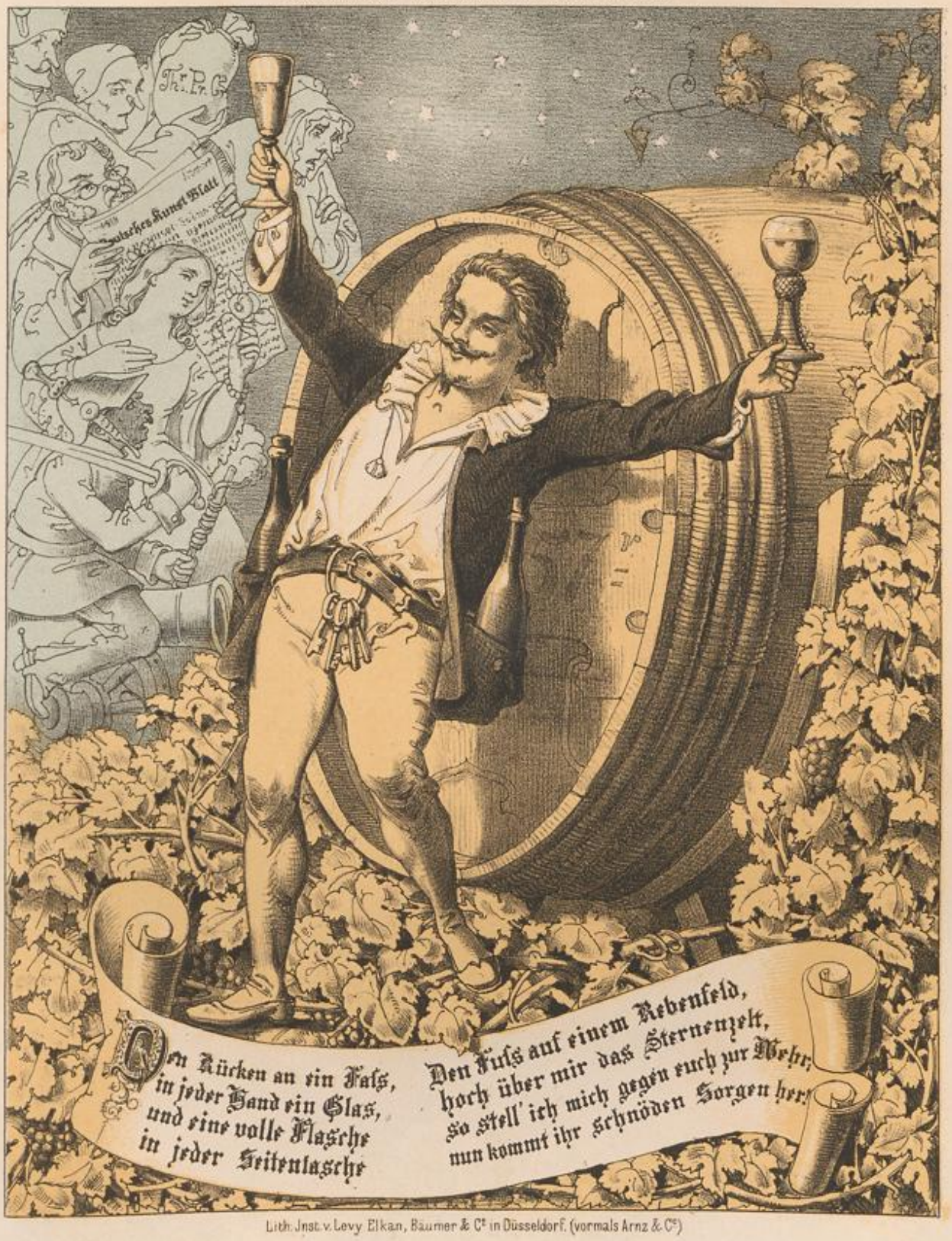
Lehrer: „Ich habe euch nun die Krankheiten namhaft gemacht, die an sich nicht gefährlich sind, durch Hinzutritt einer Erkältung indessen leicht einen tödtlichen Ausgang nehmen können. In welchen Fällen muß man sich nun hauptsächlich vor Erkältung schützen?"

Kürschnerssohn Pelzmaier: „In Thierfellen!"

Wie weit sind Sie nun etwa mit dem Portrait?

„Der Kopf ist zur Hälfte fertig."

So? — da werd ich mich wohl gleich herumdrehen müssen?



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Ce in Düsseldorf. (vormals Arnz & Ce)

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C° in Düsseldorf. (vormals Arnz & C°.)

Engländer: „Uas sei'n das for a Berg da?"
Führer: Oh, wissen Sie, das ist so'n **alter Berg** von dem man den Namen nicht mehr recht weifs.

Lith Jnst v Levy Elkan, Bäumer & C° in Düsseldorf (vormals Arnz & C°)

Muſs i denn, muſs i denn
zum Städtle hinaus!

Nachstehend erlauben wir uns die früheren Jahrgänge unserer

Düsseldorfer Monathefte

in Erinnerung zu bringen. Es sind bis jetzt erschienen und zu beigesetzten Preisen einzeln zu beziehen:

Der I. — III. Band,	Jahrgang	1848—50	à Thlr.	6. 10 Sgr.	Thlr. 19.
» IV.—VII. »	»	1851—54	à »	4. 15 »	» 18.
» VIII.—XI. »	»	1855—58	à »	6. — »	» 24.

Demnach kosten die sämmtlichen Jahrgänge Thlr. 61 — und haben wir zur Erleichterung der Anschaffung jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in den Stand gesetzt, das ganze Werk complet bezogen zu einem ermässigten Preise verabfolgen zu lassen. Einzelne Lithographien werden zu $7^1/_2$ Sgr. abgegeben.

Inhalt der Lithographien des I. Bandes, Jahrgang 1848.

Erstes Heft.

1. Zum stillen Vergnügen.
2. Die Kornwucherer.
3. Die vier Sibirischen Sänger.

Zweites Heft.

4. Don Carlos.
5. Ziethen.
6. Keeser is groos.

Drittes Heft.

7. Der Düsseldorfer Landwehrmann im Quartier.
8. Pray Sir, wie heisst das Ruine da?
9. Die Waarenzahler.

Viertes Heft.

10. Der Düsseldorfer Landwehrmann auf dem Manöver.
11. Viel Durst.
12. Sind Sie der berühmte Reisende N. N.

Fünftes Heft.

13. Ne Pitterchen, das ist aber viel zu viel.
14. Der Winkeladvokat.
15. Nun Adieu, liebe Frau.

Sechstes Heft.

16. Der Düsseldorfer Landwehrmann in der Carriere.
17. Die Erdäppels Moissonneurs.
18. Heissen Sie Müller?

Siebentes Heft.

19. Bürgermeister und Fürst.
20. Ein Bülletin aus dem Kaukasus.
21. Ein Pferd sitzt drin.

Achtes Heft.

22. Bittfahrt um Regen.
23. Johann und der Kaffeesack.
24. Worum legste den Sattel verkehrt uf's Pferd.

Neuntes Heft.

25. Wenn der Storch kommt.
26. Leute vom Leder und Leute von der Feder.
27. Wia stehts mit der Gesundheit, Herr G'vatta?

Zehntes Heft.

28. Louis Philipp am Grabe Carls X.
29. Ja Johann mit der Muttermilch habe ich den Adelstolz.
30. Poesie und Prosa.

Eilftes Heft.

31. Strom der Zeit.
32. Rommeldibowsky Karradoff.
33. Schon Alles besetzt, meine Herren.

Zwölftes Heft.

34. Schwerhöriger Arzt und harthöriger Patient.
35. Tritt mich der Kerl mit dem rechten Fusse an.
36. Kokarden.

Extra-Heft.

37. Metternich.
38. Louis Philipp versieht Ammendienste.
39 Vergessen.

Das katholische Kirchenjahr in Bildern.

IV. HEFT.

Enthält: **St. Maria** (aus dem Dom zu Cöln). — **St. Christophorus.**
St. Johannes Evang. — St. Anna.

4°. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Deutsche Volksbücher Nr. 7, enthält:
Wunderseltsame und abenteuerliche Geschichten und Thaten der

sieben Schwaben.

Mit 8 Farbendrücken und Titelbild in Umschlag. 4°. Preis 27 Sgr.

DÜSSELDORF, Juni 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

VII. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Die kleine Veronika.

Novelle von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

I.

Wer sich in der großen Stadt der Lebendigen, dem schönen glänzenden Paris für einige Zeit aufhält, der versäumt es sicherlich nicht, seine große Stadt der Todten, den schönen glänzenden Friedhof Pere Lachaise zu besuchen. Es ist einer der schönsten Friedhöfe der Welt und steht in allen Reisehandbüchern als eine Hauptmerkwürdigkeit der französischen Hauptstadt bezeichnet. Der sanfte Hügel, an dem er sich erhebt, gewährt einen wundervollen Anblick auf die riesig ausgebreiteten Straßenreihen, über denen sich die Thürme der Kirchen, die Giebel der Paläste und zahllose historische Denkmäler in blauem Dufte erheben. Aus der Ferne klingen die Töne des Lebens wie das Rauschen eines fernen lebendigen Meeres an das Ohr. Ringsum aber herrscht tiefer Grabesfrieden. Selbst die Wandrer, die den ernsten Ort besuchen, schreiten andächtig und gehalten zwischen den zahllosen Reihen der Leichensteine und Denkmale dahin, welche die Ueberlebenden ihren Geschiedenen in liebevollem Andenken gesetzt haben und flüstern nur in leisen Worten. Diese Stätten sind ja heilig. Sprossen aus allen Stämmen haben hier ihre Todten begraben, Christen, Juden, Mohamedaner, Indier. Welch ein Gewirr von Gedächtnißzeichen in den mannigfaltigsten Stylarten! Freilich hat die Verschiedenheit des Geschmacks hier allerlei Absonderlichkeiten zu Tage gefördert, aber auch das künstlerisch gebildete feine Auge wird manche Male finden, an denen der Geist sich erfreut und an denen das Herz sich erhebt. Noch eindringlicher aber macht sich der Gedanke geltend, daß in diesem Boden ein Theil der besten Söhne Frankreichs den ewigen Schlaf schläft, denn hier ruhen eine Menge seiner tapfersten Krieger, seiner klügsten Staatsmänner, seiner weisesten Gelehrten und seiner feinsten Dichter, Bildner und Musiker. Paris ist eben der Mittelpunkt für Frankreichs größte Lebende, der Pere Lachaise ist es für seine größten Todten.

An einem trüben Februartage des Jahres 1842 schritt dort ein junger Mann durch die Reihen der letzten Wohnungen. Die Luft war still und schwer. Auf der Stadt lag ein leiser Flor, die Rauchsäulen vermochten sich nicht empor zu heben. Im Westen neigte sich die Sonne dem Horizonte zu und färbte die Luft mit schwerer Röthe. Ein leiser Schnee war in der letzten Nacht gefallen und hing in leichten Flocken an den Cypressen, dem Epheu und Immergrün, welche die Gräber umstanden oder umrankten. Es war eine traurige Stimmung, die wunderbar zu dem Orte paßte. Der junge Mann ging die Gänge auf und ab und hielt hier und dort an einem Stein, auf den er den Namen eines berühmten Mannes fand. Wie manches Denkmal sah er kalt und verlassen, wie manches mit dem Zeichen frischer Liebe geschmückt! Dort hatte meistens der Verstand den Ruhm, hier hatte das Gemüth ihn geschaffen. Die Herzen, welche durch echtes menschliches Empfinden ausgezeichnet gewesen waren, wurden noch nach langen Jahren des Heimgehens durch Immortellenkränze geschmückt.

Der begegnenden Leute, welche entweder ein Besuch ihrer Todten oder die Neugierde herbeigeführt, hatte der Wanderer wenig Acht, denn er besaß unter den Bewohnern der Stadt, welche nach Millionen und hunderttausenden zählt, wenig Bekannte. Da begrüßte ihn plötzlich eine bekannte Stimme in gutem Deutsch: Nun, Wilfried, auch Sie auf dem Pere Lachaise und so einsam?

Ich liebe die Kirchhöfe allein zu besuchen, antwortete der junge Mann, überhaupt aber mag ich die Führer mit ihrer Schwatzhaftigkeit nicht leiden. Freilich habe ich diesmal Unrecht gethan, denn ich suche das Grab Ludwig Börnes und kann es nicht finden. Diese Ruhestätten haben eine viel größere Ausdehnung, als ich dachte.

So gehen Sie mit mir, denn ich weiß die Stelle wo wir ihn begraben haben, sprach der Andere. Er war wie ich ein deutscher Flüchtling. Wir haben ihm alle die letzte Ehre erwiesen. Zuvor aber muß ich Sie den Damen, die ich begleite, vorstellen.

Der Mann, der diese Worte sprach, und den wir Hermann nennen wollen, stand in den dreißiger Jahren und trug sich in der etwas seltsamen Art, welche die Deutschthümler zu lieben pflegen. Wilfried hatte ihm bei seinem Eintreffen in Paris einen Empfehlungsbrief von heimischen Freunden gebracht. Daher schrieb sich diese Bekanntschaft. Auch die Damen waren überm Rheine daheim. Hermann führte die ältere als Frau von Pleidt und die jüngere als ihre Tochter Veronika vor. Beide waren mit großer Sorgfalt und mit feinstem Geschmack in reiche Stoffe gekleidet. Die Mutter trug über das schwere, schwarze Atlaskleid einen Mantel von braunem Sammt mit Zobel verbrämt, während die Tochter in graue Seide mit gleichem Plüschüberwurf gekleidet war. Die Hüte mit den dunkeln Schleiern, welche die Gesichter fast bis zur Unkennbarheit verhüllten, stimmten auf das genaueste zu der beschriebenen Tracht.

Nach einem kleinen Gange, auf welchem sich die Aufmerksamkeit bald rechts und bald links auf hervorragende Grabmäler lenkte, trat die kleine Gruppe vor einen einfachen Stein mit dem bron-

cenen Medaillon eines Mannes, dessen Kopf im Profil aufgenommen, jene Züge zeigte, welche den Charakter der israelitischen Raçe nicht verläugnen können.

Hier ruht Börne, sprach Hermann.

Alle betrachteten sich das Antlitz, welches in Metall wiedergegeben war.

Es sind scharfe, strenge Züge, sprach Frau von Pleidt.

Und von einem Ernste, der an Bitterkeit grenzt, fügte Wilfried hinzu.

Mir sind sie zu bitter und zu ernst, meinte Veronika.

Ernst, scharf und bitter sind sie, sprach Hermann, aber wie wäre es auch anders möglich? Ludwig Börne war ein Kämpfer; die Kämpfe, die er führte, dauerten ein ganzes Leben und konnten nicht mit Heiterkeit geführt werden. In Deutschland, wo man die Freiheit maaßlos verfolgte, stritt er für die Freiheit. Zudem entsproß er einem jüdischen Geschlechte. Und die Juden sollten bei den Christen das Wort nicht haben. Mußte es sich da nicht von selbst ergeben, daß der Streiter in die verbissendste Stimmung gerieth? Und dennoch bewahrte er sich die hellste Reinheit des Charakters. Es ging ihm stets um heilige Ideen. Er haßte nur die Menschen, die keinen Glauben an seine Heiligthümer hatten und sie ihm zu zerstören drohten. Wer ihn und die edeln Strebungen seines Geistes kannte, der hat ihn auch verehrt und geliebt. Trotz mancher Ecken und Kanten, die er im täglichen Umgange blicken ließ, dauert die Neigung für ihn über das Grab hinaus. Sehen Sie sich doch um, und sagen Sie mir, welche Stätte ist reicher mit Todtenkränzen geschmückt?

Er war ein Fanatiker und Fanatiker finden fanatische Freunde und fanatische Liebe, fügte Frau von Pleidt hinzu.

Alle Achtung vor Börne! sprach Wilfried. Ich hege auch große Verehrung vor ihm, die ich zugleich dadurch beweise, daß ich zu seinem Grabe wallfahre. Dennoch glaube ich, daß er überschätzt worden ist und noch überschätzt wird. Sein ganzes Schriftthum ist wesentlich kritisch und also verneinend. Man sieht überall den politischen Zweck. Von Poesie ist eigentlich nie die Rede. Er schafft nicht, er mäckelt am Geschaffenen. Er spricht nicht, er bespricht nur. Bei solchen Leuten bewundert man wohl den scharfen zersetzenden Geist, aber man staunt nicht vor der dichterischen Kraft, die neue Gebilde hinstellt. Ueberdies hat aber wohl das Martyrthum zum Ruhme Börnes beigetragen. Seine Anerkennung ist offenbar dadurch gestiegen, daß er die Heimath verlassen mußte. Ein verfolgter Schriftsteller wächst sofort um wenigstens fünfundsiebzig Prozent im Ansehen seiner Zeitgenossen. Ich zweifle nicht dran, daß die Nachwelt ein andres Urtheil fällen wird, denn Börne hat nichts Positives geschrieben, in dem ein schöpferischer Geist weht. Hätte Lessing nicht den Nathan und Minna von Barnhelm gedichtet, seine Streitigkeiten mit Goetz und dergleichen mehr würden, so fein und geistreich sie sind, seinen Namen nicht auf die Nachwelt bringen.

Ei, so nennen Sie mir im heutigen Deutschland einen bessern Mann, sprach Hermann etwas gereizt.

Eine Menge, wenn Sie wollen, antwortete Wilfried. Soll ich mit der Wissenschaft anfangen, wie hoch ragt da nicht Alexander von Humboldt in allen Fächern der Naturkunde! Kein Land hat einen Physiologen wie Johannes Müller aufzuweisen. In der Chemie steht ihm Justus Liebig zur Seite. Mit der Philosophie sieht es freilich etwas schwach aus, aber das schadet nichts, denn wir haben in Deutschland etwas zu viel philosophirt. Dagegen denke ich daß Geschichtsschreiber wie Ranke und Raumer sich sehen lassen dürfen. Und Männer wie Jakob Grimm und sein Bruder Wilhelm sind gradezu unvergleichlich.

Wir redeten aber, wie ich meine, nicht von der Wissenschaft, sondern von der Literatur. Da werden sie Mühe haben, so fertig mit Namen um sich zu werfen, warf Hermann ein.

Auch auf diesem Felde kann ich Ihnen dienen, nahm der junge Mann auf's Neue das Wort. Freilich sind die Heroen unsrer klassischen Periode todt. Von den Romantikern, die um die Erweckung des deutschen Lebens unverkennbare Verdienste haben, ragt aber noch manche respektable Größe empor. Lebt nicht noch August Wilhelm Schlegel, der Kritiker der Schule? Erfreut sich ihr Dichter Ludwig Tieck nicht noch des Daseins? Ist nicht Clemens Brentano noch da, den man ihre Caprice nennen könnte? Und dann denken Sie an Eichendorff, ihren Lyriker, der so schöne Lieder gesungen hat, daß selbst der Volksgeist sie nicht besser ersinnen kann.

Wenn Sie mir hier mit den verrotteten Dichtern der Reaktion ins Feld rücken, so kann freilich von den Männern, welche der Freiheit ihr Leben gewidmet haben, nicht die Rede sein, fiel Hermann verdrießlich ein. Die Männer, die Sie eben genannt haben, zähle ich zu den lebendig Todten. Ich dachte, Sie würden es zugeben, daß eine neue Zeit für Deutschland angebrochen ist, zu deren Jüngern wir gehören.

Allerdings gebe ich das zu, sprach Wilfried. Aber auch unter den Dichtern des Vaterlandes kann ich Ihnen Männer nennen, welche ächte Poeten sind und doch der Freiheit huldigen. Und hier tritt mir gleich ein Name entgegen, der mir die eben genannten alle aufwiegt, weil sein Träger eben ein edelster freiester Mann ist. Mögen immerhin die Grenzen seines Schaffens engbegrenzt sein, aber Ludwig Uhland ist ein Dichter, dessen Lieder sicherlich eher auf die Nachwelt kommen werden, wie die Kritiken Börnes. Und ein Gleiches behaupte ich von Ernst Moritz Arndt, von Friedrich Rückert, ja selbst von Nikolaus Lenau, der mir indeß krank scheint und von Anastasius Grün, der nur den Mund zu voll nimmt.

Lauwarme Poeten! murmelte Hermann, indem er zweifelnd das Haupt schüttelte. Ihre Liberalität

bewegt sich meiner Ansicht nach in Phrasen. Ich datire die neueste Periode der Literatur aus den Anfängen der Opposition gegen die Reaktion, die gleich nach den Befreiungskriegen begonnen hat. Sie ist aus der neuen Volksmaaßregelung seit dem Wiener Congreß hervorgegangen, die sich in der schmählichsten Unterdrückung jeder freien Bewegung offenbarte und all jene Gelehrten-, Schriftsteller- und Studentenverfolgungen hervorrief, welche das Vaterland seiner besten Söhne beraubte.

Die Thatsache läßt sich nicht läugnen, gab Wilfried zu, nur scheinen Sie mir zu großes Gewicht auf die negirende Seite zu legen. Allerdings fühlte man damals, daß es anders in Deutschland werden mußte im Leben, wie in der Kunst. Die Zeit der politischen Reaktion war vorbei. Die Romantik lebte nur noch ein Scheinleben. Aus diesem Gefühl ging eine neue Richtung hervor. Börne wurde ihr Kritiker, Platen ihr pathetischer und Heine ihr satyrischer Poet, denn so sehr diese Geister auch äußerlich auseinandergehen, so haben sie doch eine unverkennbare innere Verwandtschaft. Auch darin gleichen sie sich, daß sie voll Ueberdruß dem Vaterland den Rücken kehrten, weil sie sich nicht anerkannt glaubten: Platen liegt fern in Sicilien, Börne hier in diesem Grabe. Heine wird Paris wohl nicht mehr verlassen. In allen lebte und webte die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen. Börne wurde politisch-, Heine social-, Platen ästhetisch-unzufrieden. Uebrigens streift Jeder auf das Feld des Andern hinüber. Ich muß nun aber gestehen, daß ich sehr wenig auf diese negativen Seiten gebe.

So denken Sie also auch gering von all den Opfern, die wir gebracht haben? fragte Hermann unmuthig. Diese Erfahrung ist in der That schmerzlich, zumal wenn man solche Versicherungen aus dem Munde eines Jünglings hört. Hoffentlich bilden Sie aber nur eine Ausnahme. Wir haben nämlich hier in Paris Nachrichten genug erhalten, daß in der deutschen Jugend der Samen aufgegangen ist, den wir ausgestreut haben.

Gott führe uns zur rechten Freiheit, rief Wilfried mit gehobener Stimme. Glauben Sie ja nicht, daß ich zu den Rückwärtssehenden gehöre. Im Gegentheil ich wünsche, daß wir ein freies Recht in freier Ordnung gewinnen. Aber für die Beurtheilung von Werken des Geistes erkenne ich nur objektive Standpunkte an. Poesie muß um ihrer selbst willen wirken. Jede Tendenz ist ihr zuwider. Man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Ich gebe zu, daß im Streite auch die Kunst streitend auftreten darf und muß, aber ihre Werke werden dann nicht ewig sein. Denken Sie an die politischen Lieder der Provençalen, der Minnesänger. Kein Mensch kennt sie mehr. Wohl aber kennt man ihre harmlosen Dichtungen. Denken Sie ferner an die Streitschriften aus dem Zeitalter der Reformation. Ulrich von Hutten war ein großer politischer Dichter. Luther schrieb scharfe Pampflete. Sie haben aber nur noch culturgeschichtlichen Werth. Wie ganz anders stellt sich der Ruhm der Bibelübersetzung von Luther. Was poetische Dauer haben soll, muß harmlos poetisch sein. Das ist eine historische Anschauung, der sich Niemand verschließen kann.

Was Sie da unter sich ausmachen, meine Herren, ist alles recht schön und gut, fiel jetzt Frau von Pleidt ein, aber ich finde, daß der Boden sehr kalt ist, zumal wenn man dünne Schuhe trägt und daß wir das Gespräch ebensowohl im Wandern fortsetzen könnten.

Die Gruppe setzte sich in Bewegung.

Sie scheinen mir Platen und Heine aber viel zu wenig zu schätzen, erhob jetzt das junge Mädchen mit schüchternem Tone das Wort.

Und mir scheint es, daß man sich überhaupt zu viel aus den Poeten macht, rief Hermann, der von Augenblick zu Augenblick in eine schlechtere Laune verfiel, denn er gehörte zu den politischen Schriftstellern, die sich in der Regel für viel bedeutender und wichtiger halten, als alle andere Leute von der Feder. Heut zu Tage, meinte er spöttisch, kann jeder seinen Vers machen, aber lebendig an das Herz des Volkes sprechen, um es zur Freiheit und Gerechtigkeit zu lenken, das ist nicht Jedermanns Sache. Wir Flüchtlinge haben es gethan und müssen nun von der theuren Heimath verstoßen das Brod der Fremde essen. Börne war einer unserer besten Genossen. Sein Lebensprinzip war die reinste Sittlichkeit, und ich kann es nicht dulden, daß er mit einem hochtrabenden Phrasenhelden, wie Platen, dem es hauptsächlich mit der Verherrlichung seines Ichs zu thun ist, oder gar mit einem so leichtfertigen Menschen wie Heine, der die reinsten Charaktere in den Koth zieht und der nur vom Skandal der Persönlichkeiten lebt, verglichen werde.

Wir sprechen von den Werken und nicht von den Menschen, erwiderte Wilfried. Die negativen Seiten der Werke habe ich getadelt. Dahin gehören auch die Angriffe Platens und Heines, von denen diejenigen der letzteren häufig überaus ungerecht, heftig und mitunter schmutzig sind. Meint aber das Fräulein, ich sei überhaupt ungerecht gegen die genannten Dichter, so muß ich diesen Vorwurf entschieden in Abrede stellen. Wenn Platen ein Lied aus dem Innersten seines Herzens singt und nicht etwa, um eine schwierige Versübung zu machen, um ein ästhetisches Gesetz zu vertheidigen, oder um über die Kälte des Publikums zu klagen, dann ist er in seinen schönen runden vollen Klängen und Formen oft wahrhaft erhaben und hinreißend. Und was Heine angeht, so stehen ihm im einfachen Frühlings- und Liebeslied Töne zu Gebote, welche wie aus dem Herzen des Volkes stammend, mit dem Volkslied und mit Götheschen Gesängen wetteifern können. Damit denke ich ist Alles gesagt. Das Volkslied und Göthe leben so lange als es deutsches Leben geben wird. Sie wissen jetzt, welche Stellung ich meiner Ansicht nach Heine anweise.

Das ist die rechte Stellung, rief das junge Fräulein vergnügt. Ich schwärme für ihn und sein Buch der Lieder wie für kein anderes Buch.

Und ich glaube, er ist auch nicht so böse, wie die Welt ihn macht, sprach Frau von Pleidt.

Glückliche Poeten, seufzte Hermann, ihr findet überall Anwalte — wir Reformatoren aber ———

Das thut, rief Wilfried, weil bei der Menschheit das Herz unendlich viel größer ist, als der Verstand. —

Sie waren am Thore des Friedhofes angekommen. Eine elegante Equipage rollte heran, ein Diener öffnete den Schlag und half den beiden Damen einsteigen, die sich mit einem freundlichen Gruße aber immer in ihre Schleier eingehüllt vor Wilfried verneigten. Hermann rief dem Bekannten „Auf Wiedersehen!" zu und setzte sich gleichfalls in den Wagen. Die Pferde zogen an. Wilfried blickte den Abfahrenden nach. Da sah plötzlich Veronika's Antlitz unverschleiert aus dem Fenster und nickte ihm noch mit einem scheuen, freundlichen, mädchenhaften Blick zu. Er meinte, er habe nie anmuthvollere Mienen gesehen und einen sinnigern Gruß erhalten.

II.

Im Anfange des Jahres 1842 befanden sich in Paris ungewöhnlich viele junge Deutsche, welche sich entweder der Literatur oder der Kunst gewidmet hatten und die auch mannigfach miteinander verkehrten. Den Stamm derselben bildeten einige jener Männer, welche in die Unruhen verflochten gewesen waren, die nach der französischen Julirevolution im Jahre 1830 in unsrer Heimath auftauchten und die namentlich im Hambacher Fest und beim Frankfurter Attentat ihre Gipfelpunkte gefunden haben. Ludwig Börne und Heinrich Heine, obgleich sie mit jenen Angelegenheiten nichts zu thun hatten, waren eigentlich die geistigen Häupter dieser Gruppe gewesen. Der erstere war, wie wir wissen am 18. Mai 1786 zu Frankfurt geboren und am 13. Februar 1837 gestorben. Der letztere hielt sich ziemlich zurück, wohl nicht allein, weil er seine große Bedeutung fühlen mochte, sondern auch weil seine Arbeiten wesentlich poetisch waren. Dagegen standen manche andere in einem engen Zusammenhang, weil sie sich einer gemeinsamen publicistischen Thätigkeit widmeten. Zu diesen gehörten namentlich Jakob Venedei, Rochau und Haller. Andere Journalisten, welche mit dem Demagogenthum nichts zu thun gehabt hatten, wie Heinrich Seuffert kamen mit ihnen zusammen. Auch junge Maler und Musiker, die Paris ihrer Ausbildung wegen besuchten, verkehrten hin und wieder, wie die Gelegenheit es bot, mit diesem Kreise. Der Maler Heinrich Lehmann und die Componisten Steffen Heller, Eduard Frank, Karl Eckhardt und Rosenhain sind namentlich aufzuführen. Aber auch einige Vertreter der jüngsten Literaturepoche, die sich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. in Folge der Hoffnungen bildete, welche die neue Regierungsform hervorrief, waren herübergekommen. Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh und Franz Dingelstedt hatten damals das politische Lied in neuen und ungewohnten Tönen angeschlagen. Der erstere war in Folge seiner unpolitischen Lieder abgesetzt worden. Dingelstedt ging gewissermaaßen gezwungen nach dem Erscheinen seines kosmopolitischen Nachtwächter nach Frankreich, Georg Herwegh aber, der in freien Schweizerland keine Verfolgung wegen seiner Lieder eines Lebendigen zu fürchten hatte, erschien lediglich aus Neugierde, um den Mittelpunkt des französischen Lebens zu sehen.

Unter all diesen jungen Leuten herrschte eine Art Geselligkeit, die sich freilich nicht in den eigenen Häuslichkeiten derselben, — die meisten wohnten nämlich auf bescheidenen Stuben — sondern im Lesekabinet der Gallerie Montpensier im Palais Royal, in einem Restaurant der Straße Richelieu bei Debaize und hauptsächlich auf dem Divan des Cafe Lepelletier gegenüber der großen Oper bewegte. Wer den Einen oder Andern suchte, der fand ihn entweder bei der Lektüre, bei der Mittagstafel oder bei der Tasse Kaffe.

Auch Wilfried wohnte diesen Zusammenkünften bei, denn er war an einige deutsche Flüchtlinge empfohlen und wurde durch sie mit den andern Mitgliedern des Kreises bekannt. An den Ufern des Rheines geboren und der Sohn wohlhabender Eltern hatte er sich den philosophischen Studien gewidmet und hauptsächlich Geschichte, Literatur und Aesthetik getrieben. Seine akademischen Lehrjahre lagen eben hinter ihm und er benutzte die gegenwärtige Zeit zu jenen Wanderjahren, die junge Gelehrte, wenn es ihre Mittel erlauben, nicht gern unbenutzt dahingehen lassen. Es war natürlich, daß die französische Hauptstadt, als einer der vornehmsten Sitze der modernen Kultur, ihre besondere Anziehungskraft auf den jungen Mann äußerte. Die herrliche Pariser Bibliothek, die prachtvollen Museen des Louvre, in denen antike, mittelalterliche und moderne Kunst in der reichsten Weise vertreten sind, und die vielen andern Hülfsmittel zum Studium welche durch die weite Stadt verstreut sind, gewährten ihm die umfassendsten Mittel zum Lernen und Genießen. Zugleich aber bot das rauschende brausende Leben, dem er sich mit Geschmack und Maaß hingab, ein mächtiges Interesse. Und so hatte er schon einige Wochen lang mit der freudigsten Theilnahme die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten besucht und sich nicht minder an Theater, Conzerten und Vergnügungen aller Art erfreut.

Mitten in diesen freudigen und unbefangenen Lebensgenüssen, die ihn nach allen Seiten schweifen ließen, war aber nun eine plötzliche Stockung getreten. Seit seinem Besuche auf dem Pere Lachaise und seinem Zusammentreffen mit Hermann und den beiden Damen, konnte er das Bild der reizenden und anmuthvollen Veronika, die ihm einen so herzergreifenden Gruß zugenickt hatte, nicht aus den Sinnen verdrängen. Wenn er sich auch hundertmal sagte, daß er sich mit thörichten Gedanken beschäftige, daß die Begegnung eine gar zu rasche und vorübergehende gewesen sei, daß er vielleicht nie mehr die Gelegenheit haben werde, in dem großen Labyrinth von Paris die Damen wiederzusehen, und daß, wenn dies auch geschehen möchte, doch Stand, gesellschaftliche Verhältnisse und Lebensansichten zu verschieden sein könnten, um in eine nähere Verbindung mit den Damen zu kommen, so blitzte der holdselige Mädchenkopf doch immer wieder vor seinen geistigen Augen auf und nahm seine Sinne in einer Weise gefangen, daß er ganz und gar vergaß, er sei an die Seine gekommen, um der Pallas Athene als getreuer Jünger anzuhangen.

Am andern Tage seines Begegnens durchkreuzte er die Stadt nach allen Seiten, indem er sich bald seiner Füße, bald eines Omnibus, bald eines Fiakers bediente. Er lief durch den Louvre und durch den Luxemburg Pallast, ohne ein einziges Kunstwerk anzusehen. Dann eilte er nach dem Pantheon und bestieg die Kuppel, wo er aber kaum der gewaltigen Stadt, die sich riesenhaft zu seinen Füßen dehnte, acht hatte. Daran reihte sich ein Gang durch den Jardin des Plantes, wo ihn die Elephanten, die Löwen und Tiger und sogar die berühmten Giraffen kalt ließen. Rasch ging er nach Notre Dame hinunter, wo er die Hallen durcheilte und auf den Thurm keuchte, ohne wiederum das Bild der Stadt aus der Vogelperspektive zu betrachten. Ein Fiaker brachte ihn dann eilig nach dem Arc de l'etoile, auf dem er vor Kurzem die schönste Aussicht genossen hatte, jetzt aber erst anlangte, als sich die Dämmerung über die Stadt auf der einen Seite und auf das Bois de Boulogne auf der andern Seite legte. Und was war der Zweck von all diesem rastlosen Hin- und Hereilen? Wäre ihm ein Bekannter begegnet, der ihn gefragt hätte, er würde ohne Zweifel gesagt haben, daß er sich auf's Neue eine lebendige Ansicht der schon gesehenen Gegenstände verschaffen wolle. Eigentlich aber verbarg sich hinter all diesen jähen Wanderungen der Gedanke, daß Hermann den fremden Damen die Merkwürdigkeiten der Stadt zeige und daß er sie an der einen oder andern merkwürdigen Stelle wiederfinden müsse.

Vergebens! Er setzte sich, als es schon dunkel geworden war, in einen Omnibus, der ihn die champs élisées hinunter bis nach dem Palais Royal brachte. Dann wandte er sich der Rue Richelieu zu und trat in den Restaurant Debaize, wo er noch den einen oder den andern Bekannten beim Mittagessen zu finden hoffte. Da sie aber, wie der Kellner meldete, schon alle abgespeist hatten, so stillte er gedankenlos den Hunger und eilte nach dem Cafe Lepelletier, wo er auch in der That noch so glücklich war, die gewohnte Gesellschaft zu treffen.

Er grüßte, nahm Platz, bestellte sich den braunen Trank von Mokka und lauschte dem Gespräch, das sich bereits entsponnen hatte.

Wo steckt denn nur Hermann der Cherusker? Ich habe ihn seit einer Woche mit keinem Blicke gesehen, fragte der Eine.

Er war nicht im Lesekabinete, rief ein Anderer und in den deutschen Blättern fehlen auch seine Correspondenzen.

Und er kam auch nicht zu Tisch, bemerkte ein Dritter.

Ich will euch das Räthsel lösen, lachte ein Vierter. Ich bin ihm heute im Tuilleriengarten an der großen Fontaine begegnet. Niemals hab ich den Cherusker in einem größern Staat gesehen. Er trug seinen Bratenrock, den er sich nach dem bekannten Modell mit einer Reihe Knöpfe bis an den Hals machen läßt und seine breiten flatternden Hosen. Auf dem Kopfe saß ein nagelneuer breitkrämpiger Hut, wie ihn die echten Germanen zu tragen pflegen. Dabei hatte er einmal gegen seine sonstige Gewohnheit einen Ueberfluß von Seife an sich gewendet, und sein langes wirres blondes Haar wehte nicht wie sonst im Winde, sondern klebte von Pomade oder Oel steif aneinander. Auch glänzten gelbe Glacee-Handschuhe an den breiten westphälischen Händen und seine große goldene Brille war offenbar gescheuert, denn sie strahlte im Sonnenlicht. Noch heller aber leuchtete der Blick durch die etwas bläulichen Gläser. Es war ein wahrer Triumpfatorblick.

Welche Veränderung! rief nun der erste Frager. Wie ist das zugegangen?

Nun er machte den Führer bei zwei wunderschönen Damen in der feinsten Toilette, erklärte der andere. Die eine schien die Mutter die andere die Tochter zu sein, denn eine war eine reizende Frau in reifen Jahren und die andere ein junges Mädchen, das mit verwunderten Augen in die Welt schaute. Ueberdies gab sich eine auffallende Familienähnlichkeit zu erkennen.

So werden es die Damen sein, von denen der Cherusker schon so lange gefaselt hat, meinte jetzt Einer, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. Jüngst erzählte er uns, daß ihm ein Freund in der Heimath die Ankunft einer Frau von Pleidt und ihrer Tochter hier in Paris angekündigt habe. Die Dame ist eine reiche Wittwe aus der Gegend, wo das Rheinland und Westphalen aneinanderstoßen. Sie besitzt nur eine einzige Tochter, welche die Erbin ihrer Güter und industriellen Anlagen sein wird. Der Aufenthalt in Paris ist dazu bestimmt, dem jungen Mädchen den letzten Firniß zu geben. Sie soll noch Klavierstunden bei Chopin und Ge-

sangunterricht bei Garcia nehmen, und zugleich einen Blick in das Leben der Weltstadt thun.

Aber was denkt der Cherusker dabei? ließ sich eine andere Stimme hören. Er hält ja Paris für ein Sodoma und Gomorrha. Wie kann er sich dazu hergeben, der jungfräulichen deutschen Heiderose als Führer zu dienen?

Das hab ich ihm auch gesagt, war die Antwort, aber er meinte, er wolle die Empfohlenen aus der Heimath als getreuer Eckhart beschützen, damit sie nicht in den Wirbel und Strudel des Venusberges geriethen.

Alle lachten.

Ich glaube, er möchte noch lieber den Tannhäuser spielen, wenn die junge Deutsche geneigt wäre, die Venus zu sein, rief nun ein Anderer.

Aber bedenkt doch seine germanische Sittlichkeit und Keuschheit, ließ sich eine dritte Stimme hören. Er gehörte stets zu den abstinenten Burschenschaftern.

Der es indeß nicht verschmäht eine französische Grisette zu umarmen, wenn es heimlich geschehen kann, tönte eine neue Stimme. Wenn man erzählen wollte. — —

Das Gespräch über den Cherusker dauerte noch einige Zeit in dieser Weise fort. Wilfried hörte ihm nicht ohne Interesse zu, als sich ihm ein junger Künstler nahte und ein Billet aus der Tasche zog. Es ist gut, sagte derselbe, daß ich Sie finde. Chopin spielt diesen Abend bei der Comtesse M. Ich habe Ihnen diese Einladung verschafft. Es ist aber Zeit, daß wir gehen und uns ankleiden. Ich hole sie um neun Uhr ab und führe Sie in die Gesellschaft. Noch Eins! Vielleicht werden Sie auch einen Ihrer Hauptwünsche in Erfüllung gehen sehen.

Wilfried dachte an das junge schöne Mädchen und fragte innerlich erschreckt: Und der wäre?

Heinrich Heine pflegt die musikalischen Abende der Gräfin zu besuchen. Hoffentlich ist er diesen Abend dort. Dann finden Sie wohl Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, sprach der junge Musiker.

Ach so, antwortete der junge Mann halb enttäuscht und halb zerstreut — das würde mich freuen.

In diesem Augenblicke wäre ihm aber die Aussicht, der schönen Veronika zu begegnen, viel lieber gewesen, als eine Zusammenkunft mit allen Berühmtheiten der Welt.

Zu langen Unterredungen fehlte es aber an Zeit, denn die Stunde der Gesellschaft nahte heran. So trennten sich die beiden jungen Leute, um sich so rasch wie möglich in die Salon-Kleider zu werfen.

III.

Als Wilfried mit dem jungen Musiker in den Salon der Comtesse M. eingetreten und die üblichen Vorstellungsfeierlichkeiten bei der Dame überstanden hatte, stellten sich die beiden jungen Leute plaudernd in eine Ecke um die Gesellschaft, die bei ihrer Ankunft noch sehr klein war, ankommen zu sehen. Nach der französischen Sitte stand an der Thüre ein gallonirter Diener, welcher sich von den Eintretenden ihre Namen sagen ließ und sie dann mit lauter Stimme in den Saal rief. Bei dieser Gelegenheit kamen allerlei verwunderliche Laute zum Vorschein, denn das Haus der Gräfin wurde besonders von vielen Fremden aller Nationen besucht und der moderne Herold des Salons war höchstens im Stande, die französischen Herren und Damen beim wahren Namen zu nennen. Auch die Italiener und Spanier wurden noch ziemlich deutlich bezeichnet. Ungleich größer aber zeigte sich die Verstümmelung, wenn irgend eine deutsche Persönlichkeit durch die Thüre trat. Am schlimmsten aber ging es den Russen und Polen, bei deren Anmeldung der Bediente offenbar in die entschiedenste Verlegenheit gerieth, denn er prustete oder nieste dann die ersten Silben und setzte darauf die Laute ki oder ow an den Schluß des Wortes.

Es war natürlich, daß der Charakter der Gesellschaften in diesem Hause durch die Verschiedenheit der genannten Nationalitäten einen ganz eigenthümlichen Anstrich gewann. Man konnte sich nicht leicht eine seltsamer zusammengesetzte Vereinigung von Menschen aller europäischen Stämme und aller Gesinnungsarten denken. Am wenigsten waren jedenfalls die Anhänger der damaligen Regierung Louis Philipps vertreten. Dagegen sah man hier die Verehrer der Napoleonischen Ansichten, denn der verstorbene Gemahl der Gräfin war selbst ein früherer napoleonischer Offizier gewesen, weshalb man denn auch nicht selten, wenn die Thüre sich öffnete, durch Aufruf eines neuen Ankömmlings an die Schlachten erinnert wurde, die der große Korse einst in entfernten Ländern schlug und deren Namen er seinen Lieblingen gegeben, die sich dort ausgezeichnet hatten, und deren Nachkommen hier in allerlei Gestalten erschienen. Zu diesen Bonapartisten gesellten sich manche Italiener aus den höchsten aristokratischen Geschlechtern ihres Landes. Es waren Leute, die einst zu dem Bunde der Corbonaris gehörten und in der Regel durch düstre, melancholische Gesichter hervorstachen, was um so weniger verwundern konnte, da viele derselben daheim zur Todesstrafe verurtheilt worden waren. In gleicher Weise gehörten die verbannten Polen, die sich hier einfanden, den höchsten Kreisen ihrer Heimath an, denn in Polen und Italien ist die Revolution wesentlich aristokratischer Natur. Die Intelligenz und der Besitz lehnt sich dort im Interesse der Nationalität gegen die Herrschaft der Fremden auf. Die Vornehmen wollen regieren, sie möchten ihre Besieger vertreiben, um dann selbst das tiefer stehende Volk zu unterdrücken. Gegen diese Flüchtlinge bildeten die Deutschen, welche eintraten, einen seltsamen Contrast, denn sie waren meist Kinder des Volkes, und aus den bürgerlichen Ständen hervorgegangen. In ihrer Heimath grade gegen aristokratische und reaktionäre Bestrebungen ankämpfend, waren sie mit den Regierungen in Unebenheiten gerathen und mußten

schließlich den heimischen Boden verlassen wenn sie nicht eine langjährige Kerkerhaft gewärtigen wollten.

So war der Salon der Gräfin M. beschaffen, denn so liebte es die Dame. Aber sie liebte es auch, ihre Gäste zu erheitern und deßhalb suchte sie ihre Gesellschaft mit der Schönheit zu schmücken. In der That konnte man nicht leicht eine reizendere Versammlung von anmuthigen Frauen sehen. Ueberall fiel das Auge auf die schönsten und bezeichnendsten Züge der gallischen, germanischen, romanischen und slavischen Stämme. Außerdem aber wurde der Geselligkeit durch die Kunst noch ein besonderes Interesse verliehen. Die Gräfin war selbst eine geübte Sängerin, welche freilich der frischen Mittel ermangelte, um wie in ihren Jugendjahren zu glänzen. Außerdem fanden manche hochgeborene Dilettanten Gelegenheit, ihre Kunst hören zu lassen. Aber es fanden sich auch die Sänger der italienischen Oper ein. Die Grisi, die Persiani, Mario, die beiden Lablache, Vater und Sohn, gaben mitunter treffliche Proben ihrer Meisterschaft. Dazu kamen, wenn die Umstände es zuließen, Virtuosen auf verschiedenen Instrumenten. Heute aber sollte Chopin der Löwe des Tages sein. Da dieser merkwürdige Künstler aber wegen zunehmender Kränklichkeit immer seltener in die Oeffentlichkeit trat, so war es natürlich, daß sich die Bekannten des Hauses möglichst zahlreich einfanden.

Wilfried hatte sich die Eintretenden mit scharfem Auge betrachtet, denn er erwartete mit Sehnsucht den Dichter des Buches der Lieder zu erblicken. Allmälich aber waren die Säle ganz gefüllt, und die Gäste erschienen immer spärlicher. Schon erlosch die Aufmerksamkeit, mit welcher er seine Blicke der Thüre zugewandt hielt, denn es begannen nun auch die Vorbereitungen zu einem altitalienischen Chorgesange. Da rief der Thürhütende Diener auf einmal einen Namen, der ihm bis in die tiefste Seele drang: Madame de Pleidt et sa fille, Monsieur Hermann. Wirklich brachte der Cherusker seine Bekanntschaft von Pere Lachaise herein, indem er die Mutter am rechten und die Tochter am linken Arm führte. Der Germane sah dabei so aufgeblasen aus wie ein linkischer Triumphator. Nachdem die Damen der Frau des Hauses vorgestellt waren, nahmen sie Platz, und der bereits intonirte Chor begann.

Der Blick des jungen Deutschen ruhte unbeirrt auf der schönen Veronika. Er war so sehr Auge, daß er vorläufig gar nicht Ohr war. Auch die reizende Landsmännin hatte ihn erschaut und streifte mitunter mit scheuen Blicken an ihm vorüber. Inzwischen gab sie sich aber auch den Genüssen hin, welche ihr hier in seltener Reinheit und Vollendung geboten wurden. Wilfried folgte mit steigendem Entzücken dem Ausdruck, welcher sich auf den schönen reizenden Zügen offenbarte. Als allmälig die Italiener ihre wunderbaren heitern Weisen mit hellen süßen Nachtigallenstimmen dahinrollen ließen, lag auf ihrem Gesicht eine Heiterkeit, als wäre der junge Mai frisch und selig vor ihrem Geiste aufgestiegen. Und wie zuckte und blitzte es über ihre Züge, als Chopin seine seltsamen Melodieen und noch seltsameren Akkorde singen, jauchzen, hüpfen, jubeln, seufzen und weinen ließ! Es schien, als wäre das ureigenthümlich nervöse durchaus moderne Leben dieses individuellen Meisters, der ein kleines schmächtiges Männchen mit ärmlichen Gliedern und kranken Mienen am Flügel saß, und dennoch oft in seinen Tondichtungen mit riesiger Kraft stampfte und lautem Aufschrei klagte, in das Wesen des Mädchens übergegangen. Und dann spielte noch ein anderer Künstler von geringerm Namen ein weiches Adagio von Beethoven. Hier galt es die Würdigung des erhabenen Musikstücks und nicht des Ruhmes des Vortragenden. Ueberall zeigte sich nunmehr eine Nachlässigkeit im Zuhören, weil der Löwe des Abends abgetreten war. Nur Veronika lauschte mit verklärten Mienen. Wie die Composition so hauchte ihr Wesen befriedigte Ruhe und Andacht. Wilfried sah, daß das Mädchen nicht bloß auf den Namen ging, sondern auch in die Tiefe des Kunstwerks eindrang. Wie sie in edler Verklärung dasaß, hatte sie den Anschein einer Jungfrau, die Tempeldienst hält.

Endlich trat eine Pause ein. Die Damen erhoben sich von ihren Sitzen, Alles wirrte durcheinander, und Wilfried näherte sich der Frau von Pleidt und ihrer Tochter, an welche der Cherusker sich ganz unzertrennlich geknüpft zu haben schien, denn er hatte, so sehr es ihm möglich war, nur Augen für Veronika und nur Aufmerksamkeiten für ihre Mutter. Als Wilfried sich der Gruppe näherte, verzog sich das Gesicht des Flüchtlings zu einer wirklichen Unzufriedenheit, was aber nicht verhinderte, daß die Damen den Gruß des jungen Mannes mit entschiedener Freundlichkeit erwiderten.

Hermann war eben beschäftigt, den deutschen Landsmänninnen die berühmten politischen Persönlichkeiten zu zeigen, die in den Revolutionen ihrer Länder eine mehr oder weniger bevorzugte Rolle gespielt hatten. Zugleich konnte er nicht müde werden, die Bedeutung dieser Männer hervorzuheben, indem er nicht verfehlte, sich immer zu den größten Martyrern des Jahrhunderts zu zählen. Gleichwohl horchte ihm Frau von Pleidt mit der Artigkeit, welche eine Dame der Welt einem Manne schuldig ist, der sie gewissermaßen in seinen Schutz genommen hat. Veronika aber, die noch zu jung war, um die letzten Bewegungen in Frankreich, Deutschland, Polen und Italien erlebt zu haben, und die diese Revolutionen auch noch nicht in Geschichtsbüchern gelesen hatte, schien offenbar gelangweilt durch die cathederartigen Vorträge des Cheruskers.

Wilfried, dem diese Wahrnehmung nicht entging, sagte leise zu dem Mädchen: Für eine junge Dame scheinen Sie ja außerordentliches Interesse

für Politik und Verschwörungen an den Tag zu legen.

Ach Gott, seufzte Veronika leise, Alles das langweilt mich gründlich, aber Herr Hermann ist so artig — —

Daß er Sie langweilt? sagte Wilfried mit feiner Ironie. In der That sind Kunst und Poesie auch bessere Gegenstände für junge Geister.

Sagen Sie mir doch, ob Heine hier ist, fragte das Mädchen leise, ich mag unsern Politiker nicht fragen, denn er scheint schlecht auf den Dichter zu sprechen. Ihn einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, würde mir noch mehr Freude machen, als alle Virtuosen und Künstler, die wir eben gehört haben.

Seltsam, so begegnen wir uns ja in demselben Wunsche, antwortete der junge Mann. Auch ich bin mit dieser Hoffnung in die Gesellschaft gekommen. Leider sind wir beide getäuscht worden.

Worin sind Sie getäuscht worden? fragte nun die Mutter, welche eine günstige Gelegenheit abgewartet zu haben schien, um den Auseinandersetzungen des politischen Systems des Cheruskers zu entgehen.

Heinrich Heine heute zu sehen, antwortete die Tochter.

Heinrich Heine, murmelte Hermann ärgerlich in sich hinein.

Kennen Sie den Dichter denn noch nicht? fragte die Dame.

Es ist nicht so ganz leicht, zu ihm zu gelangen, antwortete Wilfried. Ich habe versäumt, mir in Deutschland eine Empfehlung geben zu lassen, die eine gehörige Bürgschaft für mich leistete, weil ich glaubte, ich würde auf andere Weise Gelegenheit finden, ihn kennen zu lernen. Während er früher leicht zugänglich war, haben ihn manche Erfahrungen der letzten Zeit ziemlich mißtrauisch gegen neue Bekannte gemacht. Sie wissen er hat sehr heftige Worte gegen Platen, gegen die Romantiker und gegen Börne geschrieben. Aus seinen Angriffen sind ihm eine Menge von Gegnern erwachsen. Es ist sogar bis zu Ohrfeigen nud Duellen gekommen. An bissigen literarischen Angriffen fehlt es ebenfalls nicht. Nun scheint er sich augenblicklich in einer Stimmung zu befinden, wo er überall Feinde sieht. Viele seiner alten Bekannten sind ihm dadurch entfremdet. Andere, die ihn noch besuchen, mögen ihm mit Recht oder Unrecht verdächtig sein. Einzelne haben mir sogar versprochen, mich in seinem Hause einzuführen, aber wenn der Tag kam, so war immer eine Entschuldigung bei der Hand. Ich vermuthe fast, daß er sich jeden neuen Besuch verbeten hat. Man sieht ihn selbst nicht mehr in Gesellschaft. Sogar dieses Haus, was er sonst zu besuchen pflegte, scheint er zu meiden. So bin ich nicht einmal im Stande, ihm einen Gruß zu bringen, der mir freilich auf ziemlich räthselhafte Weise aufgegeben worden ist.

Ist es nicht indiskret nach der Art dieses Grußes zu fragen? sprach Frau von Pleidt, auf deren Gesicht sich eine offenbare Neugierde kund gab.

Ich habe eine Verwandte am Rhein, erzählte der junge Mann, die mir auftrug, ihm von den drei Schwestern von Andernach heitere Vorwürfe zu bringen und ihm zu sagen, daß er einmal schöne Dinge geflunkert und gelogen habe. Worauf sich das bezieht, weiß ich nicht.

So sind Sie ein Neffe, der frühern drei Fräulein Lei, sprach Frau von Pleidt.

Sie kennen also meine Tante? fragte Wilfried mit dem höchsten Erstaunen.

Ich kenne sie, lautete die Antwort.

Und Sie wissen, worauf sich die Grüße beziehen?

Ich weiß es!

Und ich vermuthe es, sagte Veronika. Die Anspielung bezieht sich auf eine Stelle in den Reisebildern. O die Gelehrten! Da kann Ihnen am Ende ein junges Mädchen Bescheid ertheilen.

Wenn ich nur die Reisebilder haben kann, murmelte Wilfried.

Besuchen Sie mich Morgen Rue Richelieu im Hôtel des Princes. Dort steht das Buch zu ihren Diensten, sprach die Dame. Als Freundin ihrer Familie aus alter Zeit darf ich Sie wohl einladen.

Indem Wilfried für die Freundlichkeit dankte, klopfte sein Herz hochauf. Auch Veronika schien vergnügt. Nur der Cherusker machte ein äußerst saures Gesicht. Als er mit den Damen kurz nachher die Gesellschaft verließ, sah er nicht mehr aus wie ein Triumphator.

(Fortsetzung folgt.)

Feste Arbeit.

Meier. Gevatter, ist denn wahr, daß unser Knopf gestorben ist?

Bohm. Wir haben ihn eben begraben. Ich hab' mir das Grab angesehen und behaupte, kein Schneider hat noch ein so dauerhaftes Knopf-Loch gemacht, wie dieses.

Dicke Cultur.

Schulmeister. Nun, Görg, du kannst mir wohl gar nicht mehr ausweichen? Körperlich hast du sehr zugenommen, aber cultivirt bist du nicht sehr.

Görg. Ja sehn's, Herr Schullehrer, die Cultur kommt halt von Ihne her und das Dickwerden von mir.

Peter Wehnke aus Hamburg erzählt:

Das ist nun schon zwanzig Jahre her und vielleicht noch etwas mehr, da lag ich mit der Brigg Elisa vor Koppenhagen. Ich war aber der Zeit Obersteuermann und hatte wegen der Ladung alle Hände voll zu thun mit Bestellungen und Laufereien, denn wir wollten nach zwei Tagen in die See stechen und auf Hamburg zurücksegeln. So kam ich denn auf meinen Gängen durch die Stadt auch auf den Schloßplatz, wo der König sein Haus hat. Der König, Krischan der Achte, aber, der mein alter guter Freund war, lag im Fenster und rauchte seine Pfeife Taback. Na, dacht ich, sieht der dich, dann wird's gut, denn wenn der Alte einmal mit dem Schwatzen anfängt, ist an kein Aufhören zu denken. So drück' ich mir denn den Hut in's Gesicht, zieh die rechte Schulter in die Höh und mach einen krummen Mund, daß er mich nicht kennen sollt'. Doch was hilft's. — „Verdammt," ruft er mit einem Mal, „das ist ja der Peter Wehnke! Peter, Peter, Schwerenöther, willst du still stehn oder ich laß dich in's Loch stecken!" Was war da anzufangen? Ich mache den Mund wieder grade, drück die Schulter herunter und zieh den Hut vom Kopf und sage: „Majestät, ihr dürft mich nicht aufhalten, denn ich hab's heiß. Er aber schrie: „Ach was, Majestät, ich heiße Krischan, und wenn du mich nicht Krischan nennst, so soll dich das Donnerwetter!" „Na, nichts für Ungut, Krischan, gebe ich zur Antwort und will weiter. Aber jetzt wurde er noch zorniger und tobte: „Peter Wehnke, bist du denn ganz des Teufels? Du darfst nicht an meiner Thür vorübergehen. Auf der Stelle kommst du herauf!" Ich wollte mich noch einmal entschuldigen und sprach: „Aber Krischan, ich hab' wahrhaftig zu viel zu thun." Doch da schmiß er im Zorn seinen Pfeifenkopf nach mir und raste, er würde mich köpfen lassen, wenn ich ihn nicht besuchte, denn Krischan war mitunter sehr ecklig. So ging ich denn hinauf. Als ich in der Stube war, umarmte er mich und ging in das Schlafzimmer und rief seine Frau: Maricken, steh geschwind auf und back Pfannkuchen, denn der Peter Wehnke aus Hamburg ist hier und will dir guten Tag sagen. Ich bedankte mich, aber Krischan der Achte wollte nichts davon wissen. „Meinst du, sagte er, ich ließ dich trocken von dannen?" Dann drückte er mich in das Sopha und stopfte mir eine Pfeife. Nun kam auch die Königin und setzte sich neben mich. Da sprach er: „Maricken, tast einmal um dich!" Da griff die Frau hinter das Sopha und holte einen Krug echten holländischen Genever heraus und goß mir ein Glas voll. Das war ein Tröpfchen! Darauf sagte sie, sie wolle in die Küche gehen. Ich und Krischan aber stellten uns an das Fenster und sahen in den Garten, wo der Gärtner die Erdäpfel ausmachte.

Ich fragte ob er eine gute Sorte habe, und da der Gärtner eine Probe brachte, merkte ich, daß ich daheim bessere Kartoffel baute, und versprach ihm guten Saamen. Nun trug die Königin Pfannenkuchen auf. Ich sage euch, ich habe mein Lebtag keine bessere gegessen. Und es war auch prächtiger Salat dabei. Wie wir nun so sitzen und essen und trinken

da schmunzelt Krischan der Achte und sagte, ich solle mir eine Gnade ausbitten. Ich aber denk nach, und es geht mir allerlei durch den Kopf und sag: So möchte ich wohl noch einen Teller voll Salat haben. „Du bist ein braver Kerl, Peter Wehnke, sagt Krischan, und klopft mir auf die Schulter, aber so kommst du mir nicht davon. Hast du nicht Lust, Admiral zu werden?" Ich aber antworte: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" worauf Krischan der Achte mich küßt und mit Thränen in den Augen spricht: „Hol mich der Teufel, das hat mir noch Niemand gesagt." Nachträglich wurde er aber doch grimmig über meine grobe Antwort und schrie: „Aber du bist doch ein unverschämter Mensch und verdienst fünf und zwanzig — — —." Da brach mir aber die Geduld und ich donnere wüthend: „Hör mal, Krischan, wenn du mich schnöde behandelst, so behandle ich dich auch wieder schnöd." Und es fehlte nicht viel, dann hätten wir uns geprügelt. Aber die Königin warf sich zwischen uns und bittet: „Lieber Wehnke, nicht so hitzig, er meint es ja nicht böse." „Das ist mir ganz egal, schrei ich, kommt er mir so, so komm ich ihm so. Adieu, Frau Königin, haltet euch gesund!" Und nun stürzte ich aus dem Zimmer und aus dem Hause, besorgte meine Bestellungen und lief nach der Rhede, während Krischan der Achte in einem fort rief: „Peter Wehnke, Peter!" Ich kehrte mich nicht an sein Schreien und fuhr auf Hamburg. Da hab ich aber gehört, daß der König viele schlaflose Nächte gehabt und wie ein Unsinniger geweint und gejammert hat: „Wer giebt mir meinen Wehnke wieder?"

Nach Koppenhagen bin ich nun nicht wieder gegangen, denn ich fürchtete, Krischan der Achte werde einen neuen Wuthanfall bekommen, wenn er mich sehe, und mir am Ende den Kopf abschlagen lassen. Unterdeß vergaß ich mein Versprechen aber nicht, ihm Saatkartoffel zu schicken und ließ ihm mit der nächsten Gelegenheit einen Sack voll zukommen. Darauf erhielt ich von der Königin einen freundlichen Brief nebst einem Kanarienvogel, den der König Krischan selbst in seiner Vogelhecke aufgezogen hatte. Das Thierchen sollte ich zum Andenken aufbewahren. Und wahrhaftig, es war ein allerliebstes Geflügel. Ich gab ihm den Namen „Mandje" und hatte es immer in meiner Kajüte stehen und er wurde bald so zahm, daß er mir auf die Finger flog und aus meiner Hand fraß. Ja, ich konnte den Bauer und das Fenster offen stehen lassen, ohne daß es daran dachte, sich zu entfernen. Auch lehrte ich es das schöne Lied: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt," pfeifen und es sang bald so lieblich, daß mir jedes Mal die Thränen in die Augen traten. Nun geschah es aber einmal, daß ich an meinem Tische sitze und einen Brief schreibe, während dessen der Vogel vor mir hin- und herhüpft. Plötzlich aber sehe ich ihn auf dem Rande des Tintenfasses sitzen und mit dem Schnabel in die Tinte kommen. Welch einen Schrecken hab' ich aber, da ich gewahre, das Thier säuft Tinte! Ich dachte nicht anders als der arme Vogel hätte sich vergiftet, und so war es auch gewissermaßen, denn seine Stimme klang mit einmal heiser und mit dem schönen Liede: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt" war es vorbei. Ich hütete mich fortan, das Thier beim Schreiben aus dem Käfig zu lassen, und sorgte, daß das Tintenfaß beseitigt war, wenn ich das Thürchen öffnete. Merkwürdiger Weise bemerkte ich aber, daß mein Mandje nunmehr eine merkwürdige Leidenschaft für die Tinte hatte, denn er pickte auch an allen Briefadressen, die in der Kajüte lagen und fraß die Buchstaben rein weg. Allmälig kam ihm aber doch die Stimme zurück, und es sang auch wieder das schöne Lied vom Muth in der Brust, nur daß es heiser blieb und daß ihm immer noch einige Töne fehlten. Aber wer einmal einen bösen Trieb hat, der läßt nicht so bald davon ab, und wer einmal in die Tinte gerathen ist, der kommt nicht sobald

heraus. Das wissen auch die Gelehrten. So geschah es denn auch einmal wieder, daß ich das Tintenfaß nach dem Schreiben auf dem Tische und den Vogelkäfig offen stehen ließ und hinaus in die Stadt ging. Es war schon später Abend als ich heimkehrte. Ich guckte wie immer nach meinem Mandje aber der Bauer war leer, was mich um so mehr verwunderte, als das Thierchen mit der Dämmerung stets in sein Gehäuse zurückkehrte. Voller Schrecken rufe ich: Mandje, Mandje! aber kein Vogel ist zu sehen und zu hören. So zünde ich mir Licht an und suche ihn durch die ganze Kajüte. Endlich bemerke ich, daß auf meinem schwarzen Ebenholzschrank etwas sitzt, das wie ein Vogel aussieht. Ich leuchte näher — und fast hätte der Schlag mich gerührt — denn dort saß mein Mandje aber statt goldgelb, wie ich es vor einigen Stunden verlassen hatte, war es pechkohlrabenschwarz. Ich gehe darauf an das Tintenfaß und siehe da, es ist bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. Nachdem ich mich von meinem Schrecken einiger Maßen erholt hatte, gab ich das Thier auf, und ließ es in seiner Steifheit und Starrheit sitzen, wo es saß, weil ich nicht anders erwartete, als daß es jetzt ganz vergiftet wäre und in der Nacht herabfallen werde. Darin hatte ich mich aber getäuscht, denn als ich am andern Morgen aufwachte, hörte ich den Ruf „Quack, Quak" und als ich mich überzeugen wollte, woher das Geschrei kam, war es mein kleines Mandje, das mit dem schwarzen Gefieder des Raben auch den Ton des Raben angenommen hatte. So viel Kummer mir auch die Sache machte, so dachte ich doch, halt, das ist eine merkwürdige Rarität, aus der du deinen Nutzen ziehen mußt. Und so versuchte ich, mein Mandje sprechen zu lehren, was mir auch, da ich ihm nun immer Tinte zu saufen reichte, vollständig gelang. Ich gab ihm nämlich jetzt Unterricht im Sprechen, so daß es schon nach einem Vierteljahr sagen konnte: „Alter Großtürk, der Teufel soll dich holen!" *)

Kurz nachher hatte ich eine Ladung nach Marokko, wo so eine Art von Großtürk herrscht, der ganz schwarz ist und auch lauter schwarze Unterthanen hat. Als ich dort mit der Brigg Elisa im Hafen lag, hörten die ungläubigen Nackers von meinem schwarzen Kanarienvogel, der sprechen konnte und den ich auch diesmal wieder mit mir führte, und nach und nach kam die Bewohnerschaft der ganzen Stadt, um sich das noch ungesehene Märwunder anzusehen, wobei sie aber, wenn der Vogel plötzlich rief: Alter Großtürk, der Teufel soll dich holen! ein Kreuz machten und von dannen liefen und nicht anders meinten, das Thier wäre ein Werk der Hölle und ich der leibhaftige Satan, denn die Leute sind sehr religiös und meinen, daß der Teufel eine weiße Farbe habe. Ich glaube, sie haben mich sogar bei den Behörden als Schwarzkünstler angegeben, was aber nichts schadete, denn ich fuhr unter der Flagge der deutschen Raubstaaten, vor der die Heiden großen Respect haben. So drang denn das Gerücht von meinem Mandje sogar bis in den Palast des Kaisers, der auch neugierig wurde und mein Thierchen zu sehen wünschte, weshalb er denn eines Tages mit all seinen hundert Weibern auf der Brigg erschien, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Der Kaiser war aber ein dicker fetter Mann, wie ich je einen Türken gesehen habe, seine kleinen Augen saßen im Gesichte wie Corinthen in einem schwarzangebrannten Pfannenkuchen und er hatte einen unermeßlichen Bauch. Auch trug er einen krummen Säbel, der mit lauter Edelsteinen besetzt war, an der Seite und an die zwanzig Pistolen und zwölf Dolche im Gürtel, sodaß mir angst und bang wurde, denn ich dachte er würde mir sofort den Kopf abschlagen, wenn er den Vogel rufen hörte: Alter Großtürk, der Teufel soll dich holen! Und wahrhaftig, Mandje sprach das große Wort gelassen aus. Nun merkte ich aber, daß der Kaiser andern Sinnes war, als seine Unterthanen, denn statt sich zu kreuzigen brach

er in ein lautes Gelächter aus und hielt sich den Bauch fest, der wirklich so heftig schüttelte, daß er zu platzen drohte, woraus ich denn ersah, daß er wirklich ein Ungläubiger war. Als er aber etwas

*) Die beiden vorstehenden Geschichten wurden uns ihrem Hauptinhalte nach mitgetheilt von Dr. Th. Piening zu Horst in Holstein.

zur Ruhe gekommen, sagte er: Das ist ja ein Hauptvogel, den müßt ihr mir überlassen und bot mir tausend Zechinen für das Thier. Natürlich ging ich auf den vortheilhaften Handel ein, und er griff sofort in seine Tasche und zählte mir das Geld in blanken Stücken auf den Tisch. Unterdeß aber flüsterte mir eins seiner Weiber, die zitronengelb und sehr schön war, in das Ohr: Peter Wehnke, in der Nacht um zwölf Uhr paß' auf, und machte mir einen sehr bedeutungsvollen Blick mit den Augen. Dann ging die ganze Gesellschaft von dannen. Am andern Morgen wollte ich aber die Anker lichten und heimwärts machen, denn ich hatte meine Geschäfte in Marokko beendet. Darum fiel mir denn das „Paß' auf" der zitronengelben Prinzessin auf und ich dachte nicht anders, als es möchte mir in der Nacht ein Ueberfall drohen, weshalb ich denn auch wacker auf dem Decke blieb und ein paar Mann mehr wachen ließ. Als nun die Uhren auf den Thürmen Mitternacht schlugen, und Alles sonst mäuschenstill im Hafen war, da plätscherte es auf einmal durch das Wasser und ich sah im Mondschein einen zitronengelben Gegenstand an dem Schiff heraufschwimmen, der plötzlich rief: „Peter Wehnke, laß mich hinauf," worauf ich denn einsah, daß es Niemand anders sein konnte, als die Prinzessin, und ein Seil herunterwarf, mit dem ich sie in die Höhe zog. Als sie aber auf dem Decke stand, da hatte ich einen schönen Schrecken, denn sie fiel mir um den Hals und sagte, daß ich ihre erste und einzige Liebe sei, denn ich war damals noch ein blanker Bursche und noch nicht so verwettert wie jetzt. Auch erzählte sie mir eine Geschichte, daß sie mit Respekt zu melden aus Hinterasien zu Haus und ihrem Vater, der ein Citronenfürst war, gestohlen und die Lieblingssultanin des Kaisers von Marokko geworden sei. Jetzt aber wollte sie mich durchaus heirathen. Das wurde mir nun eine schöne Scene. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich schon eine Frau daheim hätte, denn ich war damals schon drei Jahre mit meiner alten Anne verheirathet. Sie meinte aber, das wäre ihr egal und ich sollte sie nur zur zweiten Frau nehmen, auch hätte sie nichts dagegen, wenn ich mir noch ein Dutzend andrer Weiber suche. Daß man bei uns nach christlicher Art die Vielweiberei mindestens mit drei Jahren Zuchthaus bestraft, konnte sie gar nicht begreifen und bat und flehte, ich sollte nicht nach Hause gehen, sondern ihr mit Respekt zu melden nach Hinterindien folgen, wo ich auch so eine Art von Citronen- oder Pomeranzenkönig werden könne. Ich blieb aber stark gegen die Verführung, denn ich dachte an meine alte Anne zu Hamburg, und schlug ihr vor, ich wollte sie nach ihrer Heimath besorgen, womit sie auch endlich zufrieden war. So gab ich denn, als der Morgen dämmerte, das Zeichen zur Abfahrt und stach in See. Der Wind kam vom Lande und war uns günstig, aber kaum hatten wir einige Meilen zurückgelegt, so folgten uns zwei Schiffe mit vollen Segeln, das eine rechts, das andere links. Ich wußte nun gleich wo Barthel den Most herholt. Der Kaiser hatte die Flucht seiner Frau Gemahlin bemerkt und schickte uns seine schwarzen Kerle nach. Was war da zu thun? Ich hatte nur eine alte Kanone an Bord, die schon tausend Jahr alt war und eine deutsche Meile weit schoß. Die lade ich in aller Eile und schieße eine Kugel nach rechts auf das Schiff, das sofort ein Leck bekommt und untersinkt. Dann drehe ich das Geschütz, wende es nach links, lade und schieße aufs Neue. Pum! da hatte auch das andere Fahrzeug das Eisen im Bauche und sinkt. Die Leute sahen wir meistens vor unsern Augen ertrinken, indem sie riefen: „Der Peter Wehnke ist der lebendige Teufel!" Nur ein halbes Dutzend rettete sich auf einem kleinen Boote So fuhren wir ungestört weiter. Die Citronenprinzessin hab ich später einem Amerikaner mitgegeben, der mit Respekt zu melden nach Hinterindien fuhr. Beim Abschied war sie noch gelber geworden vor lauter Gram und Kummer, daß ich sie nicht heirathen wollte.

Damals bin ich im Mohrenlande in einen höllischen Respekt gekommen, wie ich das aus der Geschichte von den vier Meiern beweisen kann, die ich antraf, als ich wieder nach Hamburg kam. Die ganze Welt ist voll Meiers, aber solche Meiers, wie diese waren, giebt es jetzt gar nicht mehr. In der Stadt Burtehude lebte damals ein alte Schiffer, der hieß Meier, der hatte vier Jungens, die hießen auch alle vier Meier und waren rechte Herumtreiber und machten dem Alten viel Verdruß. Sie hatten dazu noch eine ganz besondere Merkwürdigkeit an sich. Der Aelteste konnte gewaltig viel essen, daher hieß er der Freßmeier, der Andere konnte gewaltig viel trinken und hieß der Saufmeier, der Dritte konnte gewaltig stark laufen und hieß der Laufmeier und der Vierte konnte gewaltig scharf sehen und hieß der Kieckmeier. Freßmeier und Saufmeier waren Schiffer, Laufmeier war Postbote und Kieckmeier war ein Sternengucker. Die beiden Schiffer lasen nun einmal, als sie nach Hamburg gefahren waren in der Zeitung, daß hinten in Afrika ein Heidenkönig wohne, der habe eine Tochter und die wäre verwünscht und verschwunden und kein Mensch wüßte, wo sie geblieben wäre. Wer sie aber wieder heimbrächte, der solle das halbe Königreich haben und, wenn es verlangt würde, die Dirne dazu. Teufel, sagte der Freßmeier zu seinem Bruder Saufmeier, da giebt es was zu verdienen, das wäre ein gefunden Fressen für uns, wenn wir die Königstochter auftreiben könnten. Darauf machten sie daß sie fortkamen, überlegten sich die Sache mit Laufmeier und Kieckmeier und beschlossen, daß sie das Wagstück übernehmen wollten. Kieckmeier stieg oben auf die Schanze und beguckte sich die Welt ein bischen und merkte auch, wo das Königreich Afrika sich aufhalten thät. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, auch keine Dampfer und elektrische

Telegraphen, worauf sie hinreisen konnten, deshalb hielten sie's für's Beste, daß sie sich mit dem Boot auf die Beine machten. So packen sie denn das Boot voll mit Lebensmitteln, Speck und Fleisch, Mehl und Erbsen, Buchweizenklösen und Pfannkuchen und einem Faß voll Rum, und als sie da mit fertig waren, fuhren sie mit dem ersten Hochwasser ab. Das Boot konnte aber das salzige Meerwasser nicht vertragen und hatte sich schon den Magen verdorben, als sie nach Helgoland kamen. Die Buchweizenklöse und Pfannenkuchen waren schon aufgegessen und der Rum ausgetrunken. Sie verkauften aber das Boot mitsammt dem Speck, Fleisch, Mehl und Erbsen und fuhren mit guter Gelegenheit nach London. In England da trafen sie mich, denn ich war gerade Obersteuermann auf dem großen Dreimaster Island, der nach Afrika abgehen sollte. Wir hatten aber Missionäre geladen, die dort abgesetzt werden mußten. Später war das Schiff dazu bestimmt, schwarze Mohrensclaven nach Westindien zu bringen. Nach meinem Rath gossen sich die vier Meiers erst tüchtig einen auf die Lampen und gingen dann auf den Dreimaster los. Der Capitain fragte sie, wat ju will? Da sagte Freßmeier: Wir sind Missionäre und wollen gern mitreisen nach Afrika und da die Heiden bekehren. Der Capitain machte große Augen, sperrte seinen Mund auf und sagte: God dämm: ei du not onderstand ju. Mittlerweile kam der Oberste von den Missionären, der konnte ein wenig deutsch schwatzen und als er hörte, daß sie Missionäre wären, nahm er sie mit. So gingen wir denn allzusammen nach Afrika und da ich unterwegs mit ihnen abgeredet hatte, daß ich das Wagstück mitmachen wollte, so kniffen wir allzusammen aus. Laufmeier aber war ein starker Kerl und nahm mich und seine Brüder auf den Rücken und lief in kurzer Zeit nach der Residenz des Königs. Ich aber blieb in der Nähe auf einem Berg in der Hecke sitzen, damit mich die Schwarzen nicht zu früh sähen und sich zu sehr fürchteten. Der König wohnte nun gerade in seinem Sommerpalast, eine Viertelstunde von der Hauptstadt. Der ganze Weg dahin war mit nichts gepflastert als mit Todtenköpfen und an beiden Seiten war ein Zaun von nichts als Menschenknochen, so daß uns ganz angst und bang wurde. Aber was sollten wir machen? Die vier Meiers wurden von tausend schwarzen Soldaten mit Knüppeln und Degen und Flinten und Büchsen nach dem König seinen Sommerpalast getrieben, so daß sie nicht wanken und weichen konnten. Der König saß auf seinem Thron von nichts als lauter Gold und hatte just einem Dutzend schwarzer Kerle zum Vergnügen die Köpfe abgehauen, mit denen er sein Steinpflaster ausbessern wollte. Er sah die Ankommenden groß an, riß das Maul weit offen, haute noch einem Schwarzen den Kopf ab und fragte dann Wat will ju? Die Meiers konnten aber vor Angst nichts sagen. Da fluchte der König ganz barbarisch auf Afrikanisch und sagte zu seinem Scharfrichter: Lang mir mal meinen großen Degen her, sah sie ganz wüthig an und sagte: Ihr Hallunken, ich will euch lehren in mein Land kommen und mein Volk bekehren und verführen. Da fielen die vier Brüder platt auf die Erde und riefen: Gnade, Gnade, wir

sind ja keine Missionäre. So? antwortete der König und ließ seinen Degen fallen: Ihr seid keine Missionäre, dann will ich euch das Leben schenken, aber wer seid ihr denn, was wollt ihr hier und wie heißt ihr? Da faßten sich die vier an den Hut und sagten: Wir sind vier Brüder und heißen Meier. Zu Haus da nennen sie uns Freßmeier, Saufmeier, Laufmeier und Kieckmeier. Wir sind aus Deutschland und haben in der Hamburger Zeitung gelesen, daß Ihr Eure Tochter verloren habt. Wir wollen sie suchen. Da sagte der König: Na, wenn das ist, das ist was anders, dann wollen wir gute Freunde sein, und ihr sollt zuerst etwas essen, denn ihr müßt hungrig sein. Der Weg von Deutschland hierher ist weit. Darauf ließ er ihnen eine gute Mahlzeit zurecht machen, dicken Reiß, Weizen-Klöse mit Korinthen, gebratene Affen und Mohrenkinder. Was es eigentlich war, das wußten sie nicht, es schmeckte aber ganz gut. Als sie satt waren, sagte der König zu ihnen: Wenn ihr mir nun meine Dirne wieder bringt, so sollt ihr das halbe Königreich haben. Kieckmeier aber stieg auf dem König seinen Sommerpalast, der sehr hoch war und sah sich ein wenig die Welt an und rief ganz vergnügt:

Ich hoffe zu finden, ich hoffe zu finden. Sogleich ließ Laufmeier sich einen Paß vom König geben und nahm seine drei Brüder auf den Buckel und lief mit ihnen viele Meilen, bis an das Ende von Afrika. Als sie dort ankamen, hing die Prinzessin hoch in der Luft an der Spitze eines gewaltigen Palmbaumes, der aber ganz krumm war und weit in das Weltmeer gebeugt stand. Kieckmeier sah sogleich, daß die Prinzessin dort in eine Wachspuppe verzaubert war und an einen seidenen Faden baumelte. Da stieg Freßmeier auf den Baum, schnitt den Draht ab und ließ die Prinzessin in das Weltmeer fallen, Saufmeier aber trank das Weltmeer in der Schnelligkeit aus, und Laufmeier sprang in den Abgrund und kriegte die Wachspuppe zu packen, und als er mit ihr an das Land kam, war es eine wunderschöne lebendige Prinzessin. Die vier Meiers aber brachten die Dirne ihrem Vater zurück. Da war in der Hauptstadt und im ganzen Reiche lauter Vergnügen und der König sagte: Nun wollen wir aber auch einmal essen und trinken, aber ihr dürft mir nichts stehen lassen! Denn so war dort in Afrika die Mode, und sie meinten es auch ehrlich. Da wurde aber so entsetzlich viel zurecht gemacht, gekocht und gebraten, daß er gewiß dachte sie würden es nicht vertilgen. Als die andern längst satt waren, fing Freßmeier erst recht an und verzehrte Alles bis auf den letzten Bissen, Saufmeier aber trank das Bier, den Wein, den Rum und den Branntwein bis auf den letzten Tropfen. Und der König hielt nun auch ganz getreu sein Wort. Er gab ihnen so viel Geld, als sein halbes Königreich werth war, und auch die Prinzessin, die Kaiserin von Deutschland werden wollte. Und damit reisten sie ab. Den ersten Abend kamen sie auf den Berg, wo ich noch immer in der Hecke saß und wo sie mir ihre Geschichte erzählten. Dort machten sie auch ein schönes Zelt für die Prinzessin und ihre Kammerjungfer und blieben die Nacht. Der König konnte sich aber nicht in den Verlust der Tochter schicken und fühlte große Reue, daß er sie fortgegeben hatte. So rief er all seine schwarzen Soldaten zusammen auf die Beine und befahl ihnen, die deutschen Kerls einzuholen oder doch die Prinzessin wieder wegzunehmen. Am andern Morgen war Kieckmeier zuerst auf und als er den Berg hinuntersah, war schon die schwarze Armee im Anmarsch. Er konnte wohl denken, was das zu bedeuten habe und weckte seine Brüder, die sich nunmehr für verloren hielten und heulend und klagend an mein

Bett kamen, um zu fragen, ob ich ihnen helfen könne. Hol der Teufel, sag ich, die schwarzen Hallunken sollen euch nichts thun, die Mohren haben mich bei Marokko kennen gelernt und halten mich für den Teufel. Damit heiß' ich sie, sich zurückziehen und stelle mich vorn auf den Berg, an dem jetzt wohl an die dreimalhunderttausend Mann herankrabbeln. Und kaum haben mich die Heiden erblickt, da laufen sie allzusammen mit der Armee auseinander und rufen: „Jesus, Maria, Joseph, da ist auch der Peter Wehnke aus Hamburg!" Und dann reisten wir all zusammen auf dem Landwege über Constantinopel nach Hause. Die Prinzessin und die Kammerjungfer haben wir unterwegs für theuer Geld an einen Türken verkauft. Ich und die vier Meiers, wir sind aber mit dem Gelde glücklich nach Hamburg gekommen.

Pastor. Aber gute Frau, wenn Sie sich so anstellen und weinen um Ihren Kater, was wollen Sie dann erst thun, wenn Ihr Mann oder eins Ihrer Kinder sterben sollte?

Frau. Ach Herr Pastor, de krieg ick ja in't annere Leben veel schöner wedder to sehn, aber mien Kater den seh ick nimmermehr!

„So! Gut Nacht, Biera Michel! Wenn i Durst hob, weck er mich eben!"

— Jo! Wie kann i denn wissen, wenn der Herr Unterofenzier Durst hoben? —

„Esel! I hob immer Durst, wenn er mich weckt!"

—

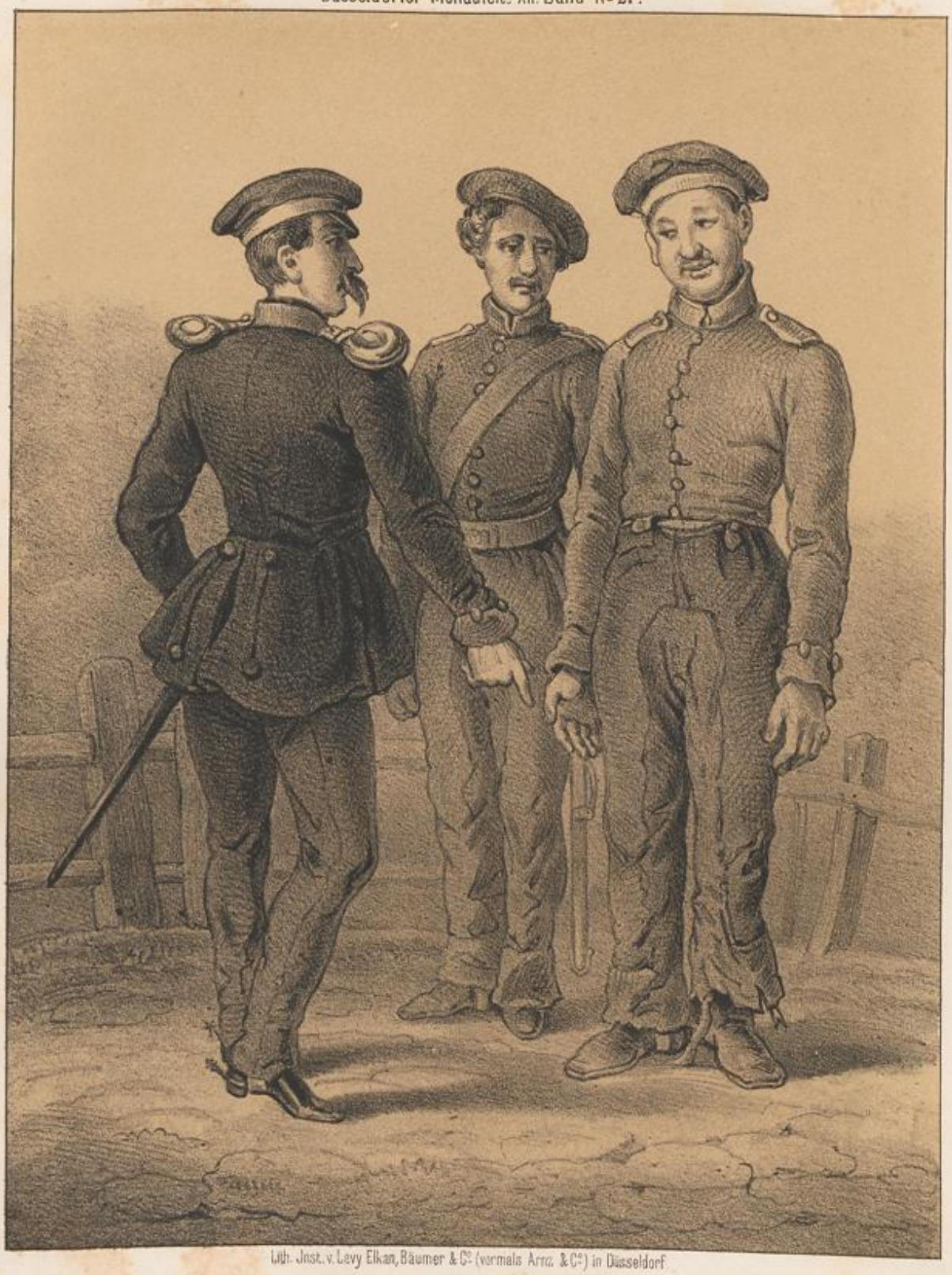
„Aber ums Himmels Willen warum tritt er denn nicht den Blasebalg?"

— Der neue Herr Schulmeister wird mich doch nicht lehren wollen wie viel Wind zum „Credo" gehört! —

—

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Ce (vormals Arnz & Ce) in Düsseldorf.

Er: „ Luna lächelt! Sie „ Wer lacht ?
Er: „ Luna, liebes Kind.
Sie: „ Ah, lat de dumme Person lachen !



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Baumer & Cº (vormals Arnz. & Cº) in Düsseldorf

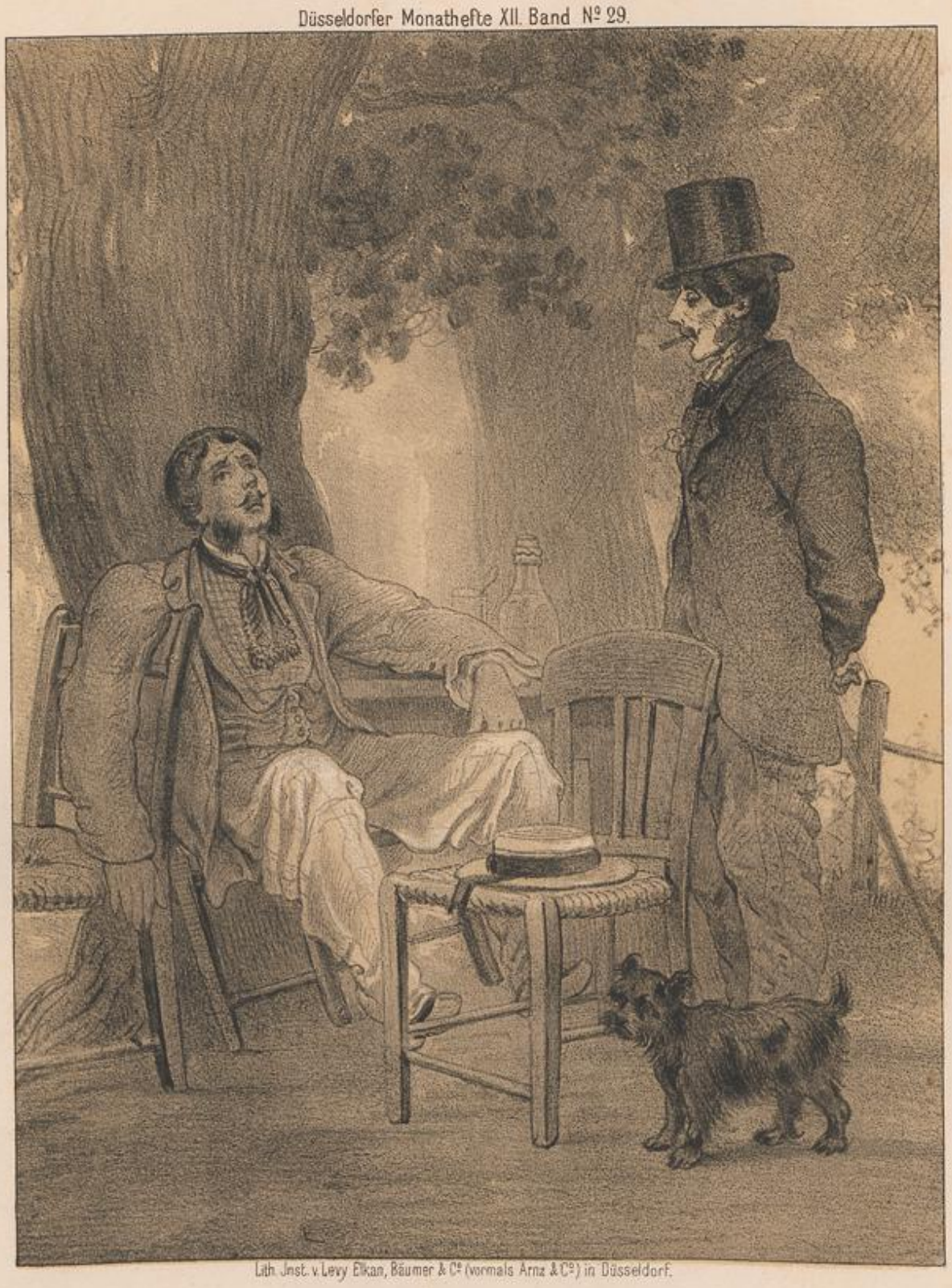
Lieutn: J Kerl, wie siehst du denn um die Füſse herum aus ? da sieh dir mal deinen Kameraden Reinmann an !

Soldat: Och! Herr Leutnant, dat es och 'ne Windbeutel !

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C.ie (vormals Arntz & C.ie) in Düsseldorf.

Mann u. Frau. — Zu Hülfe !! Diebe ! Mörder ! Zu Hülfe !! —

Dieb. Entschuldigen Se, schreien Se doch nich so. — Ich wollte man blos dat Zimmer besehen, wat Se zu vermiethen haben. —



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Baumer & Cie (vormals Arnz & Cie) in Düsseldorf.

Aber, um's Himmelswillen, lieber Heinrich, wie kannst du nur bei die Hitze mit einem **schwarzen** Hund ausgehn !!!

Nachstehend erlauben wir uns die früheren Jahrgänge unserer

Düsseldorfer Monathefte

in Erinnerung zu bringen. Es sind bis jetzt erschienen und zu beigesetzten Preisen einzeln zu beziehen:

Der I. — III. Band,	Jahrgang	1848—50	à Thlr.	6. 10 Sgr.	Thlr. 19.
» IV.—VII. »	»	1851—54	à »	4. 15 »	» 18.
» VIII.—XI. »	»	1855—58	à »	6. — »	» 24.

Demnach kosten die sämmtlichen Jahrgänge Thlr. 61 — und haben wir zur Erleichterung der Anschaffung jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in den Stand gesetzt, das ganze Werk complet bezogen zu einem ermässigten Preise verabfolgen zu lassen. Einzelne Lithographien werden zu $7^1/_2$ Sgr. abgegeben.

Inhalt der Lithographien des II. Bandes, Jahrgang 1849.

Erstes Heft.

1. Deutschland im Jahre 1847.
2. Deutschland im Jahre 1848.
3. Ach Herrjes, mein Mann.

Zweites Heft.

4. Scene aus dem Paradies.
5. Die Puppe ist ausgekrochen.
6. Oesterreichs Adler in den letzten Zügen liegend.

Drittes Heft.

7. Gedenkblatt an den 6. August 1848.
8. Märzbier.
9. Wahlumtriebe.

Viertes Heft.

10. Arretiren Sie diese Person.
11. Die Kölsche Fonke im Jahre 1848.
12. Wie sich die Zeiten ändern.

Fünftes Heft.

13. Nehme Se nur ja Abschied, gnädiger Herr.
14. Herr Hauptmann, ich han sechs rohde Republikaner arretirt.
15. Still Kinder, der Vater möchte gern Minister werden.

Sechstes Heft.

16. Das grosse Insiegel des deutschen Reichs.
17. Frankfurter Christbescheerung.
18. Sind das Düsseldorfer Demokrate?

Siebentes Heft.

19. Welche klare Ansicht. Ein treffliches Glas.
20. Nun meine Herren, kaafe Se mir 'ne Nationalversammlung ab.
21. Der octroyrte Gatte.

Achtes Heft.

22. Der Rekrut in der ersten Attaque.
23. Prost altes Kameel; hierbleiben.
24. Die Pressgesetze im März 1849.

Neuntes Heft.

25. Aprilkomödie des Jahres 1849.
26. Es erfrechen sich junge Leute u. s. w.
27. Wat heulste, kleener Hampelmann.

Zehntes Heft.

28. Die letzte freie Wahl.
29. Freiwillige Anleihe.
30. Kälteste aller Junonen.

Eilftes Heft.

31. Ein spezifischer Mitgottfürkönigundvaterländer.
32. Rundgemälde von Europa im Jahre 1849.
33. Lampenputzerpolitik.

Zwölftes Heft.

34. Süsse Rückerinnerungen.
35. Herein, meine Herren.
36. Wollen Sie sich nicht gefälligst der Einigung Deutschlands anschliessen.

In demselben Verlage wird demnächst der zehnte Jahrgang des

Düsseldorfer Künstler-Albums

pro 1860 erscheinen.

Dieser zehnte Jahrgang, redigirt von Dr. *Wolfgang Müller* von Königswinter, welcher dies anerkannte Unternehmen mit ins Leben rief und die ersten Bände redigirte, wird den früheren in keiner Weise nachstehen, sondern sich in einer würdigen Haltung, des Textes sowohl wie die der Kunsterzeugnisse, anschliessen. Wir enthalten uns deshalb jeder weiteren Empfehlung, da dieser Jahrgang besonders für sich selbst sprechen wird.

Preis geh. 3 Thlr. $22^1/_2$ Sgr. — Eleg. geb. in Callico mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.
Eleg. geb. in Maroquin mit Goldschnitt 6 Thlr.

Die früher erschienenen 9 Jahrgänge, welche für den Kunstfreund des Gediegenen und Schönen so Manches in gleichbleibender Vollendung enthält, sind zu denselben Preisen fortwährend zu beziehen.

DÜSSELDORF, Juli 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

VIII. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Die kleine Veronika.

Novelle von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

(Fortsetzung.)

IV.

Sobald die Stunde geschlagen hatte, in welcher man in der großen Welt Besuche zu machen und anzunehmen pflegt, ging Wilfried durch das Portal des Hôtel des Princes und gab dem Portier den Auftrag, ihn bei Frau von Pleidt zu melden. Nach einer kurzen Weile wurde er in den ersten Stock geführt und betrat einen überaus eleganten Salon, in dem die behaglichste Wärme herrschte. Es dauerte auch nicht lange, so erschien Frau von Pleidt mit ihrer Tochter, die sich beide in anmuthiger Haustoilette befanden, durch die Thüre des Nebenzimmers, um den jungen Mann zu empfangen.

Heinrich Heine, der gestern den Schluß ihres Gespräches gebildet hatte, bildete auch heute wieder den Anfang. Die Damen meinten, daß der junge Gelehrte, als rheinischer Landmann des Dichters und als begeisterter Freund seiner Muse gewiß Gelegenheit gehabt habe, in der Heimath etwas Näheres über seine erste Jugend in Erfahrung zu bringen.

Ich habe mich, erzählte nun Wilfried, in Düsseldorf, wo ich oft längere Zeit verweilte, weil ich unter den Künstlern der rheinischen Schule viele Freunde zähle, oftmals nach ihm erkundigt. Seltsamer Weise sind aber die Nachrichten höchst sparsam ausgefallen. Die besten Anknüpfungen zur Forschung fand ich noch in den Schilderungen über seine Jugend, die er in dem Buche le Grand niedergeschrieben hat. Er erzählt uns darin von dem Hause, in welchem er geboren wurde. Dasselbe liegt in der Bolkerstraße und ist das fünfte in der Reihe nach rechts, wenn man von der Allee kommt und nach dem Markte geht. Es ist eins der stattlichsten alten Gebäude, welche diese Hauptader des Düsseldorfer Verkehrs schmückt und gehört einer Familie Bender, die es vielfach an Wirthe vermiethet hatte. Alte Leute gedenken noch ganz gut der Zeit, wo Heines Aeltern, die später nach Hamburg zogen, dort eine Handlung von allerlei Waaren besaßen, die man zu Kleidern benutzt. Heut zu Tage lesen die Düsseldorfer mit dem größten Vergnügen die reizenden Schilderungen, welche der Dichter ihrem alten Schlosse und seiner Gallerie, dem Markte mit der Bildsäule des Kurfürsten Johann Wilhelm und dem schönen Hofgarten gewidmet hat. Manche erinnern sich auch noch des krummen Hermann, der an der Theaterecke die duftenden Apfelbrödchen an den Knaben verkaufte, an den tollen Aloisius, der auf einem Bein tanzte und die Namen der französischen Generale schnarrte, und an den besoffenen Gumpertz, der sich in der Gosse herumwälzte und ça ira, ça ira sang. Um den jungen Mann, der diesen originellen Figuren ein ewiges Andenken sicherte, scheinen sich aber nur wenige Leute bekümmert zu haben. Auch von den Verwandten Heines lebte keiner mehr am Ort. In ganz früher Zeit hat man mir einen Onkel des Dichters gezeigt, der von Geldern hieß, ein alter Junggeselle war und bei einem Advokaten Diederich als Schreiber fungirte, was er aber, wie man sagte, nicht nöthig hatte, sondern mehr zum Zeitvertreib that. Er war ein kleines schielendes Männchen mit einem durchaus schiefgequetschten Gesichte und dünnen Haaren und ging meistens in hohen Stiefeln, welche einen gelbledernen Rand hatten und fast bis an die kleinen Kniee reichten, still und ruhig seines Weges. Hin und wieder sagte mir freilich ein gebildeter Zeitgenosse des Dichters, der mit ihm die Schule besucht haben mußte, daß er sich seiner erinnere; indeß wußte mir Niemand etwas Charakteristisches von ihm zu erzählen. Ich hege die Vermuthung, daß sich die Meisten nur mit der Bekanntschaft eines berühmt gewordenen Mannes schmücken wollten, den sie wahrscheinlich, als er noch nicht berühmt war, gründlich übersehen haben. Viel besser standen ihnen jedenfalls die Bilder der Professoren aus dem Jesuitercollegium im Gedächtniß, die Heine so ergötzlich beschrieb und unter denen der Abbé d'Aulnoy und der Professor Schramm, „der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich Heines Mitbuben am meisten rauften," wahrhaft komische Figuren gewesen sein müssen. Von dem letztern hörte ich auch nachher noch eine gute Anekdote, welche darauf hindeutet, daß der ewige Friede auch wohl in seinem Hause nicht daheim war. Er soll nämlich eine hübsche Frau besessen haben, welche sich von einem Professor der Akademie Namens Schäfer, die Cur machen und zärtliche Billette schreiben ließ, unter welche er sich dem französischen Geschmack jener Zeit folgend mit übersetztem Namen Berger unterzeichnete. Nun fand aber eines Tages der friedeselige Schramm ein solches Brieflein, welches ihm das nicht ganz klare Verhältniß seiner Ehehälfte verrieth. Unter einer Menge von liebevollen Versicherungen stand zum Schluß ton fidel Berger, welches der eifersüchtige Gatte auf gut deutsch las und tobend und fluchend rief: „Jetzt gesteh mir, wer ist denn dieser verfluchte Fidelberger?" Während Heine diese Persönlichkeiten mit der lustigsten satyrischen Laune schildert, spricht er in den Reisebildern mit rührender Anhänglichkeit von dem Rektor Schallmeyer „einem braven Geistlichen Herrn, der sich seiner von Kindauf annahm". Ich bin aber in Düsseldorf mit einem alten Geheimrath Namens Fasbender bekannt geworden, der in frühern Jahren vielfach mit Schallmeyer verkehrt

hatte. Der alte Fasbender war schon im Anfange des Jahrhunderts nach Düsseldorf gekommen und ist auch bis zu seinem Tode dort geblieben, indem er anfangs unter Frankreich und später unter Preußen diente und Oberregierungsrath wurde. Er war ein großer Freund der Literatur und besaß eine herrliche Bibliothek, in der ich mir oftmals Rath holte, denn er trat mir als ein überaus freundlicher Mann entgegen, der seine Schätze gern mittheilte. Diese Vorliebe brachte ihn schon in seinen jungen Jahren mit dem Rektor des Lyceums zusammen, und als ich ihn einst nach Heine fragte, dessen Werke ein großes Interesse für ihn hatten, theilte er mir mit, daß der Professor Schallmeyer ihm mitunter von einem höchstbegabten kleinen Judenknaben gesprochen habe, der sich in der Klasse durch sein originelles Wesen auszeichne, eine große Intelligenz an den Tag lege und ihn sogar gebeten habe, ihm doch Unterricht in der christlichen Religion zu geben, zu der er sich zwar nicht bekehren wollte, die er aber gerne kennen lernen möchte. In der That ging der treffliche Lehrer, der noch zu der guten humanistischen Schule des vorigen Jahrhunderts gehörte, in welchem ein Kurfürst von Mainz den protestantischen Georg Forster zum Professor und den protetantischen Wilhelm Heinse zum Vorleser machte, auf die Wünsche des kleinen Israeliten ein, der ihm dafür mit der reinsten Pietät dankbar blieb, was mir jedenfalls ein gutes Zeugniß für das Herz des Dichters zu sein scheint. Mehr konnte ich aber von meinem alten Geheimrath nicht erfahren, obschon er eine treffliche Quelle für die geistigen Ereignisse der Stadt war. Er erinnerte sich nur dunkel, daß Schallmeyer ihm den blassen schmächtigen Knaben einmal auf der Straße gezeigt hatte. Das ist Alles was ich Ihnen sagen kann, schloß Wilfried seine Erzählung.

Warum haben Sie nicht auch ein wenig in Ihrer Familie geforscht? fragte Frau von Pleidt, und dann wandte sie sich zu Veronika: Kind hole doch das Buch.

Das Mädchen ging in das Nebenzimmer und brachte den zweiten Theil der Reisebilder.

Die Mutter blätterte einen Augenblick, dann reichte sie den Band dem jungen Manne und forderte ihn auf zu lesen.

Wilfried las:*) „Ich habe mich nie um dergleichen Gespräche bekümmert und saß lieber bei den Mädchen am gewölbten Fenster und lachte über ihr Lachen, und ließ mich mit Blumen ins Gesicht schlagen und stellte mich böse, bis sie mir ihre Geheimnisse oder irgend eine andere wichtige Geschichte erzählten. Die schöne Gertrud war bis zum Tollwerden vergnügt, wenn ich mich zu ihr setzte; es war ein Mädchen, wie eine flammende Rose, und als sie mir einst um den Hals fiel, glaubte ich, sie würde verbrennen und verduften in meinen Armen. Die schöne Katharina zerfloß in klingende Sanftmuth, wenn sie mit mir sprach, und ihre Augen waren von einem so reinen innigen Blau., wie ich es noch nie bei Menschen und Thieren und nur selten bei Blumen gefunden; man sah gern hinein und konnte sich so recht viel Süßes dabei denken. Aber die schöne Hedwig liebte mich, denn wenn ich zu ihr trat, beugte sie das Haupt zur Erde, so daß die schwarzen Locken über das erröthende Gesicht herabfielen, und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkelm Himmel hervorleuchteten. Ihre verschämten Lippen sprachen kein Wort, und auch ich konnte ihr nichts sagen. Ich hustete und sie zitterte. Sie ließ mich manchmal durch ihre Schwester bitten, nicht so rasch die Felsen zu besteigen und nicht im Rhein zu baden, wenn ich mich heiß gelaufen oder getrunken. Ich behorchte 'mal ihr andächtiges Gebet vor dem Marienbildchen, das mit Goldflittern geziert und von einem brennenden Lämpchen umflittert, in einer Nische der Hausflur stand; ich hörte deutlich, wie sie die Mutter Gottes bat: Ihm das Klettern, Trinken und Baden zu verbieten. Ich hätte mich gewiß in das schöne Mädchen verliebt, wenn sie gleichgültig gegen mich gewesen wäre; und ich war gleichgültig gegen sie, weil ich wußte, daß sie mich liebte. — Madame, wenn man von mir geliebt sein will, so muß man mich en canaille behandeln.

„Die schöne Johanne war die Base der drei Schwestern, und ich setzte mich gern zu ihr. Sie wußte die schönsten Sagen und wenn sie mit der weißen Hand zum Fenster hinauszeigte nach den Bergen, wo Alles passirt war, was sie erzählte, so wurde mir ordentlich verzaubert zu Muthe, die alten Ritter stiegen sichtbar aus den Burgruinen und zerhackten sich die eisernen Kleider, die Lorelei stand wieder auf der Bergesspitze und sang hinab ihr süßverderbliches Lied und der Rhein rauschte so vernünftig beruhigend und zugleich neckend schauerlich — und die schöne Johanne sah mich an so seltsam, so heimlich, so räthselhaft traulich, als gehörte sie selbst zu den Märchen, wovon sie eben erzählte. Sie war ein schlankes blasses Mädchen, sie war todtkrank und sinnend, ihre Augen waren klar wie die Wahrheit selbst, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine große Geschichte, aber es war eine heilige Geschichte — Etwa eine Liebes-Legende? Ich weiß nicht und hatte auch nicht den Muth sie zu fragen. Wenn ich sie lange ansah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir als sei stiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel darin hielten Gottesdienst.

„In solchen guten Stunden erzählte ich ihr Geschichten aus meiner Kindheit und sie hörte immer ernsthaft zu und seltsam! Wenn ich mich nicht mehr auf die Namen besinnen konnte, so erinnerte sie mich daran. Wenn ich sie alsdann mit Verwunderung fragte: woher sie die Namen wisse? so gab sie lächelnd zur Antwort, sie habe sie von den Vögeln erfahren, die an den Fliesen ihres Fensters nisteten — und sie wollte mich gar glauben machen, dieses seien die nämlichen Vögel, die ich einst als

*) Heine's Reisebilder, B. II. S. 112 f.

Knabe mit meinem Taschengelde den hartherzigen Bauernjungen abgekauft und dann frei fortfliegen lassen. Ich glaube aber, sie wußte Alles, weil sie so blaß war und wirklich bald starb. Sie wußte auch, wenn sie sterben würde und wünschte, daß ich Andernach den Tag vorher verlassen möchte. Beim Abschied gab sie mir die Hände — es waren weiße, süße Hände, und rein wie eine Hostie und sie sprach: Du bist sehr gut, und wenn du böse wirst, so denke wieder an die kleine todte Veronika."

Genug! sagte Frau von Pleidt.

Aber was hat das mit meiner Familie zu thun? fragte Wilfried.

Die Verwandte, die Ihnen den bekanntlichen Auftrag an Heine gegeben, antwortete die Dame, heißt Katharine und hat noch zwei Schwestern, die sich Gertrud und Hedwig nennen.

Und das wären die Schwestern von Andernach, die bei Heine vorkommen?

Sie sind es, lautete der Bescheid, nur hat der Dichter die Situation ausgeschmückt, wie es ihm gerade paßte, denn solche Scenen, wie Heine sie in den Reisebildern mitgetheilt, sind keineswegs vorgefallen, weshalb denn auch Gertrud und Hedwig niemals über ihre Bekanntschaft mit dem Dichter gesprochen haben. Auch ich würde nicht davon reden, wenn nicht eine gar so lange Zeit seit jenen Ereignissen verflossen wäre und wenn wir nicht zufällig von der Jugend des Poeten sprächen, die so völlig im Dunkeln zu liegen scheint. Sie müssen nämlich wissen, daß die drei Schwestern von Andernach, das übrigens auch nicht der wahrhafte Ort der Begegnung ist, sondern nur in dessen Nähe liegt, meine Pensionsfreundinnen waren. Wir weilten als Mitschülerinnen im Kloster zu . . . . . und schlossen damals eine enge Freundschaft. Auch später haben wir uns noch oft gesehen.

Darf ich Sie bitten mir ihren Vornamen zu sagen? fragte Wilfried.

Ich heiße Eveline.

Eveline Burgheim! dann habe ich oft von Ihnen reden gehört. Freilich Sie müssens wissen. Aber erzählen Sie nur, denn ich bin äußerst neugierig.

Die drei Schwestern Lei machten einst von ihrem Gute am Niederrhein kommend eine Rheinreise in Begleitung ihrer Mutter, berichtete Frau von Pleidt, die eigentlich einen traurigen Zweck hatte, denn sie galt der jungen kranken Tochter eines Bruders der Frau Lei, der unfern des reizenden Rheinstädtchens Andernach in einem großen Gebäude wohnte, das früher ein Kloster gewesen, und jetzt mit seinen weitläufigen Umgebungen von Feldern, Wiesen, Weinbergen und Wäldern zu einem schönen Landsitz umgewandelt worden war. Die Fahrt wurde nach der damaligen Sitte häufig mit dem Marktschiff gemacht, das nach Art einer Yacht gebaut, täglich den Rhein hinauf und hinab ging und volle Gelegenheit bot, die schönen Ufer des herrlichen Stromes in ruhiger Beschaulichkeit zu genießen. Die brausenden Dampfer waren nämlich in Deutschland noch nicht eingeführt. Die Familie Lei, welche bis Bonn mit der Post gefahren war, bestieg das Schiff in Bonn, um vom Siebengebirge an die die Hügel, Städte und Dörfer des Stromes so recht in sich aufzunehmen. Zugleich mit ihnen trat ein junger Mann an Bord, der phantastisch gekleidet, den Studenten verrieth. Seine Gestalt war schmächtig, sein Gesicht schmal und blaß, seine Augen träumerisch. Anfangs saß er den drei bildschönen jungen Damen betrachtend gegenüber. Plötzlich aber näherte er sich ihnen mit einem kecken Wort und nun quoll von seinen fein geschnittenen Lippen ein Feuerwerk von geistvollen und sentimentalen Worten, in denen Poesie und Prosa, Witz und Humor in tollen Sprüngen abwechselten. Katharina hat mir gestanden, daß sie von dieser Art der Unterhaltung wie berauscht gewesen wäre, und daß trotz des ziemlich unbedeutenden Aeßeren des jungen Mannes sein Inneres einen höchst bedeutenden Eindruck auf sie gemacht hätte. Sie erinnerte sich, daß er — es war nämlich Heinrich Heine — damals auch schöne Gedichte recitirte, die seiner berühmten Ballade von der Lorelei und von den Brüdern Liebenstein und Sternfels ähnlich sahen. Dabei wußte er von jeder Flußstelle ein Märchen oder eine Sage zu berichten. So sammelte er gegen Abend die ganze Gesellschaft des Schiffes auf dem Decke. Auf seine Anregung wurde getrunken und gesungen, er aber saß zu Katharinens Füße und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er ihr bald nachher überreichte, indem er das Gedicht recitirte.

Saßen all auf dem Verdecke
Fuhren stolz hinauf den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im rothen Abendschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame schön und hold,
In ihr liebes bleiches Antlitz
Spielt das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au;
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug der schönen Frau.

Dabei nannte er sich spaßhaft einen der ersten deutschen Dichter, dessen Ruhm noch in den Marmorbrüchen von Carara schlummere, und hieß sich, wenn er nach seinem Namen gefragt wurde, bald den Grafen von Ganges, Don Henriquez von Salamanka, Almansor und Retcliff. So nahte sich endlich das Boot der alten Stadt Andernach, die mit ihren hohen grauen gothischen Thürmen und Mauern im blauen Dufte am Strande lag. Da die Damen dort ausstiegen, so sagte ihnen der junge Mann, daß er zwar die Absicht gehabt hätte, diesen

Abend noch die Blumen der Brenta blühen zu sehen, daß er aber nun lieber eine Flasche Rheinwein auf ihr Wohl in der Lilie zu Andernach trinken wolle. Damit näherte sich das Schiff dem Lande, wo die Passagiere ausgesetzt wurden. Am Ufer stand der Bruder der Frau Lei, welcher die Ankommenden herzlich begrüßte. Der junge Mann wollte sich verabschieden, der freundliche Gutsbesitzer fragte seine Schwester, wer der Student sei und hörte, daß er ihnen den Weg mit den heitersten Gesprächen verkürzt und sich für einen Akademiker Namens Retcliff ausgegeben habe. Ei da muß er mit nach Hause, rief der Bruder, denn ich liebe die Studenten, mein Jüngster ist ja auch Student und die heitern liebe ich besonders. Wollen Sie nicht einige Tage meine Gastfreundschaft genießen, Herr Retcliff? Der junge Mann war es natürlich zufrieden. Die ganze Gesellschaft setzte sich in einen großen Korbwagen, der am Ufer bereit stand und sie nach dem Kloster brachte. Dort begannen für die jungen Leute lustige helle Tage, an denen auch noch ein Sohn des Alten, der die Landwirthschaft führte und bereits verheirathet war, Theil nahm. Sie wurden nur dadurch einiger Maaßen gedämpft, daß die kranke Tochter, die an der Brust litt und von Tag zu Tag immer mehr dahinschwand, sie mitunter an den Tod gemahnte. Katharina hat mir ihren Namen auch genannt, ich habe ihn aber vergessen und glaube, daß Heine das kranke Mädchen unter der Johanne seiner Reisebilder gemeint hat.

Frau von Pleidt schwieg.

Nach einer Pause sagte Wilfried: Die Oertlichkeiten, die sie eben beschrieben haben, entsprechen ganz und gar meiner Heimath. Der alte Herr war sicher mein seliger Großvater, sein Sohn aber mein Vater. Ich muß damals schon ein Junge von drei bis vier Jahren gewesen sein. Seltsam, daß ich nie davon gehört habe. Freilich mein Vater ist längst todt, meine Mutter hat wahrscheinlich in jenem Sommer, angegriffen durch viele Wochenbette, stärkende Bäder besucht. Haben Sie sonst nichts über Heine's Aufenthalt erfahren?

Nichts anders, als daß er eines Tages ohne Abschied zu nehmen spurlos verschwunden war. Katharina sagte mir, daß damals der jüngere Sohn des Hauses, der schon genannte Student erschien und mit dem Vater und Bruder eine heimliche Unterredung hatte, in Folge deren sie alle drei den pseudonymen Gast bei Seite nahmen, der dann nicht wieder gesehen wurde.

Welche seltsame Geschichte! sprach Wilfried nachdenkend. Mein Oheim — freilich — er hat mit Heine in Bonn studirt. Er mochte niemals etwas von dem Dichter und seinen Dichtungen wissen.

Allen war es klar, daß hier eine unangenehme Scene vorgekommen sein mußte, sie ergingen sich aber vergebens in den verschiedenartigsten Muthmaßungen über das, was geschehen sein konnte. Schließlich aber schien es Wilfried doch bedenklich, dem Dichter, wenn er wirklich einmal mit ihm zusammenkäme, an die drei Schwestern von Andernach zu erinnern.

Wohlan, sprach da plötzlich mit feinem Lächeln die schöne Dame, so grüßen Sie ihn von der Frau aus Godesberg, die an dem Tage geboren ist, an dem die kleine Veronika starb, und Sie sind eines freundlichen Empfanges sicher.

Und wer ist diese Frau? fragte der junge Mann.

Forschen Sie nicht weiter!

Ein neues Geheimniß, seufzte Wilfried.

Das sich lohnen wird, wenn Sie es verdienen, und Sie verdienen es, wenn Sie Heine kein Wort weiter sagen als ich Ihnen gesagt habe, sprach Frau von Pleidt mit ernster Betonung.

In demselben Augenblicke ließ sich Hermann der Cherusker melden und die Unterhaltung hatte damit ein Ende.

V.

Für Frau von Pleidt und ihre Tochter erwies sich die neue zufällig gemachte Bekanntschaft mit Wilfried als ein entschiedener Gewinn. Wenn Hermann der Cherusker es auch nicht an Aufmerksamkeiten jeder Art fehlen ließ und keine Zeit und Mühe sparte, um die Damen mit allen Sehenswürdigkeiten der großen Weltstadt bekannt zu machen, so vermied er doch offenbar, dieselben mit vielen Menschen zusammen zu bringen. Nicht selten rieth er ihnen von dem Besuche der Geselligkeit ab, die doch nur hohle und leere Vergnügungen biete; mit einem gewissen Widerwillen begleitete er sie in die Salons, wenn er nicht anders konnte, und fast mit Sträuben stellte er ihnen hin und wieder die Leute vor, welche die Bekanntschaft der frischen, schönen und anmuthigen Deutschen machen wollten. Wäre ihm Wilfried nicht von einem Freunde, dem er mancherlei Verbindlichkeiten schuldete, so besonders warm empfohlen gewesen, wer weiß ob er damals auf dem Pere Lachaise nicht ohne weitere Berücksichtigung an ihm vorübergeeilt wäre, um die Nothwendigkeit einer Bekanntschaft mit seinen Begleiterinnen zu vermeiden!

Nun waren aber die Naturen des jüngern und des ältern Landsmannes der Damen grundverschieden. Wilfried liebte die Menschen und ihren Umgang, weil ein lebendiger Verkehr Geist und Herz am meisten fördert. Er war nicht blos nach Paris gekommen, um dort Gebäude, Kunstwerke und Bücher aufzusuchen, sondern auch um sich an den lebenden Wesen, welche dazwischen einherwanderten zu erfreuen. Seine Bedürfnisse gingen ganz besonders auf wechselseitige Mittheilungen hinaus, und da er bei den neuen Bekannten dasselbe Bestreben, sich mit der Welt in Verbindung zu halten, antraf, so ließ er sich angelegen sein, den Damen allerlei interessante Persönlichkeiten, die er kennen gelernt hatte, zuzuführen. So bildete sich denn an den Abenden, wo gerade keine besondere Aufführungen

in die Theater oder Concertsäle führten oder wo keine Gesellschaft hinauslockte, ein kleiner Salon bei Frau von Pleidt, der allerlei Künstler und Gelehrte vereinte, welche den verschiedensten Nationen angehörten. Hauptsächlich waren bei diesen Gelegenheiten freilich die Deutschen vertreten und man hielt denn auch im Zusammenhang mit Heimathgenossen gewissermaßen einen Cultus des Vaterlandes, indem man deutsche Musik machte, über deutsche Literatur sprach und sich frohen Hoffnungen einer herrlichen künftigen Entwickelung der deutschen Nation hingab. Die gastfreundliche Dame, welcher überdies die reichsten Mittel zu Gebot standen, ließ es sich bei dieser Gelegenheit nicht nehmen, edlen rheinischen Wein zu kredenzen, mit dem die Landsleute von Oder, Elbe, Donau und Rhein alsdann auf das Wohl des Vaterlandes anstießen. Ein junger rheinischer Dichter, der anwesend war, brachte sogar einmal ein deutsches Lied, das vom Capellmeister Schindler componirt, vierstimmig gesungen wurde. Es hieß:

Von der Oder von dem Rheine,
Von dem Donaustrom entsprossen,
Grüßen wir uns im Vereine
Deutschen Volkes Stammgenossen.
Und es sind des Kreises Bande
Deutsche Sprache, Sitten, Lieder,
So im fremden Frankenlande
Finden wir die Heimath wieder.

Wir gedenken froh der Zeiten,
Wo wir erstes Wissen tranken,
Bildend für des Lebens Weiten
Die Gefühle und Gedanken.
Hin sind nun der Schule Mühen
Mit der Jugend hellsten Tagen,
Aber unsre Geister glühen,
Aber unsre Herzen schlagen.

Und wir stehn in weitern Kreisen,
Und wir gehn nach weiterm Streben,
Wollen Allen Recht erweisen,
Die ein großes Leben leben.
Unsre Liebe allen Freien,
Unser Zorn auf alle Würger,
Allen Völkern freudig weisen
Wir ihr Recht als Weltenbürger!

Aber Deutschland sei vor Allen
Hier ein freudig Hoch erhoben,
Unsre Hoffnungsbanner wallen,
Daß es strebe hoch nach oben:
Frei Gedanken, Worte, Geister
In gemessner edler Reinheit,
Daß die Jünger, daß die Meister
Bauen dieses Domes Einheit!

Zwischenher fehlte es auch nicht an Heiterkeit und Scherz. Namentlich übte sich der Witz an Hermann dem Cherusker, dem man die künftige Kaiserkrone von Deutschland mitunter voller Würde anbot, so daß der alte prinzipielle Demagoge den Ernst von dem Spott nicht unterscheiden konnte und zuweilen meinte, er wäre nicht übel für einen demokratischen Thron gemacht. Eines Tages brachte man auch ein Gedicht, das Heine an Dingelstedt gerichtet hatte und das folgender Maßen hieß:

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht's daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?"

Vortrefflich geht es; der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gegründeten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das,
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Constitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein, der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt,
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheeren;
Die patriotische Ueberkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren,
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur,
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verschwindet am Ende noch selbst die Censur.

Und dann kam wieder ein Neues, in welchem Herwegh und die Tendenzdichter von dem witzigen Dichter gegeißelt wurden, das folgender Maßen hieß:

Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre
In Marseillerhymnenweise!

Girre nicht mehr, wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen,
Sollst du deinem Volke sagen.
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weise Flöte,
Das idyllische Gemüth —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Karthaune,
Blase, schmettre, donnre, tödte!

Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein wie möglich!

So kam denn die Rede wieder oft genug auf Heinrich Heine. Wie gern hätten die Damen ihn in diesem Kreise gesehen! Einer seiner nächsten Bekannten, der auch die Gesellschaften der Frau von Pleidt besuchte, machte sogar den Versuch, ihn den versammelten Landsleuten zuzuführen, erhielt aber die Antwort, daß der Dichter von allen deutschen Bekanntschaften nur Verdruß und Aerger habe und daß er besonders deutsche Damen vermeiden wolle. Natürlich erhob sich über eine solche Anschuldigung der verschiedenartigste Tadel, denn Heine hatte offenbar mehr Gegner wie Freunde unter seinen Landsleuten. Wenn man ihn auch als lyrischen Dichter gelten ließ, so wollte man doch nicht groß von einem Manne denken, der nur hübsche kleine Lieder gemacht habe, im Uebrigen aber nicht im Stande sei, ein episches oder dramatisches Werk von in sich abgerundetem festem Gepräge ans Licht zu schaffen. Seine prosaischen Schriften wollte man nur als glänzende Feuilletons anerkennen, in denen übrigens das Gift und die Galle, die Spottsucht und Satyre bei weitem die guten Eigenschaften überwuchere. Daß er seine Landsleute vermeide, hieß man sogar Feigheit. Er fürchte die ehrenwerthen Männer, weil er sie beleidigt habe und ähnliche Scenen vermeiden wolle, wie das Duell in der Börne'schen Angelegenheit. Wenn man ihn nicht durch Dick und Dünn bewundere, so sei man einmal für allemal nicht sein Mann.

Bei diesen Gelegenheiten übernahm Wilfried zur großen Freude der Damen immer wieder die Vertheidigung des Dichters, von dem er allerdings nicht allen Tadel hinwegzuwälzen vermochte, dessen Individualität er aber zur Anerkennung zu bringen suchte, weil diese Individualität eben nicht anders könnte, wobei er indeß nur von dem schon angeführten Freunde Heines unterstützt wurde.

Dieser sagte ihm denn auch eines Tages, daß er Heine von seinen wackern Kämpfen erzählt habe und daß der Dichter seine Bekanntschaft zu machen wünsche, obgleich er Wilfried heiße, denn dieser Name habe einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Der junge Mann war voller Vergnügen über diese Nachricht und es wurde sofort verabredet, daß er am andern Tage den Ueberbringer der guten Kunde zu einem Besuche in der Wohnung des Dichters abholen sollte.

Aber auch jetzt zeigte sich wieder ein feindliches Schicksal, denn als er zur festgesetzten Stunde bei dem Freunde Heines eintraf, lag dieser mit einer heftigen Erkältung zu Bette, welche das Unternehmen wenigstens wieder auf ein oder zwei Wochen hinausschob. Wie ärgerlich war er also, als er an demselben Abend in den Salon der Damen trat! Er hoffte, ihnen eine pikante Schilderung von dem Zusammentreffen machen zu können, und war wieder einmal leer ausgegangen. Frau von Pleidt und ihre Tochter hatten heute zum ersten Mal Gelegenheit, ihn über seine offenbare Verdrießlichkeit und Mundfaulheit zu necken.

Als er an einem der nächsten Tage noch im Bette lag, trat der Diener des Hauses ein und brachte ihm ein Billet, dessen Handschrift er nicht kannte. Er brach es auf und las mit nicht geringem Erstaunen die in französischer Sprache geschriebenen Worte: „Eine Dame, die Sie kennt, wünscht Sie zu sprechen. Finden Sie sich Morgen um zwölf Uhr Mittags an der Thüre des Hauses Nr. 22 in der Rivolistraße ein.“ Außer dem Datum fand sich kein anderes Zeichen. Das Siegel war der Art, daß es keine Auskunft über den Absender geben konnte.

Wilfried war höchst überrascht über diese Einladung zu einem Stelldichein. Er hatte nirgends Verhältnisse angeknüpft, die einen solchen herausfordernden Schritt veranlassen konnten. Sollte sich dennoch eine Dame den jungen Deutschen zu einem Abenteuer ausersehen haben? Oder war es vielleicht eine Spekulation auf seinen Leichtsinn, die von gemeiner Habgier eingegeben wurde, denn er hatte erzählen hören, daß junge Fremde bei ähnlichen Gelegenheiten in das Netz der Leichtfertigkeit gegangen und überdies auf das schmählichste beraubt worden waren. Am wahrscheinlichsten schien freilich eine scherzhafte Attrappe. Aber es konnte auch vielleicht eine Dame seinen Beistand fordern. Kurz, er beschloß, sich zu der besagten Stunde auf den Weg zu machen und sich als würdiger Mann zu zeigen.

Kurz vor zwölf Uhr stand er auf seinem Posten. Die Rue Rivoli ist eine Straße, welche längs dem Tuilleriengarten hinläuft und aus einer Reihe von hohen und durchaus gleichmäßig gebauten Häusern besteht, deren Unterschosse Arkaden bilden, in denen sich Kaufläden aller Art befinden. In diesen Bogengängen begegnet man stets einer Menge von Spaziergängern, welche entweder die zur Schau gestellten Waaren betrachten oder bald vor der Sonne, bald vor Regen und Wind Schutz suchen. Der junge Deutsche ließ die Augen auf- und abwärts die Straße und nach den Thoren schweifen, die sich aus den Tuilleriengärten öffnen, und konnte keine Dame, die er kannte, erblicken.

Mit einem Male aber sah er Hermann den Cherusker herankommen. Er mußte laut auflachen, denn es war ihm jetzt klar, daß hier irgend Jemand die deutsche Gesellschaft zum Narren halte. Daß er selbst zu den Angeführten gehörte, vergaß er über den Spaß, daß der rigorose Tugendbursche mit

seinen starren moralischen Tendenzen in die Falle gegangen sei. So rasch er konnte, trat er in eine Thüre, um den deutschesten Deutschen mit einem plötzlichen Gruße zu überraschen.

Als der Cherusker dem Versteck nahte, trat Wilfried heraus und rief: Wie Hermann, was machen Sie denn hier?

Ich — ich — ich — ich mache einen Morgenspaziergang, stotterte der Gefragte in offenbarer Verlegenheit.

Sie Schelm, drohte der junge Mann mit dem Finger. Leugnen Sie nicht, ein Stelldichein!

In der That, rief der Cherusker zornig. Sind Sie vielleicht der Anstifter?

Ich bin selbst in die Grube gefallen, rief Wilfried und zugleich zog er sein Billet aus der Tasche.

So lassen Sie uns machen, daß wir fortkommen, rief der Westyhale, denn gleich werden auch die Andern erscheinen.

Und wirklich wollte er Reißaus nehmen. Aber es war schon zu spät, denn die deutschen Bekannten aus dem Lesekabinet der Gallerie Montpensier, dem Restaurant Debaize und dem Caffee Lepelletier waren sammt und sonders auf den Beinen. Man verständigte sich und es gab ein Gelächter und Gescherze ohne Ende. Nur der Cherusker, dem man drohte, seine Fahrten der Frau von Pleidt zu verrathen, verblieb in der feierlichsten Stimmung.

So zog denn die Gruppe allmälig dem Palais Royal zu. Da rief plötzlich Einer: Da kommt auch noch Heine. — Heine, haben Sie auch einen Brief?

In der That sah Wilfried jetzt eine kleine dicke Gestalt herankommen, die auf den Ruf antwortete: Ja ich habe auch einen Brief!

War das denn wirklich der Dichter des Buches der Lieder? Dieser Mann mit den feisten Wangen, in denen die Augen fast verschwammen, mit dem runden Bäuchlein und dem wackelnden Gange glich eher einem gehäbigen Kornmakler als dem Sänger der duftigsten Gesänge, welche die deutsche Literatur besitzt.

Was ist das für dummes Zeug, rief er aus, den Menschen so früh aus seiner Höhle zu locken und noch dazu für nichts und wieder nichts, denn ich rechne es nicht hoch an, ein Rudel Landsleute zu begrüßen. An ein zärtliches Abenteuer habe ich in der That nicht gedacht. Ich meinte vielmehr es handelte sich wieder um eine Geschichte, wie ich sie mit den Börne'schen gehabt. Ich war gefaßt auf eine Straßenscene, wo ich indeß diesmal den ersten Schlag mit einem Dolchstich gerochen hätte.

Zugleich zog er wirklich ein Stilet aus der Tasche und ließ es in der Sonne blitzen.

Da indeß eine scherzhafte Stimmung herrschte, so legte sich sein Zorn und wendete sich in eine frohe Laune.

Während der Wanderung verkleinerte sich die Gruppe mehr und mehr. Einige Publicisten gingen in das Palais Royal an die Arbeit, andre zogen heimwärts, nur wenige, die nichts besseres zu thun hatten, begleiteten Heine nach Hause. Unter ihnen befand sich Wilfried.

Dieser trat, als sich nun auch die letzten verabschiedeten, zu dem Dichter und sprach: Ich bringe Ihnen Grüße von der schönen Frau aus Godesberg, die an demselben Tage geboren ist, wo die kleine Veronika starb.

Heine sah erstaunt auf. Dann fragte er sehr ernst: Ist das ein Spaß von Ihnen?

Es ist mein vollständiger Ernst, erwiderte der junge Mann.

Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben? fragte der Dichter nachdenklich.

Eine sehr schöne Frau.

So ist sie es selber?

Das weiß ich nicht.

Wo ist denn die Dame?

Auch das ist mir unbekannt. Ueberhaupt verpflichtete ich mich, nur den Gruß zu überbringen.

Haben Sie den Auftrag in Deutschland oder in Paris erhalten?

Ich muß schweigen.

Darf ich Sie um Ihren Namen bitten, fragte dann der Dichter nach einer kleinen Pause.

Ich heiße Wilfried.

Heine's Züge nahmen einen düstern Ausdruck an.

Der Name, sprach er, ist mir verhaßt. Er weckt mir sehr trübe Erinnerungen. Aber sind Sie nicht derselbe, der mich in der Gesellschaft einer gewissen Frau von Pleidt gegen die Angriffe meiner Feinde vertheidigt hat?

Ich folgte nur meiner Ueberzeugung, wenn ich es that, antwortete der junge Mann.

Besuchen Sie mich, wenn es Ihnen gelegen ist. Morgen um zwölf Uhr, sagte der Dichter.

Ich werde nicht fehlen, sprach Wilfried, indem er sich von Heine verabschiedete.

VII.

Am Abend besuchte Wilfried die Damen und war nicht wenig erfreut, ihnen über das erlebte Abenteuer und die pikante Art und Weise, wie er den oft besprochenen Dichter kennen gelernt, zu berichten. Frau von Pleidt schien dabei offenbar gespannt auf die Aufnahme des Grußes, den Wilfried dem Dichter gebracht hatte, denn ein eigenthümliches Lächeln spielte über ihre Züge, als er seinen Abschied vom Dichter erzählte.

Was soll aber nun werden? fragte der junge Mann. Ohne Zweifel wird er aufs Neue in mich dringen, wer mir den geheimnißvollen Gruß aufgegeben hat. Darf ich ihm nicht mittheilen, daß die Dame sich in Paris befindet und daß Sie es sind?

Frau von Pleidt bedachte sich einige Augenblicke, dann sagte sie: Unter Bedingungen!

Und diese Bedingungen sind? fragte Wilfried.

Es bietet sich hier vielleicht die Gelegenheit, etwas Näheres aus Heine's Jugendleben zu erfah-

ren, lautete die Antwort. Sagen Sie, daß Sie ihn mit den Damen zusammenbringen wollen, wenn er sich dazu versteht, Ihnen die Geschichte von der kleinen Veronika, von den drei Schwestern zu Andernach und der kranken Johanne und von der Dame in Godesberg in ihrer ganzen Wahrheit und ohne alle Verblümung mitzutheilen. Ueber Art und Gelegenheit, wie wir uns dann mit dem Dichter treffen, behalte ich mir noch nähere Bestimmungen vor.

Wilfried fand den Gedanken vortrefflich und machte sich am nächsten Tage mit seinen diplomatischen Absichten auf den Weg.

Die Wohnung des Dichters*) welcher damals ein Quartier im Hause Nr. 46 Faubourg Poissonnière inne hatte, stand gewiß hinter der eines französischen Autors zweiten und dritten Ranges weit zurück. Drei ganz kleine Zimmer im dritten Stockwerke, waren mit bescheidenem Comfort geziert, die Aussicht, wenn man es überhaupt eine Aussicht nennen konnte, ging auf einen engen und nicht eben lichten Hof hinaus. Am Kamine gewahrte man die übliche weiße Marmorbekleidung, über demselben war der breite Spiegel angebracht, vor dem zwischen künstlichen Blumensträußen eine Uhr mit einem Porzellangehäuse ihr Ticken vernehmen ließ. Alles das war viel gewöhnlicher, als die pockennarbige Mohrin, welche dem jungen Besuchenden die Thür öffnete, und der gelle Schrei eines Papageis, der aus dem Nebenzimmer hervortönte, welches Frau Heine bewohnte.

Heine trat dem Ankömmling freundlich entgegen und nöthigte ihn zum Sitzen. Einige gleichgültige Worte wurden gewechselt. Dann begann der Dichter den jungen Mann zu einer Aufklärung über den geheimnißvollen Gruß zu drängen. Wilfried sagte ihm, daß die Dame sich in Paris befinde und daß sie die bekannten Bedingungen gestellt habe.

Heine versank in ein tiefes Schweigen.

Kindergeschichten! sprach er dann plötzlich mit einem spöttisch melancholischen Lächeln, ich muß mich jedoch schon in die Nothwendigkeit fügen und „ich bin wieder ein Kind und spiele mit andern Kindern auf dem Schloßplatze zu Düsseldorf am Rhein." Aber ich habe die meisten Erinnerungen an die Stadt, wo ich meine Jugend verbrachte, ja in meinen Reisebildern niedergeschrieben. Nur die Geschichte von der kleinen todten Veronika blieb von einem poetischen Dunkel umhüllt. Diese Geschichte war sehr schön, aber auch sehr häßlich. Ich habe nur von ihren guten Seiten gesprochen, die bösen sind mir in der Feder stecken geblieben. Was sollte ich auch die Heiligkeit mit düstern Farben trüben! Ach, Gott, die Quellen meiner Freuden sind in meinem Leben fast immer die Quellen meiner Leiden gewesen!

Die kleine Veronika war die Tochter eines angesehenen Mannes, der damals vorübergehend in Düsseldorf wohnte. Ich lernte sie durch die fromme Ursula kennen, von der ich erzählt habe, daß sie mich als Kind auf den Armen getragen und daß sie den Rosenduft so sehr liebte, daß ihr Herz lauter Rosenduft und Güte war, und daß auch ein Rosenstock auf ihrem Grabe steht. Die fromme Ursula war nämlich meine Wärterin gewesen und hatte mir viel Liebe und Güte erwiesen; jetzt war sie die Wärterin des kleinen schönen Mädchens, welches so klare reine Gesichtszüge, so kluge tiefe Augen und zierliche Hände hatte, daß ich nie ein schöneres Kind gesehen. Wenn die alte Frau mit dem Kind spazieren ging, so holte sie mich in treuer Anhänglichkeit ab, und wir wanderten dann in den Hofgarten, und wir suchten Vogelnester oder Sommerkäfer, die uns gar sehr ergötzten, wenn sie lustig dahinsummten, und waren auch zufrieden mit einem saftig-grünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau und mit dem süßen Kräuterduft, oder wir spielten auch mit andern Nachbarskindern „Prinzessin im Thurme". Mitunter hockten wir aber auch still auf dem Rasen oder auf der alten Steinbank, die von der Trauerweide am Wasser überschattet war, und die fromme Ursula lehrte uns Lieder und Gebete, oder sie erzählte uns Märchen von schönen Prinzessinen und Rittern, wobei ich denn immer dachte, die kleine Freundin sei ein Fürstenkind und ich werde noch einmal ein kühner Streiter mit blankem glänzendem Helm und Harnisch und Schwert und Lanze. Und dann saßen wir auch wieder zusammen vor der marmornen Statue auf dem Schloßplatz. Auf der einen Seite lag das alte verwüstete Schloß, worin es spukt und Nachts eine schwarzseidene Dame ohne Kopf, die der Geist der gemordeten Herzogin Jakobe sein soll, mit langer rauschender Schleppe umherwandelt. Auf der andern Seite war ein hohes weites Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldenen Rahmen wunderbar glänzten. Der Wärter ließ uns zuweilen hinein, wenn die andern Leute weggegangen waren und da sahen wir uns die seltsamen Gesichter und phantastischen Trachten an und unsere Wärterin erzählte uns, was sie vorstellten. Auf dem Schloßplatz betrachteten wir auch oft die lahme Elster, die dort zwischen den Steinen umherhüpfte und reden konnte und wenn sie nur gewollt hätte, Geschichten erzählt haben würde, die sie noch vor der Erbauung des Schlosses erlebte, denn sie war über hundert Jahre alt. Mitunter führte uns auch die fromme Ursula in die Kirche, und wenn die Orgel erklang, die Gesänge rauschten und die Weihrauchwolken emporquollen, da betete ich mit die schönen altkatholischen Gebete und sang mit die alten katholischen Lieder an die Himmelskönigin. Und durch all das hindurch leuchteten mir die stillen Augen der kleinen Veronika.

Das waren schöne heilige Tage der Jugend. Wir Kinder lebten ein wahres Blumenleben. Unsre Seelen dufteten von Unschuld und Reinheit. Nur die bösen Buben der Nachbarschaft machten mir oft trübe Stunden, denn sie nannten mich einen mädchenhaften weichlichen Burschen und gaben mir zuweilen derbe Prügel, weil ich vorzog, mit der kleinen

*) Alf. Meißner. H. Heine.

Veronika zu plaudern und zu wandern, statt mich an ihren wilden Spielen zu betheiligen. Sie brachten es aber endlich doch so weit, daß ich in falschem Trotz mit ihnen raste und tobte und mich von der kleinen Freundin fern hielt, die ich denn auch lange nicht mehr sah.

Eines Tages aber holte mich die fromme Ursula mit weinenden Augen und führte mich an das Haus, wo die kleine Veronika wohnte, und brachte mich in ein stilles Zimmer, und da lag die liebe Freundin in einem seltsamen Bettlein, das zwischen Lichtern und Blumen auf dem Tische ausgestellt war. Ich glaubte Anfangs, es sei ein kleines Heiligenbildchen von Wachs. Doch bald erkannte ich das liebe Antlitz und frug lachend: Warum die kleine Veronika so still sei? und die Ursula sagte: das thut der Tod.

Und als sie sagte: das thut der Tod, da fing ich bitterlich an zu weinen und ging weinend nach Hause und weinte die ganze Nacht und betete die alten katholischen Gebete und sang die schönen Marienlieder unhörbar in meiner tiefsten Seele. So zogen mir die dunkeln Stunden in bittersüßem Gefühl dahin.

Ein paar Tage später wurde meine kleine Freundin auf den Kirchhof hinausgetragen. Ich begab mich auch an das Leichenhaus, denn ich wollte dem lieben Kinde das letzte Geleit geben. Die Geistlichen und Chorknaben kamen mit schwarzen Kleidern und die Schulkinder erschienen und viele trugen brennende Kerzen, welche ihnen ein alter Mann in die Hand gab. Da bat ich den Alten auch um eine solche Kerze, denn ich gedachte mit zu singen und mit zu beten für die reine heimgegangene Seele, deren stille Augen mich überall aus der Luft ansahen. Aber der Mann wollte mir keine Kerze geben und wies mich sogar aus der Kinder-Reihe, in die ich mich gefügt hatte. Die andern Buben aber lachten mit hämischen Mienen dazu. Da fühlte ich im Herzen, so klein es war, ein wüthendes Gift aufschwellen. Das Gift hat lange gegohren und gekocht. — Ich wurde so behandelt, weil ich ein Judenjunge war. — Und ich hatte doch die kleine Veronika mehr geliebt, als alle Christenkinder, die ihr die Kerzen tragen und für sie singen und beten durften.

Dieselbe Geschichte ist mir unter andern Formen noch oftmals geschehen. Ich soll Ihnen meine Begegnung mit den drei Schwestern zu Andernach erzählen und muß mich gleichfalls wieder in lauter traurige Erinnerungen vertiefen. Als ich in Bonn studirte, entlief ich oft den ernsten Lehrsälen um mein poesiedurstiges Herz mit Licht und Luft zu tränken, denn an den Ufern jenes schönen Stromes wächst auf den grünen Bergen nicht allein die Thorheit, die im Herbste gepflückt, gekeltert und in Fässer gegossen und dann getrunken wird, es wachsen dort auch die Sagen und die Stimmungen, die ewig neue Lieder gebären werden. Aber Sie kennen es ja, das Land voll Lieblichkeit und Sonnenschein, in dessen blauem Strome sich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und Waldungen und alterthümlichen Städten spiegeln. Das beste, was ich gedichtet habe, ist dort dem Grund und Boden entweder in der Wirklichkeit oder aus der Erinnerung entsprossen. Der Rhein funkelt durch meine Lieder, deren Keime ich mir durch Berg und Thal zu suchen pflegte. Einst trieb es mich wieder hinaus, ich bestieg das grüne Schiff, das von Ort zu Ort zieht und Gäste aufnimmt und entläßt. Ziel und Ende meiner Fahrt hatte ich mir nicht gesetzt, denn ich ließ mich vom guten Glück führen. Und das gute Glück stand mir auch bei, denn ich fand auf dem Schiffe drei wunderschöne Mädchen, die mit ihrer Mutter vom Niederrhein kamen und in der Nähe von Andernach einen Oheim besuchen wollten. Auf dem engen Raume des Schiffleins ergab sich die Bekanntschaft von selbst. Ich war in der besten Laune. Mutter und Töchter wurden mir von Herzen gewogen, und als wir in Andernach ausstiegen, und ich Abschied nehmen wollte, lud mich der am Ufer harrende Oheim ein, mit auf sein Gut zu gehen. Wir hatten dort fröhliche Tage, in denen wir die wundervolle Gegend durchstreifend plauderten, sangen, lachten und spielten. Dort lebte auch die kranke Johanne, von der ich erzählt habe. Sie war die Tochter des alten Gutsherrn, der auch noch seinen ältesten Sohn einen bereits verheiratheten kräftigen Landwirth, welcher hauptsächlich die Geschäfte besorgte, bei sich hatte. Ich stand mit allen Bewohnern des Hauses auf dem besten Fuße. Sie kannten mich aber nur unter dem Namen Retcliff, den ich mir einer abenteuerlichen Laune folgend gegeben hatte. Uebermüthig, wie ich durch das seltsame Erlebniß geworden war, schrieb ich an einen Freund in Bonn über meine Fahrt und schilderte ihm die drei Mädchen ganz und gar in der Art, wie ich es später in den Reisebildern gethan habe. Allerdings beging ich damals nicht allein eine Indiskretion, sondern auch eine Fälschung, denn die Mädchen waren nicht in mich verliebt, wenigstens zeigten sie es nicht, sondern ich war verliebt in sie; nur wußte ich nicht, für welche ich die heißesten Gefühle hatte. Was ich aber selbst für sie fühlte, das legte ich in sie selbst hinein, weil es mein heißester Wunsch gewesen wäre, daß Gertrud mich umarmt hätte, daß Catharina mich mit ihren blauen Augen angesehen und daß Hedwig für mich in süßer Röthe aufgeflammt wäre. Mein Brief wurde in Bonn von meinem Freunde keineswegs als Geheimniß behandelt, sondern mehreren Bekannten unseres Kreises mitgetheilt. Sein Inhalt scheint sogar noch weitere Verbreitung gefunden zu haben, denn eines Tages, wo ich in den Augen, Mienen und Worten der Mädchen noch die tiefsten Studien zu allerlei schönen Liedern machte, trabte, wie ich vom Fenster der mir angewiesenen Stube aus gewahrte, auf einem jener merkwürdig knochigen akademischen Pferde, welche die Musenstadt damals besaß und die auffallend an Schillers Pegasus im Joche mahnten, ein Student in den Hof, den ich mich in Bonn öfters gesehen zu haben erinnerte. Es dauerte nun auch nicht lange, so trat derselbe in Begleitung des Gutsherrn und seines landwirthlichen Sohnes durch meine Thüre und, es

erhob sich eine Scene, an die ich mit dem größten Widerwillen zurückdenke. Der Student tobte und raste wie ein Unsinniger, daß ich seine Basen auf die schmählichste Weise verläumdet habe, daß ich auch nicht Retcliff sondern Heinrich Heine heiße und ein betrügerischer, miserabler Judenjunge sei. Der Bruder stimmte in den heftigen Ton ein, und der alte gute Herr machte ein sehr verdrießliches Gesicht. Sie können sich denken, was für eine dumme Rolle ich spielte. Meine Entschuldigung, daß ich ein Spiel der Phantasie getrieben habe, reizte die drei ungeberdigen Menschen nur zu heftigeren Vorwürfen. Was verstanden sie auch von den wunderlichen Einfällen einer Poetennatur? Es war noch eine besondere Gnade, daß sie mich nicht vor den Augen der drei hübschen Schwestern mit Hunden aus dem Hause hetzen ließen. Man war nämlich zu dem Beschlusse gelangt, den Mädchen die ihnen von mir angethane Schmach zu verheimlichen. Ich sollte mich dafür aber bei einbrechender Dunkelheit heimlich entfernen und es nicht wagen, ihnen jemals wieder vor die Augen zu treten. Es ist unsäglich, mit welchem Zorn ich mich entfernte. Die Scene, die ich bei dem Begräbniß der kleinen Veronika erlebt hatte, trat mir auf's Neue mit lebhaften Farben vor die Augen. Damals war das Kind und der Jude in mir beleidigt worden, jetzt beleidigte man den Juden und den Poeten in mir. Ich bin nachher, als ich nach Bonn zurückgekehrt war, mit dem wüthigen Studenten auf die Mensur gegangen und habe ihm zu Beul eine wackre Terz in das Gesicht gezeichnet. Aber das Blut, das damals geflossen ist, hat meine Rachesucht gegen die Philisternaturen nicht abgekühlt.

Soll ich auch die Wunden aufreißen, die mir später in Godesberg geschlagen wurden? Wohlan. Meine Freundin, zu deren Füßen ich so oft mit ihrem braunen Dachshund dieselbe Stelle theilte war sehr schön, aber sie hatte noch viel schönere Augen. Heiliger Gott! in diesem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich sterben können, während ich in jenes Auge blickte, und starb ich in solchem Augenblicke, so flog meine Seele direkt in jenes Auge. So habe ich es vor Zeiten gesagt und halte es noch heute wahr. Und wie leuchtend strahlte das Gesicht. Es waren hohe griechische Gesichtszüge, kühngewölbte Lippen, umspielt von Wehmuth, Seligkeit und kindischer Laune, und wenn sie sprach, so wurden die Worte etwas tief fast seufzend ausgehaucht und dennoch ungeduldig rasch hervorgestoßen — und wenn sie sprach und die Rede wie ein warmer heitrer Blumenregen aus dem schönen Munde niederflockte — o, dann legte sich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika, denn die schöne Frau war die Schwester der kleinen Veronika und an deren Todestage geboren. Ich habe damals wunderbare Stunden voll Sehnsucht, Befriedigung, Lust, Pein, Angst und Jubel erlebt. Fern lag das Siebengebirge im Abendroth, ruhig floß der blaue Rhein, auf dem segelweiße Kähne schwammen und aus den Kähnen klang Gesang und Saitenspiel. Es war meine letzte selige reine Liebe, aus der ich jene seligen reinen Lieder geschöpft habe, die meinen Ruhm durch die Welt getragen. Ich hoffte sie mein zu nennen. Sie ging. Und als sie drei Wochen fort war, erhielt ich die Nachricht, daß sie sich mit einem andern verlobt hatte. Ach, ich war ja ein — Jude.

Der Dichter versank nach dieser Erzählung in ein langes Schweigen, das Wilfried nicht zu brechen wagte.

So habe ich in der Jugend die stärksten Gegensätze erlebt. Aus diesen Gegensätzen ist meine Poesie aufgewachsen: Gefühle fromm wie Kirchenglocken und herb wie Schlangengift, heiter wie Kindermärchen und grimmig wie Tigerwuth, gänzliche Hingebung, bitterster Spott, schalkhafte Ironie, donnernder Götterzorn. — Aber nun reden Sie, wann höre ich Näheres von der Schwester der kleinen Veronika — von

Eveline? fiel Wilfried ein.

In der That so heißt sie, wo ist sie? fuhr Heine auf.

Sie sollen Sie sehen, wenn Sie es wünschen, über das Wo und Wie muß aber die Dame selbst entscheiden, das hat sie sich vorbehalten.

Mensch, Sie machen mich rasend, rief der Dichter auf's Neue. Die alten Zeiten sind vergangen. Ich bin zu ausgesöhnt mit dem Schicksal. Warum auch nicht? sagte er dann mit ironischer Miene, seitdem ich Christ geworden bin, würde ich mein Kind, wenn ich eins hätte, keinem Juden zur Frau geben. Aber kommen Sie zu Eveline.

Das geht nicht, sprach Wilfried, ich habe es gelobt. Aber ich fühle mich verpflichtet, Ihnen ein großes Unrecht gut zu machen. Lassen Sie mich Ihnen das Gelübde thun, daß ich mir jede Mühe geben werde, Sie zu der schönen Frau hinzuführen.

Sie haben ja nur stets Gutes von mir geredet, ich weiß von keinem Unrecht.

So wissen Sie denn, sprach Wilfried, daß sie in meiner Familie beleidigt worden sind. Der alte Gutsherr Wilfried war mein Großvater, der Landmann mein Vater, der Student mein Oheim.

Heines Gesicht verdüsterte sich von Neuem.

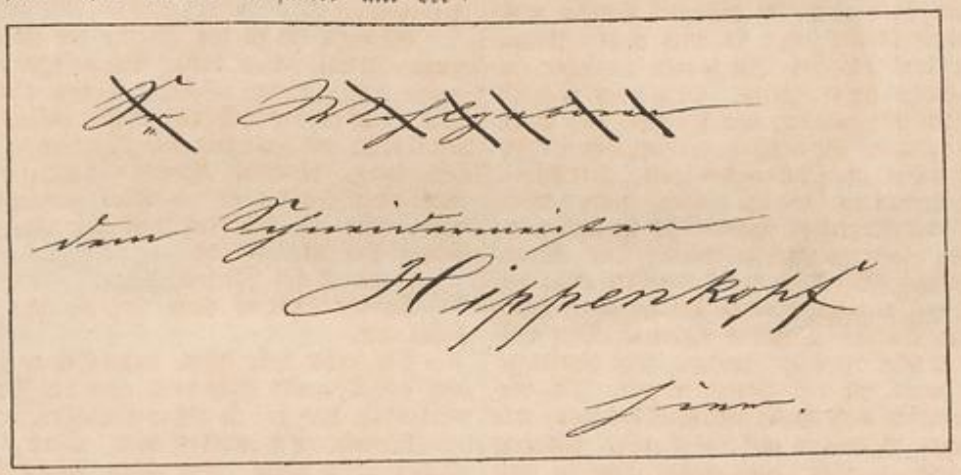
Ich bitte Ihnen feierlich ab, was die ältere Generation an Ihnen gesündigt hat, fuhr dann der junge Mann feierlich fort. Mein Großvater und mein Vater ruhen längst unter der Erde. Ich kann nur Gutes von ihnen sagen. Sie werden auch den Heimgegangenen keinen Groll nachtragen, zumal dieselben sicherlich von meinem Onkel angereizt wurden. Mein Onkel aber ist ein düsterer strenger fanatischer Reaktionair geworden, mit dem ich nichts zu thun habe.

Heine reichte dem jungen Mann die Hand und sagte: Wohlan, Sie sind brav und offen und gut. Wir werden uns verstehen und vertragen.

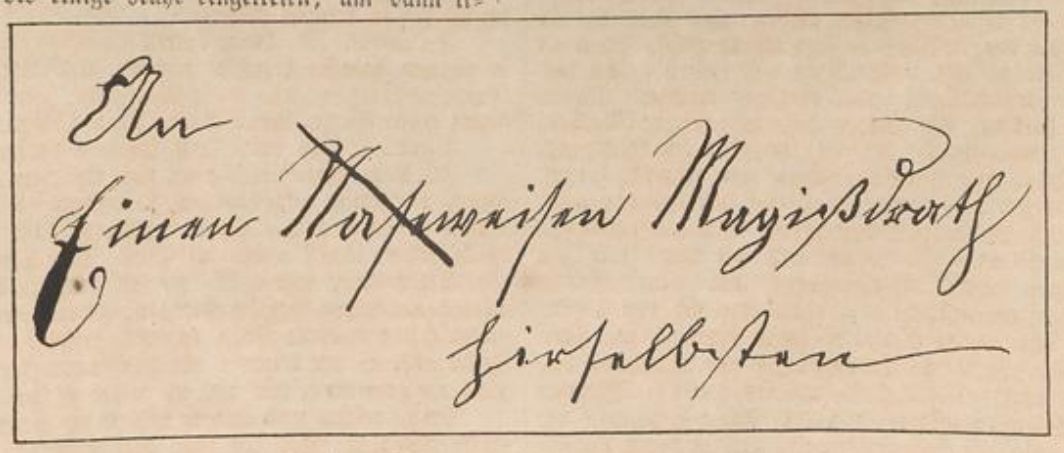
(Schluß folgt.)

Wohlgeboren.

In der Kreisstadt M. war der löbliche Gebrauch, ob auch anderswo, ist mir nicht bekannt, daß alle Briefe, die von Amtswegen von einem wohllöblichen Magistrat an gewöhnliche Bürgersleute, Handwerker und dergl. erlassen wurden, mit einfacher Angabe des Namens und des Geschäftes des Empfängers als Adresse versehen wurden. Das „Wohlgeboren" war dort auf die einfachste Weise abgeschafft, ohne daß man, wie anderswo, große Diskussionen in den Zeitungen über den Sinn oder Unsinn dieses Titels, in dem in M. erscheinenden Journal zuzulassen für nöthig erachtet hätte. Der Amtmann hatte ohne weitere Umstände mit der großen Amtsscheere diesen Zopf abgeschnitten und hielt mit unnachsichtlicher Strenge auf das Einhalten dieses Verfahrens. Als deshalb eines Tages ein neu angestellter Schreiber, der die diplomatischen Ansichten und Regententugenden des Amtmanns noch nicht kannte, demselben einen Brief zur Unterschrift vorlegte, mit der Adresse „Sr. Wohlgeboren dem Schneidermeister Hippenkopf hier" strich der Amtmann mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Schreiber das „Wohlgeboren" einfach mit einem dicken Dintenstrich durch, und unterzeichnete den Brief, so daß die Adresse lautete:



Der Schreiber verstand den Wink, ließ aber natürlicher Weise den Brief in dem Façon, wie er aus der hohen Amtsstube entlassen, an den Adressaten abgehen. Doch wer beschreibt den Zorn und die Wuth, die sich des ehrlichen Schneiderleins bemächtigte, kreideweiß wurde seine Nase ob der angethanen Beleidigung, die so offen schwarz auf weiß vor ihm lag. Der Zustand des Mannes war fürchterlich. Allein er verstand es doch, sich im ersten Augenblick so weit zu beherrschen, daß er sich Zeit gönnte, bis einige Ruhe eingetreten, um dann irgend eine Rache, eine fürchterliche, auszusinnen und sie desto sicherer auszuführen. Und das gelang unserm Schneiderlein nach unserer Ansicht vortrefflich. Statt, wie er gewöhnlich that, wenn ein Schreiben des hohen Magistrats an ihn gelangte, persönlich auf's Amt zu gehen, um dem Secretair seine Antwort mitzutheilen, (denn er schrieb nicht gerne) setzte er sich hin, und beantwortete das Schreiben in aller Form bestens, siegelte es dann zu und versah es mit folgender Adresse:



Die Wirkung war eine vollständige. Vor das hohe Amt citirt, behauptete er, er habe sich verschrieben. Der Amtmann mußte sich zufrieden erklären; ob er das „Wohlgeboren" wieder eingeführt, ist uns nicht bekannt.

Fünfhundert Thaler und nicht auskommen?
„Ich komme wohl aus damit, lieber Onkel, aber viel zu früh!"

Beiträge zur Geschichte des Voigtlandes. (Traditionell.)

„Auf Euere Supplikatio, Ihr Bürger von Reichenbach, Euren Delinquenten an unsern neuerbauten Galgen henken zu dürfen, haben wir, das wohlweise Consilium von Schönebach, resolviret und geben Euch nach reiflicher Meditation folgenden Bescheid: Wir haben einen Galgen gebaut für uns und unsere Kinder und wenn die Reichenbacher eines solchen manquiren, mögen sie sich selbst einen bauen."

Arbeiter. Herr Professer, ech wollt öch ens froge, of ehr mech nit för Modell könnt gebruche?

Professor. Ah, (für sich) der kommt wie gerufen! ein herrlicher Kopf zu meinem Petrus! — Ja wohl, mein Freund, aber — — hier habt ihr fünf Groschen, da geht und wascht und kämmt euch erst tüchtig, macht euch überhaupt etwas ordentlich und kommt morgen früh wieder!

Am andern Morgen.

Arbeiter. 'N Dag Herr Professer! Ihr hat mech jo bestellt!

Professor. Wer seid Ihr? Ich kenne Euch gar nicht!

Arbeiter. Och Här, Ihr hat mich jo gester fönf Grosche gegäve, ech sollt mich jet ordtlich mache! No han ech doch jedonn, wat ech konnt, on han mich rasire on de Hoor schniede looße!

Simphonie in Dur und Moll.

Allegro.

Adagio.

Scherzo.

Finale.

Maler. Aber Schönemann, warum geben Sie dem Jungen denn schon wieder so'n furchtbaren Katzenkopp!? — Lassen Sie ihn doch zeichnen, so viel er Lust hat, der Junge ist gar nicht ohne Talent.

Schönemann. Na hören Se, Herr Maler, was Zeichnen heißt, das kennt Philipp Schönemann auch. Ich bin drei Winter uf die Bauschule in Dräsden gegangen, als ich noch als Zimmergesell in die Fremde war. Der Junge kann zeichnen — da haben Se Recht — er muß auch Zeichnen — und soll zeichnen — aber so'n Zeichnen hat der Deubel gesehn! — Wofür hab ich dem Jungen denn das deure Reißzeug geschenkt, wenn er's nich brauche duht? — Ich habe nich viel von de Bauschule profitirt, das habe ich denn aber doch losgekriegt, daß mer mit der ledigen Hand nir machen kann!!

„Fauler Schurke! wie kann er sich unterstehen zu schlafen? er ist doch wahrhaftig nicht werth, daß ihn die Sonne bescheint!" — Hochgeehrter Herr! det glöf ick och, un han mi deshalb in de Schatte gelegt!

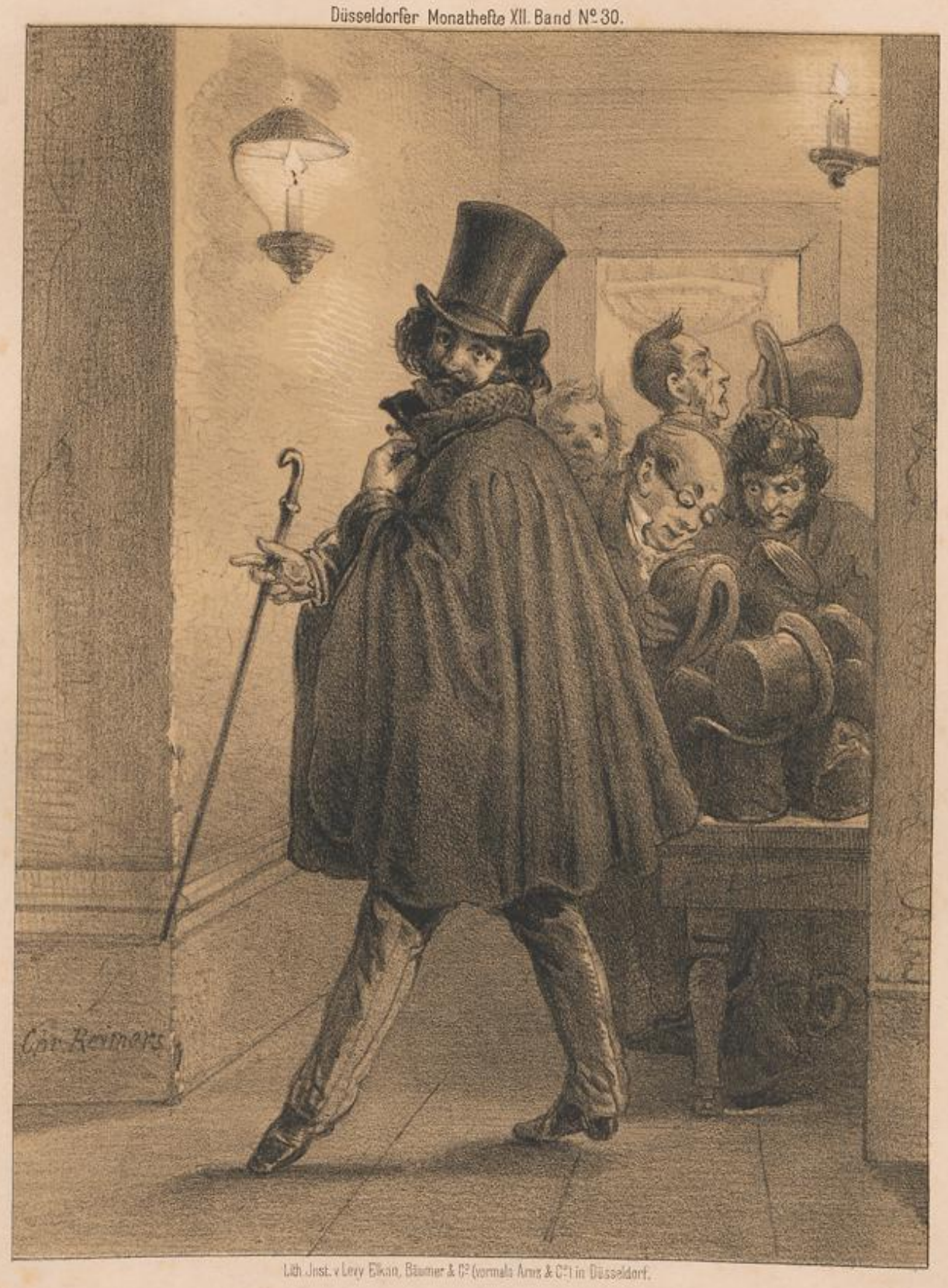
Bruchstück aus der Rede

des Herrn Direktor Brummig am Gymnasium zu Brummhausen bei Eröffnung des Semesters.

„So meine Lieben, diese Worte gelten den Fleißigen, den Arbeitsamen, den Ordentlichen. Aber nun — nun komm ich zu Euch, die Ihr faul waret, die, die, — ja Ihr seid — Ihr seid Sclaven Eurer selbst, Ihr seid Diener — Diener seid Ihr — Ferschtendiener seid Ihr — was da! was da! Ferschtendiener wollt Ihr sein — Buben seid Ihr!! Du aber bimmlischer Vater — —"

„Au Gott, min Been, min Been!!!"

— Datt weet ook en Dunderwäer, datt du mi jümmer in'n Weg steihst! — — Den Hasen harr ick nu sicher dropen! Na, datt sall mi ok infall'n datt ick Di Döskopp we'r mit up de Jagd nehm! —



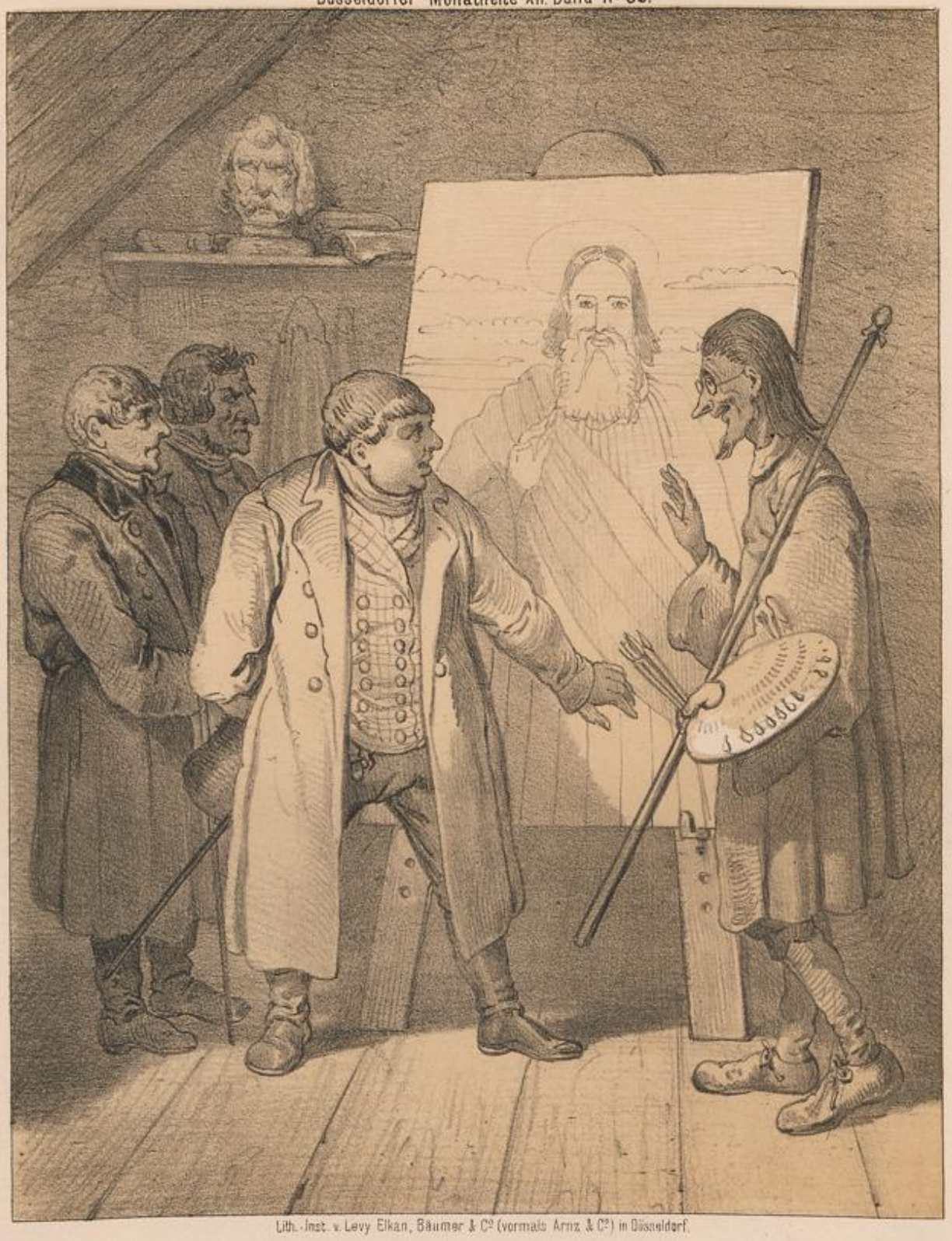
Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arnz & Cº.) in Düsseldorf.

Wenn ich so viele Hüte durch einander finde, da ist mein Grundsatz:
Nur nimmer den ersten **Besten** gleich genommen!_

Lith. Inst. v. Lorv Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arnz & Cº) in Düsseldorf.

Der umgefallene Wegweiser.

Na nu !__ in die Erd soll ich doch nich krieche, um nach Besendorf zu kumme !__



Lith.-Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C° (vormals Arnz & C°) in Düsseldorf.

Maler._ Wünschen Sie Jhren Kirchenpatron lebendig oder todt dargestellt zu haben ?
Kirchenvorsteher._ Weten Se wat _ maken Se em man vorläfig lewendig, hernacher könt wi em noch immer sülwst dodt maken....

Lith. Anst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie (vormals Arnz & Cie) in Düsseldorf.

Machen se mir die Taille nich so dünne; ick kann die affectirten schlanken Taillen nicht leiden! –

Nachstehend erlauben wir uns die früheren Jahrgänge unserer

Düsseldorfer Monathefte

in Erinnerung zu bringen. Es sind bis jetzt erschienen und zu beigesetzten Preisen einzeln zu beziehen:

Der I.—III. Band,	Jahrgang	1848—50 à	Thlr. 6. 10 Sgr.	Thlr. 19.
» IV.—VII. »	»	1851—54 à	» 4. 15 »	» 18.
» VIII.—XI. »	»	1855—58 à	» 6. — »	» 24.

Demnach kosten die sämmtlichen Jahrgänge Thlr. 61 — und haben wir zur Erleichterung der Anschaffung jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in den Stand gesetzt, das ganze Werk complet bezogen zu einem ermässigten Preise verabfolgen zu lassen. Einzelne Lithographien werden zu 7½ Sgr. abgegeben.

Inhalt der Lithographien des III. Bandes, Jahrgang 1850.

1. Pistolenduell zwischen einem Dünnen und Dicken.
2. Schon recht, wieg' du nur Deinen Antheil ich lass den meinigen schreien.
3. Schleswig-Holstein'scher Dragoner auf Vorposten.
4. Wie sie einem Bauern das Zündnadelgewehr zeigen.
5. Der schlaue Johann.
6. Moder! sett den Vader op den Disch, de Hahn fritt hem de Boter af!
7. Die Köchin mit dem Brodschrank in der Theevisite.
8. Der Bien muss.
9. Aussicht auf die Rettungsmedaille und — — fünf Silbergroschen.
10. Vorfrühling.
11. Der heilige Peter zu Wallporzheim.
12. Taille Nr. 13 — selbst in Berlin sehr selten.
13. Die nach dem Rathhaus gestellte Uhr geht doch immer nach dem Pfandhaus.
14. Wie mein Herr? Die Norma für zwei Louisd'or, lieber plötzliche Heiserkeit mit Magenkrämpfen?
15. Der lebendig abgezogene Aal. (Dat weth son Dier nich biätter.)
16. Puck.
17. Erlauben Sie, dass ich mir ä Pfeif mitstopf?
18. Fatales Versehen.
19. Edle Aufrichtigkeit.
20. Der unbefugte Fischfang.
21. Also dieses Kameel soll ich als Remontepferd kaufen?
22. Ein zerstreuter Stadtrath hängt sich über den Stuhl und legt seine Hosen ins Bett.
23. Wie Herr Purzpichler bei interessanter Lectüre sich zum Frühstück nach der Uhr ein Ei kocht.
24. Die mit Seife rein gemachte Uhr.
25. Irrthum durch einen als Brücke verwendeten Leichenstein.
26. Extreme Kinderanzüge.
27. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.
28. Rollenvertheilung nach den besten Tricots.
29. Berliner als Jemsenjäger sich auf seinem Dache übend.
30. Wenn ein Heuwagen mit vier Pferden zum Thore hinein fährt, dann kann selbst der stärkste Mann hinein.
31. Auskunft über den von den drei Grazien vermissten Wachtelhund.
32. Orgeldreher: Wenn ech dat biske Musik nit noch verstönd u. s. w.
33. Die verschimpfirte Facade.
34. Herr Schneidicke lässt seinen Drachen steigen.
35. Donauweibchen I. Theil. Ich soll mir for die lumpige 18 Kreutzer mit sei'm Sawel nach noch dä Hinnere zerstosse losse?
36. Dem Burschen Prange schmeckt der Taback auch schon lange bitter.
37. Wer ist Herr im Haus?
38. Nach Vorschrift beförderte Depeschen.
39. Seiltänzer, der bei offener Thür im Arbeiten genirt ist.
40. Augenn lix! mit hörbarem Ruck!
41. Höfliche Bitte des Breslauers.
42. Altes Fräulein: Mit mir hat noch kein Mann gewagt von Liebe zu sprechen.

In demselben Verlage wird demnächst der zehnte Jahrgang des

Düsseldorfer Künstler-Albums

pro 1860 erscheinen.

Dieser zehnte Jahrgang, redigirt von Dr. *Wolfgang Müller* von Königswinter, welcher dies anerkannte Unternehmen mit ins Leben rief und die ersten Bände redigirte, wird den früheren in keiner Weise nachstehen, sondern sich in einer würdigen Haltung, des Textes sowohl wie die der Kunsterzeugnisse, anschliessen. Wir enthalten uns deshalb jeder weiteren Empfehlung, da dieser Jahrgang besonders für sich selbst sprechen wird.

Preis geh. 3 Thlr. 22½ Sgr. — Eleg. geb. in Callico mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.
Eleg. geb. in Maroquin mit Goldschnitt 6 Thlr.

Die früher erschienenen 9 Jahrgänge, welche für den Kunstfreund des Gediegenen und Schönen so Manches in gleichbleibender Vollendung enthält, sind zu denselben Preisen fortwährend zu beziehen.

DÜSSELDORF, August 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

4. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Die kleine Veronika.

Novelle von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

(Fortsetzung.)

VII.

Wilfried kam nun in den nächsten Tagen häufig mit Heine zusammen, und der Dichter empfand eine wahre Freude in Gesellschaft des jungen rheinischen Landsmannes, der mit einem klaren, gesunden Verstande begabt, sich ein für sein Alter verhältnißmäßig überaus reifes und tüchtiges Urtheil über Menschen und Zustände erworben hatte. Während seines Pariser Aufenthaltes waren ihm nämlich die meisten seiner Heimathsgenossen als exaltirte Köpfe vorgekommen. Die Einen und namentlich die Flüchtlinge, traten als Fanatiker für Ideen auf, die, wenn sie auch eine richtige Grundlage haben mochten, doch meistens als frühreife Geburten an das Tageslicht kamen und überdies mit fast maaßloser Zähigkeit und Eitelkeit vorgetragen wurden. Die Andern aber, die aus eigenem Antrieb nach Paris steuerten, hielten sich nicht allein für etwas Besonderes, sondern suchten auch in der Regel etwas Besonderes. Wer weiß aber nicht, daß mit solchen Leuten schlecht umgehen ist? Es giebt bei ihnen gewöhnlich verletzte Eitelkeiten ohne Maaß und Ziel, der Klatscherei sind Thür und Thor geöffnet, Anfeindungen und Verhetzungen folgen auf dem Fuße. Zu diesen Persönlichkeiten bildete Wilfried für den Dichter einen höchst erfreulichen Gegensatz. Der junge Mann nahm die Leute und Dinge wie sie waren, verlangte von Niemanden etwas und drängte Keinem seine Meinung auf. Historische Studien hatten ihn zu einer objektiven Auffassung geführt. In diesem Sinne sprach er mit dem Dichter über die Welt und ihr geistiges Leben, geschah es nun, daß sie in der Arbeitsstube Heines, und in einem Kaffehause saßen, oder einen Spaziergang machten.

Bei diesen Zusammenkünften kam natürlicher Weise stets die Rede auf die schöne Frau zu Godesberg. So sehr der Dichter aber auch drängte, die Geliebte seiner Jugend wieder zu sehen, so mußte der junge Freund ihn doch stets mit Vertröstungen abspeisen. Es ist gewiß auf eine Ueberraschung abgesehen, äußerte Heine oftmals. Wilfried beantwortete solche Fragen stets mit Achselzucken. So oft aber der junge Mann einen Ausgang vorschlug, so war der Dichter gegen die sonstige Gewohnheit stets bereit, seine stillen Räume zu verlassen, um vielleicht endlich Eveline bei einer solchen Gelegenheit wieder zu sehen.

Und so ging er denn auch darauf ein, am Lätaretage, der grade bevorstand, mit Wilfried auf dem gewohnten Maskenballe der großen Oper zusammenzutreffen. Sie kamen überein, sich um Mitternacht ein Stelldichein im Saale, zunächst der ersten Loge links zu geben.

Heine war zu bestimmter Zeit an Ort und Stelle. Vor ihm lag der allmächtige große Raum zwischen dem Eingang ins Parterre bis an das Ende der Bühne, der mit einem ebenen Boden bedeckt war, vorn überbaut von den reizenden Logenreihen, hinten begrenzt von den Coulissen, zwischen denen sonst die Spiegelbilder des Lebens gezeigt werden. Tausende von Gaslampen streuten ihr Licht in die entferntesten Winkel und Ecken. In den Logen hatten eine Menge von vermummten und unvermummten Gestalten Platz genommen, welche Zeitvertreib und Abenteuer suchten, unten aber raste die wilde pariser Jugend in bacchantischer Wildheit zu den Tönen des Orchesters Musart seine üppigen Tänze. Debardeurs, Titis, Pierrots, Harlequins, unter denen sich Studenten, junge Kaufleute, Soldaten und sonstige Gesellen mit ihren Mädchen bargen, warfen in den Quadrillen ihre Glieder in der eckigsten und frappantesten Weise umher und wühlten zum Schluß des Tanzes berauscht von Leidenschaft und Uebermuth im infernalischen Galopp durch den weiten Raum. Es war dann, als wäre das wilde Heer der Sage losgelassen und brauste unter Hörnerklang und Trommelwirbel durch die Luft, denn den Boden schien Keiner mehr unter den Füßen zu haben. Ringsum raste und wirbelte fürchterliche entfesselte Tollheit.

In andrer Zeit hatten solche Scenen dem Dichter oftmals große Freude gemacht und er war in der poetischen Schilderung derselben äußerst glücklich gewesen. Heute aber starrte er theilnahmlos in das Gewirr. Er trug sich grade mit Gedanken, welche diesem Gewühl fremd waren.

Es war wieder ein Tanz vorbei. Heine blickte um sich und konnte den erwarteten Freund noch immer nicht gewahren. Er zog die Uhr, der Zeiger wies auf die Mitternachtsstunde.

Da nahten sich ihm drei Dominos, der mittlere schien ein Mann, die beiden zur Seite hatten das Ansehen von Damen.

Guten Abend, Graf vom Ganges, sprach eine tiefe männliche Stimme.

Guten Abend, Henriquez von Salamanka, folgte eine der Damen.

Guten Abend, Retcliff, rief die Dritte.

Eveline ist unter euch, stammelte der Dichter mit zitternder Stimme. Um Gottes Willen, fort von diesem unheiligen Treiben. Wir wollen in die Corridore gehen, an eine stille heimliche Stelle. In diesem Gewirre dürfen wir uns nicht wiedersehen. Kommt mit, kommt mit!

Er schritt aus dem Saale, die drei Dominos folgten.

Sie suchten sich allzusammen einen Sitz in den Gängen und ließen sich nieder.

Wer ist Eveline? fragte der Dichter nun mit einer Hast, der man die heftigste Aufregung anmerkte. Ich bitte, daß sie sich demaskirt.

Nicht eher, sprach die verstellte männliche Stimme, bis du uns sagst, was du von ihr hoffest.

Was ich von ihr hoffe? war die Antwort, die erschüttert und innig klang, nichts, als daß ich sie noch einmal sehe.

Nicht eher sprach dann eine von den Damen, bis du gestehest, daß sie dich nicht verrathen hat.

Verrathen? seufzte Heine. Ach Gott, vielleicht habe ich mich, wie die Dichter es thun, zu großen Einbildungen hingegeben. Was ich hoffte, das hatte ich auch geglaubt, es war, sie besitzen zu dürfen.

Eveline hat sich sehr für dich interessirt, aber sie hat dich nicht geliebt, sprach dann dieselbe Stimme. Sie interessirt sich auch noch für dich. Aber sie kannte schon früh die flatterhafte Natur der Dichter, sie erkannte sie in der höchsten Potenz in dem Dichter des Buches der Lieder. Er war ein Schmetterling, der von Blume zu Blume flog und nimmer wußte, wo er sich schließlich niederlassen sollte. Außer dem Honig sog er aber auch allerwärts das Gift in sich. Er hatte viele Liebe in seinem Herzen, aber auch viel Zorn und Hohn und Spott. So war er nicht der Mann, an dem sich Eveline für die Ewigkeit knüpfen konnte.

Warum hast du nicht immer daran gedacht, was die kranke Johanna dir sagte, sprach jetzt die dritte Gestalt. Sie hat dich doch gemahnt: du bist sehr gut und wenn du böse wirst, so denke wieder an die kleine todte Veronika!

Ja, ich habe es nicht gethan, sagte Heine, und bin oft böse gewesen, aber die Menschen haben mich dazu gemacht. Ich hätte ein Engel sein müssen, wenn mich die Behandlung, die ich erdulden mußte, nicht mit Hohn und Groll erfüllt hätte. Schon als Kind bin ich aufs Tiefste erbittert worden, als mich die bösen Buben von dem Begräbniß der kleinen Veronika fortstießen. Und wie wurde ich bei den drei Schwestern aus dem Hause gejagt! Und wie ging es mir bei Eveline? Mußte sich da nicht der Mensch in mir empören? Mein Herz ist so schön und weich, wie es nur irgend Einer gehabt hat. Jedoch sie haben das Gift hineingetröpfelt, und das Gift ist mir in alle Säfte übergegangen und mit den Säften in meinen Kopf gestiegen. Ich habe aber einen scharfen Kopf, und in dem Kopf sitzen ein Paar noch schärfere Augen, mit denen ich klar in die Welt sehe und die schwachen Seiten der Menschen und Dinge beobachte. Noch mehr, es ist mir auch von der Natur eine leichte Zunge geworden, auf welche die spitzigsten Worte blitzen, und dann wie von einem Dämon hinaus geschnellt werden. Als man mich aber wie einen Hund behandelte, da sah ich um mich, um zu erspähen, ob ich denn von lauter Löwen und Adlern umgeben sei, die mich armes Thierchen so schändlich bissen und krallten. Ach Gott, meine Prüfung fiel betrübt genug aus für meine Verfolger. In den Löwenhäuten saßen meist Esel und Ochsen, die aber ganz königlich zu brüllen suchten, und als ich die Adlerklauen genau betrachtete, waren es Krähen und Raben, die sich wie die Könige der Lüfte geberdeten.

Als Jude hättest du ein Recht, sprach der ältere Domino.

Auch als Schriftsteller? fragte die ältere Dame.

Ich habe für die Freiheit und für die Wahrheit gefochten, rief der Dichter. Freilich habe ich nicht immer das Maaß inne gehalten. Ich weiß es und bereue es, ohne daß ich dafür bürgen kann, daß ich es in Zukunft anders mache. Meine Natur ist von der Art der Pflanzen, deren Blumen den süßesten Duft spenden, deren Säfte aber tödten. Sie hat auch etwas von Thieren, die, wenn sie einmal gebissen haben, das Beißen wiederholen. Wer einmal Blut gesehen hat, der freut sich auf die nächsten Schlachten. Ich war in allen Kämpfen ein tapferer Soldat, und an Gelegenheit hat es auch nicht gefehlt. Was gab es Zeit meines Lebens nicht für hohle Kerle und für hohle Phrasen in Politik, Wissenschaft und Kunst! Wie dick thaten sich die schwindsüchtigen Romantiker, denen ich die tödtlichsten Schläge beibrachte! Wie eckelhaft stolz war dieser nüchterne Börne mit seiner pretentiösen tugendhaften Gespreiztheit! Wie bombastete dieser Platen mit seinen gespreizten Redensarten, in denen er sich selbst bespiegelte. Sie sind die Typen für den Bären, von dem ich sang:

Kein Genie, doch ein Charakter.

Alle diese Burschen sind tausendmal eitler wie ich gewesen. Sie prunkten mit sich selber, weil sie keinen Muth zur Sünde hatten. In derselben Weise bin ich mit den Politikern umgegangen. Ehe ich sterbe, werde ich auch noch manches Exempel statuiren, denn ich hasse nichts mehr wie die Phrase und die Affektation.

Aber wie hast du dich in der Liebe versündigt? mahnte jetzt mit drohendem Finger die dritte Gestalt.

Die tugendhaften Christinnen und Jüdinnen mochten mich nicht, lächelte der Dichter spöttisch. Da bin ich als Tannhäuser in den Venusberg gegangen. O allerschönste Sünden, die ich nicht bereuen kann! Ich werde auch kein Narr sein, um mir beim Pabste in Rom Absolution zu holen. Was die Liebe sündigt, das verzeiht die Liebe. Eveline lege die Maske ab.

Die ältere Dame stieß die Jüngere an, diese nahm die Maske vom Gesicht.

Die kleine Veronika! rief der Dichter entsetzt. Was ist das?

Es schwindelte ihm vor den Augen. Er taumelte fort.

Da enthüllten sich auch Wilbert und Eveline.

Es war eine unbeschreibliche Scene des Wiedererkennens.

VIII.

Der Salon der Frau von Pleidt, der von Woche zu Woche lebendiger und interessanter geworden war, erhielt nun auch ein neues Mitglied in Heine, der stets die allerbeste Laune mitbrachte und sich im geistreichsten Witz und Humor gehen ließ. Es war plötzlich wieder eine Stimmung über ihn gekommen, wie er sie in den glücklichsten Tagen seines Lebens besessen hatte. Was lag ihm daran, daß Manche aus dem Kreise ihn nicht leiden konnten und zu seinen offenen und geheimen Verfolgern gehörten? Er ignorirte sie oder verfolgte sie mit noch bissigerem Spotte wie jemals. Besondern Anlaß zu allerlei Scherzen gab ihm der Umstand, daß Frau von Pleidt sich als die Urheberin der Stelldicheins zu erkennen gab, welches die Deutschen in der Rue Rivoli versammelt hatte und das hauptsächlich Wilfried mit dem Dichter zusammenbringen sollte. Heine machte sich über das Abenteuer lustig, schonte sich selbst nicht, aber verspottete zumeist die sonstigen Tugendhelden, zu denen namentlich der Cherusker gehörte. Auf Hermann, der immer verdrießlicher und moroser wurde, hatte er es besonders abgesehen, indem er ihn den neuen Rothbart nannte, welcher einst an der Spitze des deutschen Reiches stehen würde, und indem er ihn mit bedeutungsvollem Blicke ermahnte, daß er sich zu rechter Zeit nach einer Kaiserin umsehen möchte. Mit ihm wurden die Deutschesten der Deutschesten gehörig verhöhnt. Aber auch die neuen Poeten, welche nachtwächternd und die Kreuze aus der Erde reißend durch das Vaterland gezogen waren, erhielten ihre bittre Pillen. Er sagte ihnen voraus, daß sie sehr bald in die Heimath zurück kehren, an den Höfen Besuche machen und Hofrathstitel und Orden und officielle Stellen erwerben würden, denn er habe ganz dieselbe Erfahrung schon bei den lautesten Schreiern unter seinen Zeitgenossen gemacht.

Saß er mit Frau Eveline allein in der Ecke des Zimmers auf den weichen Sesseln, so erging er sich auch gern in den Erinnerungen alter Zeiten und erzählte der noch immer reizenden Dame von den zahllosen Liedern, die er, an seine Begegnungen mit ihr gedenkend, dem deutschen Volke gesungen habe. Da Veronika eine wunderschöne Stimme hatte, so bat er sie oft, diese Lieder vorzutragen, ohne ihr zu sagen, daß sie einst an ihre Mutter gerichtet wurden. So ertönte denn in der Mendelssohn'schen Weise:

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite!

Zieh hinaus bis an das Haus
Wo die Veilchen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß sie grüßen.

Und nun erklang auch „Auf Flügeln des Gesangs Herzliebchen trag ich fort" und die düstern von Robert Schumann so herrlich componirten Strophen:

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weißt du längst, ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Und sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Bei den mit tiefster Empfindung vorgetragenen Liedern kamen ihm nicht selten die Thränen in die Augen. Einmal aber trat er hingerissen zu der Sängerin und legte ihr die Hände auf die reichen blonden Haare und sprach:

Du bist wie eine Blume
So schön und hold und rein,
Ich schau Dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt Dir legen sollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte
So schön und rein und hold.

Wilfried stand daneben. Er war in der heftigsten Bewegung.

Heine setzte sich wieder zu Frau Eveline.

Sie sollten ein Paar aus den jungen Leuten machen, sprach er.

Das müssen die Beiden selbst thun, wenn sie es wollen, antwortete die Freundin.

Wollen und Können, flüsterte er, das ist ein Unterschied. Ihre Herzen sind so hold und schön und rein, und sie lieben sich auch, das sieht man ja aus den scheuen Befangenheiten. Bei solchen jungen keuschen Wesen spricht aber nur das Auge; ihre Augen sind blau, und ein Meer von blauen Gedanken ergießt sich über ihre Seele, wie ich einst gedichtet habe. Aber das Wort, das Wort will nicht über die Zunge und durch die Lippen. Ich kenne das aus meiner deutschen Jugend.

Sie liebten sich Beide, doch Keiner
Wollt es dem Andern gestehn.

Machen Sie doch dem Jammer ein Ende, oder geben Sie mir die Erlaubniß es zu thun.

Greifen Sie nicht in die Geschicke ein, mahnte die Frau ernsthaft.

Aber Heine konnte sich doch eines kleinen Scherzes nicht enthalten. Er trat nach einer Weile zu Wilfried und Veronika, die am liebsten von ihren Herzen gesprochen hätten und von ganz andern Dingen sprachen, und deklamirte:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Wißt ihr auch, daß sich zwei solche Bäume hier im Zimmer befinden, fügte er mit gutmüthiger Ironie hinzu und wandte sich weg.

Die jungen Leute errötheten und standen noch schweigsamer neben einander. Sie konnten jetzt vollends kein Wort mehr finden.

Einige Tage später sah Heine seine Freunde bei sich, er hatte sie zum Mittagsessen eingeladen. In der größten Stube der Wohnung, die den stolzen Namen Salon trug, war ein im Verhältniß zu der Einfachheit des Raumes überreich üppiger Tisch gedeckt, denn der Dichter liebte neben der Poesie, der Schönheit und dem Witze auch die Tafelfreuden, weil er außer den vier andern Sinnen, die sich bei ihm durch besondere Feinheit auszeichneten, auch eine trefflich organisirte Zunge besaß. Eine blendend weiße Leinwand lag auf dem Tische, in dessen Mitte ein prächtiger Blumenstrauß prangte, die Gedecke waren zierlich und sauber hingelegt und mit einer Menge von Gläsern besetzt, aus denen der Chabli, der Haut-Sauterne, der Medoc und der Champagner genossen zu werden pflegt. Frau Mathilde Heine empfing die Gäste und machte eine ganz allerliebste Wirthin, und der Dichter selbst, der wie immer, wenn er Freunde bei sich sah, in der besten Laune war, befand sich heute in ganz besonders guter Stimmung, wozu, wie es schien, der Umstand nicht wenig beitrug, daß Frau Eveline und ihre Tochter sich so trefflich zu seiner Gattin zu stellen wußten; denn es konnte sich nicht leicht Jemand besser seine Gunst erwerben, als durch ein freundliches Benehmen gegen Mathilde. Außer Wilfried waren noch andere sehr bescheidene Gäste da. Es sind arme Bursche, flüsterte der Dichter der Frau von Pleidt ins Ohr, denen ich es gönne, daß sie sich mitunter einmal satt an guten Speisen essen. Sie sind mir dankbar dafür und geniren uns nicht. Ich liebe bei Tisch die Großhänse nicht, die immer von sich selber überstrotzen.

Bei der Mahlzeit ging es munter zu. Heine trug hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung. Frau Eveline und Mathilde betheiligten sich gelegentlich, die Fremden waren fast nur als Statisten zu betrachten. Am ruhigsten aber verhielt sich Wilfried. So wortkarg hatte Veronika ihn noch nie gesehen. Gleichwohl schien sie seine große Aufgeregtheit zu bemerken, denn sie fühlte, neben ihm sitzend, ein seltsames Zittern, das von ihm ausgehend die Luft durchbebte.

Nach Tisch, als der Kaffe servirt wurde, erhob sich die kleine Gesellschaft von ihren Sitzen. Frau Mathilde neckte sich mit ihrem Papagei, der mitunter in ein unbändiges Geschrei ausbrach und die drolligsten Bewegungen des Zornes und der Zärtlichkeit machte. Die Fremden und die jungen Leute sahen dem Spiele zu. Heine aber saß mit Frau Eveline wieder plaudernd in der Ecke.

Nun, was sagen Sie denn zu meiner Frau, fragte der Dichter die Dame.

Ich finde sie allerliebst, sprach Eveline, deren Blick mit Wohlgefallen auf dem harmlosen und heitern Spiele ruhte.

Das beste ist, bekräftigte Heine, sie ist gut. Nichts geht über die Güte. Die Rose, die Schönheit, der Duft, der Thau, der Frühling, die Jugend, alles verwelkt und versinkt, aber die Güte bleibt. Wer in ihr nicht eine ewige Quelle des Vergnügens und der Freude findet, der ist nicht werth daß er lebt. Ich habe Mathilde eigentlich in den tiefsten Schichten des Lebens gefunden, aber ich habe es nie bereut, daß ich sie auflas, denn sie war eine Perle. Aus ihrer Güte wächst die Freundlichkeit, die Harmlosigkeit, die Natürlichkeit. Wie oft hat sie mir mit ihren lichten Plaudereien die dunklen Verdrießlichkeiten des Lebens fortgescheucht! Bei ihr fand ich ein echt menschliches Verhalten, was doch stets am längsten vorhält und besser ist, als Reichthum des Geistes und Schätze der Gelehrsamkeit, die den Besitzer oft noch unerträglicher machen, als wenn er mit Gold und Edelstein prunkt. Freilich mag es sonderbar sein, daß ein deutscher Dichter eine Französin zur Frau nimmt, die nicht einmal seine

Sprache versteht. Gewiß ist es für mich eine Entbehrung, daß mein Weib mich nicht belauschen kann, wo ich am bedeutendsten bin. Mathilde weiß kaum, daß ich mir als Dichter Ruhm erworben habe. Ich zwinge sie auch nicht, daß sie meine Werke in der französischen Uebersetzung liest. Ja ich weiß, daß sie einen Roman von Dumas und Sue und Balzac meinen betrachtenden Schriften vorzieht, denn sie muß natürlicher Weise die Schöpfungen ihres Volkes besser verstehen. Was sie an mir liebt — und sie liebt mich herzlich und hingebend — das ist der Mensch. Dieser Mensch kann also auch im Grunde genommen nicht so schlecht sein, wie ihn Manche machen wollen. Wohl habe ich mir in meiner Jugend meine Zukunft anders gedacht. Ich träumte damals von einem deutschen Weibe, an dessen Busen ich ruhen, in dessen Augen ich blicken und in dessen Seele ich meine Lieder singen würde. Das ist freilich alles ganz anders geworden. Wo ist aber der Mann, der seine Jugendideale nicht zertrümmern und zerschellen sieht? Ich habe erreicht, was nicht manchem gelungen ist. Das deutsche Volk singt meine Lieder auf Straßen und Gassen. Und was die häuslichen Verhältnisse angeht, so ist es schließlich doch am wünschenswerthesten, wenn sie sich in eine gesunde Prosa auflösen. Diese Prosa ist sogar die Poesie der Jahre, wo die Leidenschaften ihr eitles Spiel einstellen. Mir aber lacht sie in der reinen harmlosen immer sich gleich bleibenden freundlichen Güte meiner Mathilde.

Der Dichter stand auf, näherte sich seinem Weibe und klopfte ihr herzlich auf die Schulter, indem er ihr zugleich die Stirne küßte, wofür er einen höchst schalkhaften und liebenswürdigen Backenstreich erhielt.

Es war schon ziemlich spät geworden, als die kleine Gesellschaft aufbrach. Heine führte Frau von Pleidt an den bereitstehenden Wagen, während Wilfried Veronika geleitete. Der junge Mann zitterte so heftig am ganzen Leibe, daß das Mädchen gleichfalls vor Angst zu beben begann. Als sie ungefähr an der Hausthür waren, nahm er sich aber doch ein Herz und sagte stotternd: Wenn Sie nach Hause kommen, so haben Sie eine Entscheidung zu treffen, welche das Glück oder Unglück meines Lebens bestimmen wird.

Dem Mädchen versagte der Athem vor Schrecken. Sie war keiner weitern Frage fähig.

So stiegen die Damen ein. Die Dunkelheit und der Lärm auf den Straßen verhinderte die Mutter, den aufgeregten Zustand der Tochter zu erblicken.

Als sie ihre Wohnung betraten, übergab ein Diener des Gasthofs zwei Briefe; der eine war an Frau Eveline, der andre an Veronika gerichtet, beide trugen den Poststempel Paris. Die Handschriften waren den Frauen unbekannt.

Frau von Pleidt lachte mit einem Male laut auf.

Komisch, komisch, rief sie, indem sie durch das Zimmer wanderte. Kind, Kind, es bietet sich eine Gelegenheit, dir einen Stiefpapa zu verschaffen. Hermann der Cherusker macht mir einen Heirathsantrag. Ich kann noch deutsche Kaiserin werden.

Sie brach auf diese Rede in ein helles Gelächter aus. Da aber Veronika nicht antwortete, so schaute sie nach der Tochter hin. Das Kind lag blaß wie ein Tuch in einem Sessel. Ihre Augen waren geschlossen. Eine Ohnmacht hatte ihr die Glieder gelähmt und das Bewußtsein genommen. Der Brief lag zu ihren Füßen.

Der fröhlichsten Heiterkeit der Dame folgte nun ein jäher Schrecken. Frau Eveline rief der Kammerfrau. Das Mädchen wurde aus den beengenden Kleidern gelöst und zu Bett gebracht.

IX.

In den nächsten Tagen saß Wilfried stets auf seiner Stube und schaute zur Zeit, wenn der Briefträger erschien, um seine Briefe abzugeben, nach der Loge des Portiers, welche sich im Hofe befand. Ja er eilte sogar jedesmal — und dies geschah viermal täglich — athemlos die drei Treppen hinab, um nach den eingelaufenen Correspondenzen zu fragen. Es kamen auch mancherlei Briefe aus Deutschland, die er stets am längsten liegen ließ, und aus Paris, die er immer zuerst erbrach. Aber der rechte war niemals darunter, und er warf die geöffneten Blätter meist ungelesen oder nur halb durchgesehen bei Seite. An irgend eine Antwort war vollends nicht zu denken. Auch alle übrigen Arbeiten vernachlässigte der junge Mann in unerhörter Weise. Griff er zuweilen nach diesem oder jenem Buche, so warf er es ebenso hastig wieder auf Tisch, Sopha und Stühle. Wo sonst die sauberste Ordnung geherrscht hatte, entstand bald ein unentwirrbares Chaos. Zumeist stand er an dem hohen Fenster und starrte in die Luft.

Nach fünf Tagen konnte er es aber nicht länger aushalten. Er warf sich in seine Kleider, die unangerührt in seinem Schlafcabinet gelegen hatten, und eilte zu Heine, um sich nach Frau von Pleidt und ihrer Tochter zu erkundigen. Der Dichter erzählte, das Mädchen sei krank; wie er von der Kammerfrau gehört habe, sei das Uebel wahrscheinlich durch einen Brief hervorgerufen worden, den sie nach der Heimkehr von seinem Mittagessen erhalten habe. Wilfried gerieth in die größte Angst und gestand dem Dichter, daß er an Veronika geschrieben und sie um ihre Hand gebeten habe, worauf Heine ihm mit freundlicher Ironie bedeutete, er möge sich doch vor dem Schriftstellern hüten, es sei schon gefährlich, wenn man sein Werk einer

Dame widme, wenn man aber damit vor das Publikum trete, so hätte man es erst mit einer heickeln Person zu thun.

Der junge Mann aber drängte den Dichter, sich um nähere Nachrichten zu bemühen und gab ihm auch die Erlaubniß, sich als Mitwisser um das geheimnißvolle Schreiben zu offenbaren, so daß Heine sich gutmüthig auf den Weg machte, um ihm sofort die gewünschte Kunde zu bringen.

Wilfried wartete ein paar lange Stunden in der heftigsten Aufregung, worauf der Freund ihm endlich berichtete, Veronika liege zwar noch im Fieber, dasselbe habe aber seinen beunruhigenden Charakter verloren. Die Mutter des Mädchens habe auch seinen Brief gelesen und durchaus nichts gegen eine Verbindung einzuwenden. Dagegen weigere sich die Tochter, obgleich ihr Herzchen ganz und gar in Liebesbanden befangen sei, doch entschieden, ihre Hand dem jungen Manne zu geben.

Sie liebt mich, jauchzte Wilfried, und sie will doch nichts von mir wissen, setzte er mit trauriger Miene hinzu. Was hat das zu bedeuten?

Sie sind ihr zuerst auf dem Pere Lachaise begegnet, antwortete der Dichter. Nun hat sie aber den stillen Aberglauben, daß diese erste Begegnung bei den Todten unmöglich von guter Vorbedeutung sein kann. Es sollen allerlei verdächtige Vorfälle in der Familie vorgekommen sein, daß Heirathen, wo sich die Eheleute bei traurigen Veranlassungen zuerst sahen, mit dem baldigen Ende des Einen oder Andern endeten. So ist Veronikas Großmutter ihrem Gemahl zuerst bei einem Leichenbegängnisse begegnet. Die Frau starb aber kurz nachdem der Ehebund eingesegnet worden war. Als ferner ihre Mutter mit ihrem Bräutigam die ersten Besuche machten, brach der Wagen, und als beim Hochzeitsmahle der Trinkspruch auf die Neuvermählten ausgebracht wurde, sprang dem Bräutigam das Glas beim Anklingen. In diesem Falle aber starb der Vater der Veronika kurz nach ihrer Geburt.

Welcher traurige Aberglaube, rief Wilfried.

Der aber vorläufig nicht zu beseitigen ist, fiel Heine ein. Vielleicht hat sie auch von Petrarka gehört, der seine Laura zuerst am Charfreitag sah, was ja gleichfalls von schlimmer Vorbedeutung für diese schmerzliche Liebe war. Vor allen Dingen müssen wir abwarten, daß das Mädchen wieder ganz gesund wird. Nur in einem gesunden Leibe wohnt eine gesunde Seele, sagen die Aerzte. Wird sie erst wieder heiter, so wird sie auch wieder heiter ins Leben sehen.

In der That wurde Veronika wieder gesund. Die Genesung ging aber viel langsamer vor sich, als man bei einer sonst jugendlichen und kräftigen Natur erwarten durfte. Der Druck, der auf dem Gemüthe des Mädchens lastete, schien eben die Wiederherstellung zu verzögern. Sie konnte oft lange Stunden weinen und verbrachte manche Nächte, ohne daß sich ein erquickender Schlaf einstellte. Das arme Kind liebte und sah keinen gedeihlichen Ausgang ihrer Leidenschaft. Alle Versuche von Seiten ihrer Mutter und Heines, den unseligen Aberglauben zu beseitigen, blieben erfolglos.

Während dieses langsam sich hinschleppenden Auflebens war endlich der Frühling in seiner ganzen Fülle aufgebrochen. Wer Paris und seine Umgebung im April und Mai gesehen hat, der weiß, wie schön der Lenz in dieser milden sanften Landschaft ist, die der Franzose so gern la belle und la douce France nennt. Welche Pracht und Ueppigkeit entwickelt das Laubwerk der Bäume! Nirgend pflegt man die Blumen mit gleicher Vorliebe. In den Syringen oder Lilas und ihrem Dufte ersticken fast die Landhäuser. Man wandert in die Gärten des Luxembourg und der Tuillerien, in das Boulogner Wäldchen, nach Saint Cloud, Versailles und Saint Germain. Es sind Tage voll glänzender herrlicher Wunder.

Auch Frau von Pleidt und ihre genesende Tochter genossen die schöne Zeit. Da der Cherusker eine abschlägige Antwort auf sein Heirathsgesuch erhalten hatte, so vermied er die Dame, welche seiner Größe und seiner Zukunft so wenig Vertrauen schenkte. Auch Wilfried hielt sich aus begreiflichem Grunde zurück. Dagegen war Heine nicht selten in der Gesellschaft, denn er liebte den Frühling wie in den Tagen seiner gesangreichen Jugend. Auch kannte er die Umgegend von Paris wie wenige Einwohner und wußte ihre Reize in Ehren zu halten. Im Beginn des Mai nahm er mit Frau Mathilde sogar gewöhnlich ein Quartier in Montmerency. Und da dies auch in diesem Jahre der Fall war, so lud er dahin die deutschen Freundinnen für den nächsten Sonntag ein.

Wirklich brachte auch ein Wagen die Damen im hellsten Frühlingswetter hinaus. Sie sahen nach einer kleinen Fahrt das Städtchen Montmerency *) auf der Höhe liegen. Vor den Thoren der zahlreichen Gasthöfe standen Gruppen gezäumter Esel mit rothen Schabracken und altmodischen Sätteln; denn hier ist der klassische Ort für ein Gebiet der Reitkunst, für welches die Ladenmädchen und Ladenschwengel von Paris an Sonn- und Feiertagen eine große Vorliebe zeigen. Unfern vom Ort hebt sich ein ausgedehnter Buchenwald von einzelnen mächtigen Eichen unterbrochen, und zahlreiche Landhäuser, von Gärten umgeben, ruhen in den verschiedenen Thalzügen verstreut. Der Wagen hielt am Hause der Chateignerée. Die Damen stiegen aus und fanden Heine ins Gras gelagert, die Mappe mit dem Bleistift in der Hand, entwerfend und dichtend.

*) S. Alfred Meißner, Heinrich Heine S. 30.

Er sprang auf und eilte ihnen entgegen. Auch Frau Mathilde flog aus dem Hause. Ihr Papagei, der nicht in der Stadt vergessen worden war, flatterte im Käfig am Fenster und rief: bon jour!

Nach einer herzlichen Begrüßung traten sie Alle in das große Zimmer im Erdgeschosse, das als Speisesaal benutzt wurde und in dem jetzt ein reichliches Frühstück aufgetragen war. Man griff zu. Heine freute sich, daß die Rosen wieder auf Veronikas Wangen zu blühen anfingen, und schlug eine Eselspartie nach Enghien vor, die mit Vergnügen angenommen wurde.

Während die Damen sich rüsteten, trat auch Wilfried ein. Man kann sich die verlegene Scene denken, als er Veronika zuerst nach langen Wochen wiedersah. Der junge Mann wurde über und über roth, das junge Mädchen erblaßte. Aber der Dichter wußte ihnen trefflich über ihre Verlegenheit fortzuhelfen. Sie bestiegen die Thiere, die unterdeß im Garten erschienen waren. Heine hielt sich an Veronika und überließ den befangenen Freund seiner Gattin und Frau Eveline.

Der Weg schlängelte sich die Anhöhe hinab in Krümmungen durch die Weinberge und ließ rechts und links die Aussicht auf das freundlichste Land offen. Kleine weißgetünchte Häuschen lagen fern und nah in den blühenden Kirschbaumgruppen versteckt; bläulicher Rauch verkündete auch dort Wohnungen, wo man nur Grün und Blüthen sah. Während der Horizont von sanften Bergketten umgrenzt lag, sah man Paris wie einen erstarrten, hellschimmernden Meeresspiegel in der Ferne. So gelangte die kleine Kavalkade nach Enghien und befand sich bald zwischen seinen Landhäusern, Wiesen und Baumpartien, in denen hier und dort bunte Gruppen umherwandelten, welche den hellen Feiertag genossen. Und dann ging es nach dem Park und dem großen Teich.

Auf den Fluthen wegte sich ein buntes Leben, denn hier liebt die junge Pariser Welt ihre Wasserfahrten zu machen. Viele Boote kreuzten auf der Fläche, die von einem frischen Hauche gekräuselt wurde. Die Segel bauschten sich, der Ruderschlag ertönte, und hin und wieder klang muthwilliges Gelächter, verlockendes Angstgeschrei und ein frisches Lied herüber.

Wir wollen auch hinaus, rief Heine.

Alle waren es zufrieden.

Bald war ein Kahn gemiethet, in dem man unter Scherzen Platz nahm. Der Schiffer stieß ab, da gerieth das Fahrzeug ins Schwanken, und Frau Mathilde fing gewaltig an zu schreien vor Furcht und Angst und wollte durchaus wieder an das Land. Was war zu thun? Man mußte sich bequemen, die kaum begonnene Fahrt zu unterbrechen. Frau Heine stieg aus, Eveline folgte, weil sie die Frau des Dichters nicht allein lassen wollte; der Dichter selbst verließ gleichfalls den Kahn, um die Damen zu beschützen. Auch Veronika und Wilfried waren im Begriffe, wieder auf das Ufer zu springen.

Nein, das geht nicht, rief jetzt Heine, der Kahn ist einmal genommen, die Miethe muß bezahlt werden, da soll der Schiffmann auch seine Arbeit thun. Frisch auf, ihr jungen Leute, vertraut euch der tückischen Fluth. Auf dem Wasser seid ihr vielleicht glücklicher wie auf dem Lande. Durch das Wasser hat schon Mancher einen Schatz gewonnen.

Wagen Sie's mit mir, Veronika? rief jetzt der junge Mann mit einer heftigen Leidenschaftlichkeit. Wir wollen auf die seligen Inseln fahren.

Das Mädchen setzte sich hocherröthend auf die Bank. Wilfried stieß ab und nahm dem Schiffer das Steuer und die Lenkung des Segels ab, indem er ihm beibrachte, daß er das Handwerk am Rhein gelernt habe.

In der That, er verstand sich auf das Fahren. Er ließ stets den rechten Wind in die Segel blasen und lenkte das Ruder mit einer solchen Geschicklichkeit, daß der Schiffer, der am Kiel Platz genommen hatte, sich niederlegte und einzuschlafen schien. Das leichte gut gebaute Boot flog hin und her, und zog in Schlangenwindungen durch die begegnenden Kähne, von denen die lustige Jugend mit lautem Zuruf und weißen wallenden Tüchern grüßte.

Bei einem heißen kühnen Werke schwillt auch dem Zaghaften der Muth. Wilfried war aber nicht furchtsam, er war nur scheu und fast blöde. Während des lustigen Wellentanzes fiel es ihm wie Blei von der Seele.

Welche Lust und Freude überall, sprach er plötzlich zu dem ihm gegenüber sitzenden Mädchen, und wir sind so traurig — ist das recht?

Veronika seufzte.

Lassen Sie doch von dem argen Aberglauben, fuhr er fort.

Veronika flüsterte: Ach, der Tod! und die Thränen traten ihr in die Augen.

Veronika, liebst du mich? rief er aus.

Seine Augen brannten, seine Glieder spannten sich krampfhaft an.

Ich liebe dich! flüsterte sie.

So trotzen wir dem Tod und ergreifen das Leben, jauchzte er, ließ Segel und Ruder aus der Hand und lag mit einem Sprung zu ihren Füßen. So zog er das schöne Kind an seine Brust.

Es war ein Moment endloser Seligkeit.

Da stieß das ungeleitete Boot plötzlich an ein anderes Schifflein. Es erhob sich ein Geschrei. Der Kahn war umgeworfen. Der Schiffer war in das andere Boot gesprungen. Wilfried und Veronika lagen in den Wellen.

Durch den Tod ins Leben, rief er, vertraue dich mir.

Und mit einem Arme umschlang er die Geliebte, mit dem andern hielt er sich über der Fluth. Die Liebe gab ihm übermenschliche Kraft. Von allen Seiten kamen nun Boote heran, und es dauerte auch nicht lange, so hatte man die Beiden ergriffen und in einen Kahn gehoben. Rasch ging es mit den durchnäßten jungen Leuten ans Land, wo Frau von Pleidt, Heine und Mathilde in starrem Schrecken standen.

Aber Veronika und Wilfried sprangen ihnen frisch entgegen und beruhigten sie über den Unfall.

Was für einen dummen Streich habe ich begangen, daß ich euch zu fahren antrieb? rief Heine.

Sie hätten mir keinen größern Gefallen thun können, sprach Wilfried. Veronika ist mein. Nicht wahr, mein Herz, dieser Unfall hat unserer ersten Begegnung ihre schlimme Vorbedeutung genommen. Das Schicksal ist gesühnt, denn wir haben jetzt vor den Pforten der Ewigkeit gestanden und sind durch den Tod zum Leben eingegangen.

Durch Tod zum Leben, sprach das Mädchen erröthend und fiel der Mutter in den Arm.

Auch Wilfried umarmte sie.

Bedenkt doch eure triefenden Kleider, rief Heine.

Was thut's, die Herzen glühen, jubelte Wilfried.

Jetzt eilten sie Alle in das erste beste Haus, um sich trockene Kleider zu verschaffen. Für Veronika wurde die Tracht eines Landmädchens, für Wilfried ein Matrosen-Anzug ausfindig gemacht. Die jungen Leute sahen allerliebst aus. So ging es zurück nach Montmerency, wo unterdeß das Mittagsmahl bereitet worden war, bei dem die heiterste Stimmung herrschte.

Als aber die Sterne schon am Himmel standen und die Akazien und der Jasmin stärker dufteten, ertönte aus der Ferne das Singen und Klingen der Geigen. Die kleine Gesellschaft begab sich nach dem Tanzplatz, der unfern der Wohnung lag. Unter den schattigen breitkronigen Bäumen, die von Lichtern erleuchtet waren, drehte sich der Tanz, während die Musikanten auf einem bretternen Gerüste musicirten. Reizende Landmädchen mit glatten weißen Häubchen und feine Pariserinnen im reichsten Putz, derbe Bauernburschen und wilde Studenten wirbelten kunterbunt durcheinander. Es war ein Bild echt französischer Heiterkeit.

Und dazwischen tanzte mit vollen, seligen Herzen ein echt deutsches Brautpaar.

X.

Wilfried und Veronika waren längst ein glückliches Paar und lebten in einer Stadt am Niederrhein. Es schien wirklich, daß das Schicksal, welches dem jungen Mädchen einst so drohend gewinkt hatte, ihnen keinen weitern tückischen Streich spielen wollte, denn sie erfreuten sich eines reichlichen Wohlstandes, hatten sich ein hübsches und gemüthliches Haus gegründet und wurden von drei allerliebsten Blondköpfen umspielt, deren treue blaue Augen, helle Lerchenstimmen und freundliche Gemüther die Lust und Erquickung ihrer Tage bildeten. Auch Frau Eveline empfand das reinste Glück über den behaglichen und gesegneten Zustand, in dem ihre Kinder das Dasein verbrachten, und war trotz ihres noch immer blühenden Aussehens nicht wenig stolz, die Großmutter so reizender und gutgearteter Enkel zu sein. Wenn sie sich nach wie vor in der Regel auf ihren Gütern befand, deren Verwaltung sie sich treulichst angelegen sein ließ, so erschien sie doch, so oft es thunlich war, zu häufigen und langen Besuchen bei ihren Kindern.

Das Weihnachtsfest des Jahres 1855 fand die Familie in traulicher Vereinigung um den strahlenden Christbaum, den die Kinder in der seligsten Freude über ihre reichen Geschenke und den Glanz der Kerzen, deren Lichter sie bestrahlten, umsprangen, während Aeltern und Großmutter sich mit bewußter Wonne an dem Jubel des frischen Nachwuchses erfreuten. Welcher Anblick könnte auch erquicklicher sein, als das Glück der Kinder! Dann aber sahen sich die Aeltern nach den Geschenken um, mit welchen sie sich gegenseitig bescheerten, und als sie dieselben mit der größten Befriedigung gefunden und betrachtet hatten, dankten sie sich mit einem herzlichen Kusse. Auch Frau von Pleidt war mit manchen kleinen sinnigen Gaben bedacht worden und sprach den Kindern ihre Zufriedenheit aus. Seltsamer Weise schien sie selber aber diesmal sehr karg gewesen zu sein, während sie sich früher stets durch die glänzendsten Geschenke ausgezeichnet hatte. Wenigstens war nirgends ein bedeutender Gegenstand zu erblicken.

Als der erste Jubel vertobt war, setzten sie sich alle zusammen an den Familientisch, um den Thee einzunehmen, während Wilfried und Veronika sich bemühten, die enttäuschten Hoffnungen auf ihren Gesichtern zu verbergen.

Nun, das heiß ich aber einmal schlecht suchen, lachte da Frau Eveline. Meine Bescheerung scheint euch nicht der Mühe werth, die Augen ordentlich zu öffnen. Veronika, sieh doch einmal auf jenem Tische nach.

Die Tochter, welche hinter der dampfenden Theemaschine Platz genommen hatte, sprang auf und eilte nach dem bezeichneten Ort, an dem die Kinder eine Menge ihrer Geschenke aufgethürmt hatten. Unter denselben fand sie denn auch ein kleines Körbchen mit einem darübergelegten Blatte Papier, auf welchem mit großen Buchstaben: „Eine

Reise nach Paris" stand. Sie hob das Papier auf und erblickte eine Menge von Goldstücken.

Welche Ueberraschung! rief die schöne junge Frau.

Auch Wilfried eilte jetzt hinzu und fiel ein: Welch ein reiches Geschenk!

Ja, ich bescheere euch eine Reise nach Paris, antwortete die Mutter, die ihr nun auch je eher je lieber antreten sollt. Ihr habt so oft den Wunsch ausgesprochen, daß ihr den Ort gerne einmal wieder besuchen möchtet, an dem euch das Schicksal aneinander knüpfte, daß ich auf diesen Gedanken kam.

Aber die Kinder! wandte Veronika ein.

Wir können sie nicht so lange allein lassen, fügte Wilfried hinzu.

Auch daran habe ich gedacht, erwiederte die Mutter, ich bin darauf eingerichtet, einige Zeit hier zu bleiben und die lieben Geschöpfe zu behüten. Entschließt euch aber schnell, ihr müßt in den nächsten Tagen abreisen.

Da stieg denn die Ueberraschung auf ihren Gipfel, und der Dankbarkeit war kein Ende. Als die Feiertage zu Ende gingen, packte das junge Paar seine Sachen und traf auch mit einem Briefe der Mutter an Heinrich Heine, von dessen trauriger Krankheit sie schon seit Jahren gehört hatten, ausgerüstet, kurz nach Neujahr in Paris ein und nahm wie früher seine Wohnung im Hôtel des Princes.

Als sie sich eingerichtet hatten, war Wilfrieds erstes Geschäft, daß er ein Billet an den befreundeten Dichter schrieb, dem er Frau Evelinens Brief beifügte, um anzufragen, wann er ihn mit seiner Frau besuchen dürfe. Erst nachdem dies geschehen war, traten sie eine Wanderung in die Stadt an, die sie nach allen Seiten hin in der glänzendsten Weise verändert fanden. Viel größern Genuß aber als alle die glänzenden Bauwerke, Monumente, neuen Straßen und Boulevards machten ihnen die Erinnerungen an jene Tage, wo sie sich hier gefunden und in den verschiedenartigsten Gefühlen von Jubel, Hoffnung Angst und Pein „himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt" gelebt hatten.

In den Gasthof zurückgekehrt, fanden sie bereits eine Antwort von Heine, der sie bat, so rasch wie möglich zu kommen, denn seine Stunden seien gezählt.

Und so machten sie sich denn am nächsten Tage auf und fuhren nach den Champs elisées,*) Avenue Matignon Nro. 3. Hier hatte der Dichter unfern des Palais Bourbon eine freundliche Wohnung bezogen, die ihm in freier Lage Sonnenlicht, frische Luft und Aussicht in grüne Gärten gestattete. Auch wurde der Friede der Krankenstube nicht allzusehr durch den Lärm der heerweise auf- und abgehenden Spaziergänger und die unaufhörlich dem Arc dú l'Etoile zurasselnden Wagen gestört. An sonnigen und windstillen Tagen konnte man den Dichter hier sogar auf den Balkon hinaustragen.

*) S. Alfred Meißner, H. Heine. 239.

Als Wilfried und Veronika in die Stube traten, kamen ihnen die Thränen in die Augen, denn vor ihren Augen stand das leibhafte Bild des Lazarus, wie er es selber in den Liedern des Romanzero gesungen hat. War das die Gestalt, die sie einst in so gehäbiger Körperfülle verließen? Vom früheren Heinrich Heine konnten sie auch nichts mehr herauserkennen. Verzehrt und blaß, ein Klumpen Elend, lag er in den weißen Kissen. Und doch war seine Gesichtsfarbe noch bleicher wie die Leinwand. Seine Krankheit dauerte aber auch schon zehn Jahre. Sie hatte mit einem leichten Schlaganfall begonnen, der ihm die Augendeckel gelähmt und das Rückenmark angegriffen, so daß sein Gang beschwerlich wurde. Nach und nach vergrößerte sich das Uebel mehr und mehr. Die Lider des Auges, dessen Sehkraft nicht litt, versagten in steigender Verschlimmerung den Dienst. In gleicher Weise war die starre Steifheit der untern Extremitäten gewachsen. Die bohrendsten Schmerzen, die ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe ließen, traten allmälig hinzu. Nur die Seele behielt ihre alte Kraft, denn er dichtete auf dem Schmerzenslager viele seiner erhabensten Balladen und seiner schärfsten Satyren. Und sein Geist leuchtete in der Krankheit nur noch feiner und lichter in seine Gesichtszüge. Je mehr die Fülle schwand, je reiner und schöner zeigten sich die Mienen. Wie klar und hell war diese sehr durchsichtige Stirn, wie scharf geschnitten die Nase, wie anmuthig lächelte der hübsche Mund, um den jetzt ein grauer Bart stand! Auch die geschlossenen Augen entstellten ihn nicht. Das Antlitz sah aus, wie die Köpfe auf edeln Cameen aussehen.

Als die Freunde sich von Frau Mathilde angekündigt zu erkennen gegeben hatten, streckte er ihnen die magere feine Hand entgegen. Sie sah aus wie die Hand eines Todten.

Welche unerwartete Freude, rief er, macht ihr mir vor meinem Tode. Und Frau Eveline hat mir auch geschrieben. Ihr seid doch gut. Sonst besucht mich fast Niemand mehr. Neulich nur kam Berlioz, und ich mußte ausrufen: Was, Jemand besucht mich! Berlioz bleibt doch immer originell. Bei Euch ist es keine Neugierde, den armen Lazarus zu sehen. Es ist alte Liebe.

Und nun erzählte er ihnen von seinen Qualen und Leiden, die in Faubourg Poissonniere angefangen hatten, sich in der Rue d'Amsterdam fortsetzten und jetzt in der neuen Wohnung ihrem Ende entgegengehen würden. Zwischenher aber zeigte der Dichter auch noch seine alte Lust zum Scherz. Er sprach von dem Abenteuer auf dem Teiche zu Enghien und von den damaligen Bekannten. Besonders Hermann der Cherusker reizte seine lose Zunge, indem er bedauerte daß die Revolution von 1848 in Deutschland doch ihren Hauptzweck nicht erreicht habe, weil der deutscheste aller Deutschen nicht auf den Kaiserstuhl gelangt sei, sondern nur als Abge-

ordneter von Schilda oder Krähwinkel oder Polkewitz im Frankfurter Parlament mit einigen unverdaulichen Reden vor das Publikum getreten sei. Der arme Kranke wurde ordentlich lebendig, als er von den Satyren sprach, die er auf die Häupter der deutschen Revolution gemacht habe, denn sie hätten ihn seine Schmerzen mitunter für Stunden vergessen lassen. Er dankte dem Himmel, daß er ihm die Gabe des Spottes so reichlich gegeben; durch den Spott über die Menschheit und ihre Angelegenheiten, die sich zu allen Zeiten gleich blieben, wäre ihm stets seine gute Laune wiedergekommen, trotz dem, daß Frau Eveline diese Seite seines Geistes so oft getadelt habe.

Aber Frau Eveline ist gut, sprach er dann; sie hat mir einen schönen tröstlichen Brief in meine Einsamkeit geschrieben und in der letzten Nacht, wo ich viele Schmerzen erduldete, habe ich ihr auch geantwortet.

Zugleich tastete er mit den bleichen Fingern nach einem Blatte und reichte es hinaus.

Lesen Sie, Wilfried, sagte er dann.

Und der Freund las:

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief,
Er sagte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildniß,
So schweigsam standest, wie ein Bildniß,
So marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich seh!
Auch du erbarm dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödie.

Schicken Sie der Mutter diese Verse, sie sind meine Antwort, schloß der Dichter, der von dem Besuche so erschöpft war, daß die Freunde heimgingen.

Wilfried und Veronika kamen nun oft und mußten ihm von Deutschland erzählen.

Also auch von meiner religiösen Umkehr habt ihr gehört? sprach der Dichter einst lächelnd. Gott sei Dank, der alte schöne Gottesglauben, dieses herrlichste Geschenk der Kinder und Völker ist mir wiedergegeben worden. Die Atheisten haben Zetermordio geschrieen, daß ich ihnen untreu geworden bin, die Juden haben mich wieder haben wollen, von den Evangelischen bin ich requirirt worden, weil ich mich lutherisch taufen ließ, und die Katholiken bemühten sich nicht wenig, um mich zu sich herüberzuziehen. Es sind mir seltsame Anfragen in meine Krankenstube gekommen. Israel ist dabei noch am bescheidensten gewesen. Am zudringlichsten war der Protestantismus. Sehr fromme aber nicht sehr gescheidte Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend gebeten, ich möge meine christliche Wiedergeburt in ihre Kirche hinein auch durch ein öffentliches Bekenntniß kund thun zum Trost und Heil des Volkes. Die Katholiken haben meine Bekehrung wie eine Sage behandelt, wie ihre Kirche denn gern Legenden dichtet, die mitunter sehr schön sind. Sie erzählten von der Kirche und wußten die Stunde, wo ich aus Saulus zum Paulus geworden. Reisende haben berichtet, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. An all diesen Dingen ist nun kein wahres Wort. Ich bin in keiner Weise kirchlich geworden, aber ich bin jetzt im tiefsten Herzen religiös.

Allerlei Umstände sind daran Schuld, innere und äußere, daß ich dem Atheismus entsagt habe, den ich in meinem Buche de l'Allemagne den Franzosen in seiner ganzen Nacktheit zeigte. Sie waren nicht wenig erstaunt, als ich den Nebel der Hegelschen Philosophie zerstreute, worin sie die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen glaubten und als ich den blauen Vorhang vom deutschen Himmel riß und rief: Sehet, alle Gottheiten sind entflohen und dort oben sitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit! Später bin ich selbst darüber erschreckt und wünschte, ich hätte das Buch nicht geschrieben, zumal da ich selbst mit diesem Atheismus kokettirte. Aber wer kann den abgeschossenen Pfeil zurücknehmen? Es ekelte mich an, als die Grundsätze, die damals so befremdlich klangen, mit fanatischem Eifer durch deutsche Prädicanten von den Dächern gepredigt wurden. Da hatten wir mit einmal fanatische Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er im Herzen doch ein verstockter Deist gewesen ist. Als Geheimlehre hatte ich diese Philosophie gelten lassen, als ich aber merkte, daß der rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutiren begann in schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu läugnen sich unterfingen, als der Atheismus nach Küche, Branntwein und Tabak zu stinken begann, da gingen mir die Augen auf. O das Volk, dieser arme Kauz in Lumpen, hat Schmeichler gefunden. Diese schamlosen Hoflakaien rühmen beständig seine Vortrefflichkeit und Tugenden und rufen begeistert: wie schön ist das Volk, wie gut ist das Volk, wie intelligent ist das Volk! Das Volk ist aber nicht schön, sondern schmutzig, man sollte es waschen; es ist auch nicht gut, sondern oft sehr böse und mordet und brennt und köpft, wie andre Potentaten; es ist ferner nicht intelligent, sonst steinigte es seine Schmeichler, die ihm, um sich selbst in die Höhe zu bringen, den gröbsten

Unsinn in den Kopf setzen. Ich war früher dem Hellenenthum ergeben, das nur von schönen heitern guten Menschen und Zuständen träumt. Deshalb wurde ich Atheist. Seit die Lumpen auch Atheisten werden, habe ich mich eines bessern besonnen.

Ja, der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Er lebt im Judenthum, im Katholicismus und im Protestantismus. Seit ich aber der Hegelschen Philosophie entlaufen bin, habe ich in allen Religionen Schönes und Gutes gefunden. Und dazu hat mir die Bibel geholfen, die ich auf meinem Schmerzenslager wieder gelesen habe. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich weiß jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge; denn ich lernte aus der Bibel, daß die Juden sich immer als Männer, gewaltige unbeugsame Männer, als Martyrer bekundeten, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben. Die Germanen aber, die das Christenthum am wärmsten aufgenommen und am heiligsten gepflegt, sind ihnen ähnlich; denn die Juden waren die Germanen des Orients und haben auch vorzugsweise den Germanischen Christen ihre heiligen Bücher übermacht. Unter den christlichen Glaubensgenossenschaften sind aber die Protestanten die treuesten Bewahrer der Bibel geworden. Zu diesen Protestanten bekenne ich mich gleichfalls am meisten, indem ich mich aber gegen jedes pietistische, puritanische und weinerliche Sectirerthum verwahre, sondern mich zu jener großen Demokratie rechne, wo jeder Mensch nicht blos König, sondern auch Bischof in seiner Hofburg sein soll. Zugleich aber liebe ich auch die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Cultus blüht und lodert, die ich auch oft andern Leuten offenbarte; denn nicht selten überwältigte mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie. Ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, denn ich bin und war mehr als Denker immer ein Dichter.

Bei einem spätern Besuche der Freunde fühlte sich Heine sehr schwach. Er sprach viel von seinem bevorstehenden Ende. Man suchte ihn zu trösten, daß er als Dichter in alle Ewigkeit leben würde.

Ja, es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter, sagte er mit schmerzlichem Lächeln. Aber man ist viel, wenn man ein Dichter ist, und gar wenn man ein großer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verläugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen. Nur Einer ist mir vielleicht gleich gewesen, aber man weiß seinen Namen nicht. Ich habe die traurige Geschichte in der Limburger Chronik gelesen. Sie vermeldet nämlich von Anno 1480, daß man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal die Frauenzimmer, seien ganz darin vernarrt gewesen, so daß man sie vom Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Clericus gedichtet, der mit der Miselsucht behaftet war und sich vor aller Welt verborgen in einer Einöde aufhielt. Ihr wißt gewiß, was für ein schauderhaftes Gebreste die Miselsucht war und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendig Todte wandelten sie umher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarus-Klapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte. Der arme Clerikus, von dessen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik gesprochen, war nun ein solcher Miselsüchtiger und er saß traurig in der Oede seines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutschland seine Lieder sang und pfiff. Solches Leid werden auch die Chroniken unsrer Zeit erzählen von dem Dichter Heinrich Heine.*)

Nach dem zehnten Februar erkrankte Heine heftig durch eine kleine Indigestion. Seine Kräfte sanken schnell und die Kunde, daß er diesmal wohl nicht mit dem Leben davon kommen würde, verbreitete sich rasch unter seinen Freunden. Auch Wilfried und Veronika kamen. Sie fanden Frau Mathilde in Thränen, der Dichter aber lächelte ihnen freundlich entgegen. Kurz nachher stürzte einer seiner französischen Bekannten in's Zimmer und fragte, wie er mit Gott stehe, indem er ihm zugleich die Tröstung zusprach: Dieu vous pardonnera. Der Todtkranke flüsterte ironisch: C'est son metier. Er wurde immer schwächer und starb in der Nacht vom 16. Februar 1856.

Er war als Leiche so schön, wie ihn im Leben Niemand gekannt hatte. Man begrub ihn auf dem Kirchhof Montmartre. Auch Wilfried erwies ihm die Ehre des letzten Geleits, während Veronika in der Ferne stand und mit Thränen in den Augen der einfachen Feierlichkeit zuschaute, die ohne ein Wort und Lied dahinging, denn so hatte der Dichter in seinem letzten Willen bestimmt. Am andern Tage kehrten unsre Freunde in die rheinische Heimath zurück.

---

*) Stellen aus den Geständnissen. S. Vermischte Schriften B. I. Hamburg 1854.

List über List,

oder:

Wie man Füchse bei einer Speckschwarte schießt.

(Eine wahre Jagdgeschichte.)

Und es begab sich vor etlichen Jahren, daß mehrere Künstler die gute Stadt Düsseldorf verließen u. zogen aus gen Westphalia u. ließen sich nieder unter den Bauern der rothen Erde, um Studien zu malen u. Natur zu kneipen.

Es war aber einer unter ihnen, mit Namen Mauritius, der hatte keine Ruhe hinter der Staffelei, sondern nahm das Gewehr seines Hauswirthes, welcher der Schulze zu Hausdorf war und sprach zu ihm: „Laßt mich jagen!“

Der Schulze hatte nichts dagegen einzuwenden, denn es war noch in der Zeit, wo jeder auf seinem eigenen Grund und Boden jagete; die Bauern zu Hausdorf aber jageten, so weit der Himmel blau war, doch getrauete sich keiner, über den Bach zu gehen, welcher die „Aue“ heißet, denn auf der andern Seiten war Churfürstlich X'sches Gebiet und der Churfürstl. X'sche reitende Förster war noch von der alten Sorte, — fein mit groben Aufschlägen — und verstund in solchen Dingen keinen Spaß. —

Dieses Alles aber war Herrn Mauritius gänzlich unbekannt und so geschahe es denn am Tage Bartholomäi, daß er gegen Sonnenuntergang mit dem Gewehr des Schulzen über die Aubrücke wandelte und direct dem Churfürstlichen Leibgehäge zuschritt. — Der reitende Förster aber stund gerade in Pantoffeln vor seiner Hausthüre und glaubete schier zu träumen, als er bei hellem Tage einen fremden Menschen mit einem Gewehr unterm Arm quer übers Feld kommen sah, denn das war etwas ganz Unerhörtes und dem Förster in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen! —

Inzwischen kam Herr Mauritius näher und wünschte im Vorübergehen dem grünen Manne einen „guten Abend!“ welchen Gruß indeß der Förster nicht zu erwiedern im Stande war, sintemal ihm vor Entsetzen über diese Dreistigkeit der Athem schier verging.

Selbst der alte Dachshund des Försters, welcher sonst jeden Vorübergehenden anklässte, blieb diesmal für Erstaunen wie angenagelt sitzen und guckte seinen Herren an, als Herr Mauritius vorübergezogen war, als wollte er sagen: „Das war aber doch höchst sonderbar!“

Herr Mauritius aber nahm nicht weiter Notiz von den Beiden, sondern wandelte fürbaß

und als er am Walde angekommen war, erkletterte er einen alten Weidenbaum und hub an, sein Gewehr zu laden. — Der Förster aber stürzte eilig ins Haus, um ein Unglück zu verhüten, zog zwei Stiefel an, gürtete auch seine Lenden mit dem Hirschfänger und schrie nach seiner Dienstmütze mit dem Churfüstlich X'schen Wappenschild, welche ihm die Frau reitende Försterin endlich überbrachte. Nun eilte er hastig fort, um den Frevler abzufassen; als er aber noch etwa zweihundert Gänge von Herrn Mauritius entfernt war, siehe! da hupfte ein Häslein aus dem Wald, satzte sich nieder und machte ein Männlein und Herr Mauritius hielt es nicht für einen Raub, ihm das Lebenslicht auszublasen, sondern er hob langsam das Gewehr des Schulzen von Hausdorf und fing an zu zielen. Als aber der Förster die böse Absicht des Künstlers bemerkte, da ward ihm bange um das Leben seines langlöffligen Schützlings, und er that einen gellenden Pfiff auf dem Finger, worauf das Häslein im Dickicht verschwand. Dies verdroß aber Herrn Mauritius dergestalt, daß er sich zornig umwendete und dem pfeifenden Förster zurief: „Zum Donnerwetter! mit Ihrem verwünschten Pfeifen, Sie verderben Einem ja hier den ganzen Anstand!"

Der Förster aber trat näher und fragte ihn barsch: Herrrrr! wissen Sie nicht, daß Sie hier auf Churfürstlich X'schem Territorium sich befinden?!"

„Ja nun, was soll denn das?" fragte Herr Mauritius."

„Das soll soviel, erwiederte der Förster, daß Sie vorläufig ganz einfach mein Arrestant und hernach dreidoppelt straffällig sind. Erstens, wegen Uebertretung der Jagdgrenze, zweitens wegen Widersetzlichkeit gegen den Forstbeamten und drittens wegen beabsichtigter Verletzung der Setz- und Hegezeit!"

Da wurde es Herrn Mauritius doch etwas unheimlich und er entschuldigte sich mit Unkenntniß der Verhältnisse, worauf der Förster indeß nichts erwiederte, sondern dem Künstler das Gewehr des Schulzen zu Hausdorf aus den Händen nahm, dazu auch seine Paßkarte und hieß ihn bis auf weitere Ordre nach Hause gehen.

Am andern Morgen erzählete Herr Mauritius seinem Hauswirth, dem Schulzen, diesen unangenehmen Vorfall, welcher sofort seinen Bratenrock anzog und mit ihm zum Churfürstlich reitenden Förster ging, welchen sie grade beim Frühstück antrafen. Der Schulze stellete nun Herrn Mauritius als einen harmlosen Menschen und ganz unschädlichen Jäger vor, als

welcher aus purem Nichtwissen gesündiget habe, sintemal derselbe sich blos zum Vergnügen in hiesiger Gegend aufhalte; welches der Förster denn auch endlich einsah und dem Schulzen sein altes Gewehr und Herrn Mauritius seine Paßkarte wieder einhändigte, worauf er die Beiden noch ein gut Stück Weges begleitete, bis sie zufällig an ein Wirthshaus kamen. Hier gingen sie alle Drei hinein und tranken allda zur Versöhnung sehr viel sauern Wein, welchen Herr Mauritius bezahlete und nachher Leibschmerzen davon bekam. Beim Abschied aber sagte der Förster, wenn der Herr Maler einen Fuchs zu schießen wünsche, so möge er nur wieder herüberüber kommen, er solle aber dem Schulzen sein altes Kuhbein zu Hause lassen.

Am andern Abend war Herr Mauritius schon wieder drüben, der Förster führte ihn mitten in den Wald zu einem Haufen Klafterholz, ließ ihn da hinaufsteigen und sprach: „So, nun haltens sich still und passens gut auf, in 'ner halben Stund kommt der Fuchs hier vorbei. Guten Abend und Weidmann's Heil!"

Es war denn auch kaum eine halbe Stunde verflossen, da hörete Herr Mauritius hinter sich ein Geräusch im trocknen Laube und er hob das Gewehr an den Backen und wartete, daß der Fuchs vorbei kommen möge, welches aber nicht geschah, denn Reineke stand nur einen Augenblick hinter dem Klafterholz und beschnüffelte die Stelle, wo Herr Mauritius hinaufgestiegen war, worauf er plötzlich verschwand und wohl eine Viertelstunde lang in der Ferne bellte.

Herr Mauritius wartete noch eine ganze Weile, daß der Fuchs zurückkommen solle, als es aber stockfinster geworden, da gab er den Anstand auf, ging heimwärts und erzählete dem Förster diesen sonderbaren Vorfall.

Der Förster aber erwiederte lachend, „das habe er im Voraus gewußt, daß es so kommen würde!"

Herr Mauritius ging gedankenvoll nach Hause, träumte die ganze Nacht von dem Fuchsen und entwarf am nächsten Morgen einen neuen Jagdplan. — Gegen Abend aber ließ er sich von der Frau des Schulzen ein großes Stück Speckschwarte geben, dazu auch einen langen Bindfaden und sagete keinem Menschen, was er damit zu thun gedenke, sondern wickelte die Schwarte in einen Bogen Papier und wanderte gegen Sonnenuntergang wieder zum Förster.

Und er sagete diesem, er habe einen Plan entworfen, wie er den schlauen Fuchs gewiß überlisten wolle; der Förster möge ihm doch noch einmal seine Doppelflinte geben, welches derselbe mit Lachen bewilligte. Als Herr Mauritius nun allein im Walde angekommen war, da wickelte er ganz verstohlen die Speckschwarte heraus, schleifte sie an dem Bindfaden im weiten Kreise umher und nagelte sie zuletzt an einen Baum, damit der Fuchs, er möge nun kommen woher er wolle, doch auf die frische Spur der Speckschwarte treffen möge und dem lieblichen Geruche nachwandeln bis zu dem Orte, wo Herr Mauritius seiner wartete.

Er satzte sich aber nicht wieder auf das Holzklafter, sondern stellte sich hinter dasselbe, legte das Gewehr in den Gabelast und richtete sein Geschoß genau auf die Speckschwarte.

Es wurde aber allmählig stockfinster und hub an zu regnen, da glaubete Herr Mauritius den Fuchs vor dem Baume zu sehen und hörete bald darauf ein Zerren und Knabbern an der Speckschwarte!

Und Herr Mauritius dachte: „Jetzt oder nie!“ kniff die Zähne zusammen und gab — Feuer!

Darauf zappelte und rumorte es am Fuße des Baumes, und schleppte sich noch ein paar Schritt weiter unter den nächsten Busch, da bliebs liegen und war mäuschenstill. Herr Mauritius aber schrie dreimal aus Leibeskräften Hurrah, den hätten wir erwischt! und eilte stracks hinzu, um den Fuchs aufzunehmen. Allein er bedachte bei Zeiten, ob es wohl rathsam sei, einen Fuchs im Dunkeln mit der Hand zu suchen, als welcher oft noch eine halbe Stunde nach seinem Tode noch beisset! — lief daher spornstreichs zum Förster, verkündete ihm die Historie und bat ihn dringend, mit ihm zu gehen und den Todten zu suchen. Der Förster aber hörte die Mähr mit ungläubigem Lächeln an, griff kopfschüttelnd zur Laterne und pfiff seinem Waldmann, dem redlichen Dachshund, welcher aber leider nicht zu Hause war. — Herr Mauritius aber versicherte bei allen Heiligen, sie würden den Fuchs auch ohne den Waldmann finden und so wanderten sie denn selbander in den dunkeln Wald.

Sehen Sie, Herr Reitförster, sprach nun Mauritius, hier habe ich gestanden und dort hängt noch die Speckschwarte; hier stand der Fuchs, als ich schoß, und da muß er liegen, denn ich habe ihn zu gut hinterm Blatt aufs Korn genommen. —

Der Förster aber leuchtete unter den Busch und schrie:

„Das dank' Ihnen der Teufel! — Sie haben mir meinen Waldmann todt geschossen!“

Ne nu denk' dich diesen ferchterlichen Traum! — Erst werd ich vom e tolle Hund verfolgt und loof um de Erd herum

un denn schmeißt mich 'ne Windmühle ins Weltmeer

un e Haifisch ooch gleich hinner mir her

un wie ich eben auß'm Wasser komm, will mich grad e Krokodill verschlinge, da wach' ich auf und — —

meine Frau steht vor meinem Bett! — — ne ick sag' dir Hannes — ick bin dir garnicht aus dem Schrecken rausgekommen.

Düsseldorf, Stahl'sche Buchdruckerei, Grabenstraße.

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arntz & Cº) in Düsseldorf.

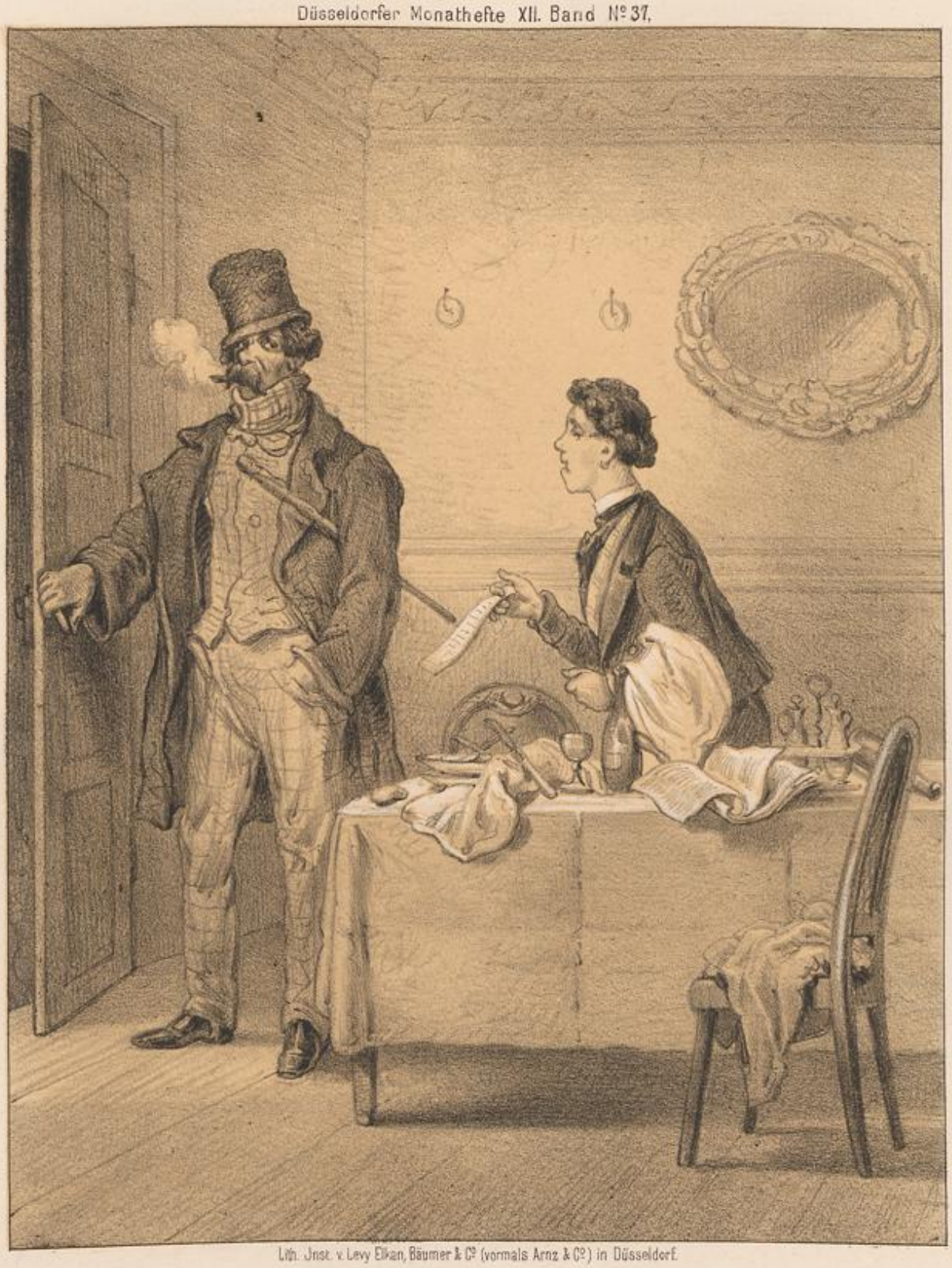
Nun, Junge, siehst du nicht den Punct da bei der Note ?" „Da hat ja eene **Flieg** gesessen!" „Richtig, na die war och nicht sehr Musikalisch.

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arnz & Cº) in Düsseldorf.

Ach wenn du wärst mein eigen!

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie (vormals Arnz & Ce) in Düsseldorf.

Vadder, laht mi upstahn, ick bün nich mehr krank !
Ne, mien Jung, dat geiht nich, erst sub (sauf) man den Buddel Medezihn uut—
kost me tein Schilling.



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C° (vormals Arnz & C°) in Düsseldorf.

Laſsen Sie die Rechnung, ich werde jetzt täglich hier essen, wenn ich nicht verhindert bin.

In dem Verlage der Unterzeichneten sind nachstehende Kunstwerke erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Blüchers Sieg über die Franzosen bei Kaiserslautern.

(Rheincampagne 20. September 1794.)

Gemalt von **EMIL HÜNTEN.** Lithographirt von **EUGEN KRÜGER.**

(Mit Tondruck. 30″ hoch, 42″ breit.) Preis 4 Thlr.

Wir erlauben uns dieses grosse Kunstblatt allen wahren Vaterlandsfreunden und Veteranen besonders in jetziger Zeit bestens zu empfehlen.

Ferner ist ein neues brillantes Farbendruckbild bei uns erschienen, auf welches wir alle Kunstfreunde aufmerksam machen. Es ist dies die anmuthige Reiterfigur der reizenden, wohlgetroffenen

MADAME DRAGOILA

montant Jela jument anglaise de pur sang.

Preis 3 Thlr.

Ferner debitiren wir nachstehende Werke, die sich durch gelungene Farbendrücke, im mittelalterlichen Charakter ausgeführt, besonders auszeichnen:

Das katholische Kirchenjahr in Bildern.

3 Hefte in gr. 4° à 4 Blätter Thlr. 4.—

Das 1. Heft enthält: **St. Franziscus Seraphicus. St. Josephus. St. Johannes d. Täufer. St. Ursula.**

„ 2. „ „ **St. Elisabeth. St. Hubertus. St. Petrus & Paulus. St. Caspar, Melchior & Balthasar.**

„ 3. „ „ **St. Catharina. St. Helena. Ave Maria. St. Stephanus.**

Jede Lieferung à Thlr. 1. 10. Sgr.

Die Heroen des alten Testaments.

Grosses Farbendruckbild. Preis 3 Thlr.

Ansichten des mittelalterlichen Cölns.

9 Blätter nach den Holzschnitten des Antonius von Worms 1521. kl. Folio. 5 Thlr.

ERINNERUNGSBLATT AN DIE PRIESTERWEIHE.

Farbendruck in Folio 1 Thlr. 20 Sgr.

DÜSSELDORF, April 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Fikentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII. BAND.

X. HEFT.

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Wie man zänkische und keifende Weiber sicher zum Schweigen bringen kann.

Vom Verfasser der Humoreske: „Ein Fäßchen Caviar."

1.

Ursache und Wirkung.

Der Boden, auf welchem unsere Geschichte spielt, ist ein ziemlich einsam gelegenes, großes Dorf, von einem Flüßchen in zwei Hälften getheilt. An den Ufern dieses Flüßchens liegt eine stattliche Mühle; der Besitzer, ein heiterer, freundlicher, sehr friedliebender Mann in den letzten Vierziger Jahren, verheirathete sich vor einem Jahre zum erstenmale mit der hinterlassenen einzigen Tochter eines Schullehrers, aus einem Dörfchen, etwa sechs Stunden entfernt. Diese seine Ehegattin war bei der Verheirathung über die Dreißig längst hinaus, obgleich sie, bevor man den Taufschein gesehen hatte, allgemein für fünfundzwanzig gelten wollte. Ihre hagere, kleine, schmächtige Gestalt stand mit dem kräftigen, durchdringenden Organe durchaus nicht im Verhältniß und ihre Zungen-Volubilität konnte als Muster weiblicher Sprachwerkzeugs-Schnelligkeit betrachtet werden. Während des Brautstandes hatte sie diese Vorzüge schlau zu verbergen gesucht: aber man wollte behaupten, daß, als kaum des Müllers „Ja" am Altare verhallt sei, auch die angelegten, drückenden Fesseln zerplatzten und schon während der Hochzeitfeier dem Meister Jakob tüchtig der Kopf gewaschen wurde. — Daß der Müller jetzt längst gänzlich unter dem Pantoffel stand, war kein Geheimniß; doch hatte man nie von einem öffentlichen Eclat gehört. Dies rührte jedoch allein daher, daß Meister Jacob eben der friedliebendste Mann war, sich, wenn auch mit dem verzweiflungsvollsten Humor, in sein Schicksal fügte und um diesen nicht zu verlieren, bei solchen Gelegenheiten, sein Sammtmützchen bald rechts, bald links rückte, die Ohren damit bedeckte und so weniger zu hören schien; reichte dies nicht hin, so sah man ihn schnell in die Mühle laufen, alle Gänge öffnen und ein furchtbares Geklapper in derselben hervorrufen. Sein Ehegespons folgte ihm zwar einigemale dorthin, allein wie sehr sie auch ihr Organ anstrengte, das Mühlengeklapper war stärker als ihr Maulgeplapper, sie wurde nicht gehört, nicht verstanden und mußte, wenn auch erbost, den Rückzug antreten; der keinen Widerstand findende Blitz fuhr ohne Geräusch mit dem Mühlgeklapper in das Wasser und erlosch. Kam Meister Jacob dann nach einigen Stunden wieder in seine Wohnung, so hatte sich das Ungewitter gewöhnlich verzogen und keinen Schaden angerichtet, wenn auch der Friede noch nicht gänzlich wieder hergestellt war.

Obgleich nun die Müllerin unumschränkte Herrin in ihrem Hause geworden war, so schien ihr das doch noch nicht genügend; Despoten fürchten stets: so ging es auch ihr. Konnte ihr Mann nicht durch äußere Einwirkung, Spott und dergleichen einmal die Fesseln abzuschütteln trachten? Der Gedanke beunruhigte sie stets und um sich davor sicher zu stellen, versuchte sie alle Frauen des Dorfes zu bearbeiten, in ihre Fußtapfen zu treten. Das Weib, hoch oder niedrig geboren, ist im allgemeinen mit despotischer Natur begabt und wo es nicht wäre, leicht dazu zu verleiten. So fand denn auch die Müllerin bei den Dorfweibern einen nur allzuergiebigen Boden und der größte Theil der Männer empfand bald ihre Einwirkung auf die Frauen. Allein da manche schwache Naturen darunter waren, welche unbewußt schon lange unter der Oberherrschaft ihrer Adamsrippe standen, ging das hin, bis die Sache so weit um sich griff, daß auch die stärkeren Charactere sich unter das Joch der Pantoffelherrschaft schmiegen sollten und die Müllerin, die sich gerne selbst als Tochter eines Gelehrten bezeichnete, über dieses Kapitel öffentliche Vorträge in der Spinnstube hielt. Da brach das Wetter los.

Die Männer versammelten sich nämlich am Morgen nach einem solchen Spinnstuben-Vortrage der Müllerin, im Wirthshause, wohin man sonst nur Abends ging, und der Schmied des Dorfes, eine herkulische Gestalt, ward an den Meister Jacob abgesendet, um ihn, der hier lange nicht erschienen war, sogleich her zu citiren und Verhaltungsbefehle gegen sein Weib für die Zukunft zu ertheilen.

2.

In Meister Jacobs Wohnung.

„Seid Ihr allein Gevatter?" sagte der Schmied, die halbgeöffnete Stubenthüre noch in der Hand haltend und den Kopf vorsichtig hereinstreckend, als ob er, trotz seiner robusten Gestalt doch etwas zu fürchten habe. Als er den Müller nur allein erblickte, rief er: „Gut" trat ein und ließ die Thüre hinter sich zufallen. „Es ist nicht mehr auszuhalten, Gott straf mich!" fuhr er fort, reckte seine kräftige Gestalt in die Höhe, hob die, durch Aufkrämpen der Hemdärmel bis über die Ellenbogen entblößten, nervigen Arme und ballte die Hände zur Faust. — Dem Müller wurde etwas unheimlich zu Muthe. — „Gott straf mich!" wiederholte der Schmied — „wenn das so fort geht, schlage ich mein Weib todt — und ihr habt den Mord auf euerem Gewissen!"

Als der Müller hörte, daß die drohende Geberde eigentlich ihm nicht gelte, kehrte sein Muth und gewöhnlicher Humor zurück. Er schob sein Mützchen

schnell auf das eine Ohr und rief in halb scherzendem Tone:

„Kurios! Wenn ihr euer Weib todtschlagt, soll ich schuld daran sein? Kurios — sehr kurios! — Ich sehe ja euer Weib oft wochenlang nicht — wie kann" —

„Desto öfter sieht sie euer Weib" fiel der Schmied ihm in die Rede — „und die ist es, welche mein Weib zur Keiferin, zur Xantippe und dadurch mir mein Haus zur Hölle machen will."

„Mein Weib?!" — rief der Müller und schob auflachend sein Mützchen wieder auf das andere Ohr. — „Ja, Herr mein Gott, mein Weib bin ja aber nicht ich!"

„Mann und Weib sind ein Leib, sagt die heilige Schrift. — Was also das Weib thut, das thut der Mann — und da ich den Krieg mit Weibern nicht leiden kann, auch nie führe, so halte ich mich an Euch, den Mann. Versteht ihr?!" schrie der Schmied.

„Kurios, sage ich noch einmal — Kuriose Politik!" lachte der Müller und schob das Mützchen rechts und links. — Die heilige Schrift sagt allerdings, Mann und Weib sei ein Leib — allen Respect vor der heiligen Schrift — aber, das steht eben auch nur so da, ist eben nur Schrift — in Wirklichkeit ist es nicht wahr. — Seid Ihr schon jemals satt davon geworden, wenn Ihr Euer Weib tüchtig essen saht? — Proste Mahlzeit! — Und wenn, zum Exempel, Euer Weib und mein Weib sich in die Haare geriethen, wenn sie nun einander todtschlügen, da müßte ja nach eurer Politik das Gericht hinterher uns beide beim Kragen nehmen, als Mörder betrachten und wohl gar hinrichten lassen, wenn es in Eurem Sinne nach der heiligen Schrift urtheilen wollte?! Hört Gevatter, das wäre doch wirklich kurios. Wir haben bisher in Eintracht gelebt — wenn aber unsere politischen Ansichten so gewaltig contrair laufen, gehts bei uns in Zukunft wie mit der deutschen Einigkeit, die auch ewig in Zwietracht ist.

Der Schmied war durch das gegebene naturwüchsige Beispiel etwas perplex geworden, er schaute den Müller eine kleine Weile stumm an und sagte dann: „Hm — Im Grunde habt ihr recht, das ginge freilich nicht. — Hm — hm — das hat auch nur der Zorn so aus mir heraus gepoltert. — Aber — ich sage euch — so gehts auch nicht länger — ihr kriegt bald das halbe Dorf an den Hals."

„Sapperlot, da könnte mir der Athem ausgehen und ich ersticken, ehe ich nur zu Worte käme;" lachte der Müller wieder und das Käppchen tanzte dabei wie ein Kreisel auf dem Kopfe herum.

Dem Schmied aber war die Sache zu ernst und des Müllers Lachen verdroß ihn. „Laßt solche Possen," sagte er wieder unmuthiger. „Euer Weib hat mit ihrem boshaften, zänkischen Character alle unsere Weiber angesteckt. Die Männer aber sind nicht alle so gutmüthig und nachgiebig wie Ihr: sie wollen Euch deshalb auf den Leib rücken."

„Schwerenoth!" schrie der Müller unter heftigem Lachen und griff mit beiden Händen an seinen Bauch. „Da zertrampelten sie mir ja meinen lieben Schmerbauch? hört, das liegt wirklich außer dem Spaße. — Den runden Kerl da" er klopfte auf den Bauch — „habe ich zu meinem Vergnügen und Wohlgefallen gepflegt und gehegt, nicht zum Herumtrampeln für Andere."

„Donnerwetter!" brüllte jetzt der Schmied mit gewaltiger Stimme und schlug mit der Faust auf den eichenen Tisch, daß sich dieser unter der Wucht des Schlages zu biegen schien. „Kreuzdonnerwetter, hört mit euren Dummheiten auf, oder" —

„Nennt ihr das Dummheiten — ne, da bewahre mich Gott vor euren Klugheiten," lächelte nochmals der Müller.

„Kreuz, Höllen Bataillon!" schrie der Schmied noch wüthender und hob die geballte Faust.

„Na, seid so gut und seht meinen Kopf nicht für 'nen Ambos an, auf den ihr mit euerm Schmiedehammer schlagen wollt," rief der Müller zwar noch mit Humor, wich jedoch dabei aus.

„Ich schnüre euch die verfluchte Gurgel zu!" schrie der Schmied in höchster Wuth — wenn ihr mich jetzt nicht ordentlich anhört." Er spreizte die zehn Finger wie Vogelkrallen nach dem Müller aus.

Als der Müller diese Anpackungs-Maschinen sah und in den Mienen des gereizten Vulcanjüngers Dinge las, welche sehr gefährlicher Natur waren, versiegte auch seine Humorsquelle. Gegen das Fenster zurückweichend, sagte er mit schwankendem Tone: „Wenn ihr das Amt übernehmen wollt, kann sich freilich das halbe Dorf die Mühe sparen, mir an den Hals oder auf den Leib zu rücken; denn ihr gebt für das halbe Dorf aus."

„Mit eurem ewigen Lachen bringt ihr den Menschen ja zur Verzweiflung. Stellt ihr es endlich ein? — Na gut, so will ich mich auch mäßigen," sprach der Schmied etwas ruhiger und ließ die Arme sinken, blieb aber dem Müller noch immer drohend zugewendet.

Ohne daß es die Beiden gewahrten, hatte der heftige Lärm einen Zuschauer und Zuhörer in der Person der Müllerin herbeigezogen. Sie öffnete leise und so weit die Thüre, daß ihr Kopf etwas sichtbar wurde.

Der Schmied wischte sich indeß mit der flachen Hand den Schweiß von der rußigen Stirn und dem Gesicht und fuhr dann ruhiger fort.

„Gevatter, grad heraus, ihr seid eine Schlafmütze. Hättet ihr nur ein viertel Quentchen Muth und Entschlossenheit, wäre es um euer Haus, um das ganze Dorf besser bestellt. Habt ihr uns die Friedensstörerin, den Zankteufel in das Dorf gebracht, seid ihr zu schwach, ihm Zaum und Gebiß anzulegen, woran er sich die Zankzähne stumpf beißt,

so müssen wir andern Männer einschreiten und, so wahr Gott lebt, ich will ihr mit meiner großen Zange die Giftzähne sammt der Wurzel auf einen Ruck herausreißen, daß sie ihr lebelang nicht mehr wachsen sollen. Gestern Abend in der Spinnstube hat euer Weib ihrem Maule wieder einmal recht die Zügel schießen lassen — hat alles Wirthshausgehen von uns Männern verpönt — das Zeitungslesen verdammt. — Wir brauchten nicht zu wissen was in der Welt vorgehe, das verdrehe uns nur die Köpfe, hielte uns von der Arbeit ab: wir sollten lieber mehr im Hause die Augen aufhaben, damit wir genau sähen was dort vorgeht. — Deshalb haben wir uns heute gleich im Wirthshause versammelt: wir wollen ihr zeigen, daß wir Alles sehen, Alles wissen, auch das was außer unserm Hause vorgeht. Ihr werdet also sogleich mit mir gehen und uns versprechen, euer Weib zur Raison zu bringen, ein Beispiel zu geben, ihr gleich heute den Herren zu zeigen. Seit ihr euch verheirathet, habt ihr nicht mehr in's Wirthshaus gedurft, also ohne Umstände mitgegangen; das Versprechen gegeben, daß ihr mit uns an einem Strang ziehen wollt, oder" — er trat ihm wieder drohend näher — „Ihr sollt uns kennen lernen!"

Der Müller wich abermals erschrocken zurück. — „Ich verlange keine nähere Bekanntschaft," sagte er die Hände abwehrend dem Schmiede entgegenstreckend — da heißt es, Vogel friß oder stirb. — Herr Gott, um nur nicht gleich zu sterben, schluckt man, bei solcher Aussicht, alles hinunter — na — wenn ich aber schlucken soll — so geht auch ein wenig weiter weg — sonst schnürt mir die Angst den Hals zu." —

Der Schmied trat wieder einen Schritt zurück.

„Hört," sprach der Müller, nachdem er aufgeathmet. „Ihr habt recht, mein Weib zankt und keift viel — aber, ich habe so ein Hausmittel, welches immer hilft. Ich gehe in die Mühle — dahin folgt sie mir nicht mehr, weil ihr Geplapper gegen das Geklapper nicht aufkommt — so stellt sich denn der Friede von selbst wieder her. — Gevatter — wenn ihr das auch einmal mit eurer Frau, in eurer Schmiede, versuchtet. Kommt euch euer Weib nach — laßt den Blasebalg los, daß er summt, als ob er die Mauern von Jericho umblasen wollte — haut auf den Ambos, daß die Funken davon sprühen und umherfliegen, als ob die Werkstelle in Feuer stände, da hört ihr von dem Keifen nichts, ihre Lunge wird es nicht lange mit dem Spektakel aushalten, sie wird vor Verzweiflung davonrennen und wenn ihr sie in einer Stunde wiedersieht, ist alles vergessen." —

Der Schmied konnte kaum das Ende dieser Rede abwarten, in seiner Heftigkeit hatte er mehrere Donnerwetter dazwischen geschleudert; jetzt aber packte er den Müller, hielt ihm den Mund zu und schrie: „Kreuz Himmel Sapperlot! Das Maul geht euch ja auch wie ein Mühlrad, ich muß nur in die Speichen greifen, damit es endlich einmal stille steht. — Ich will nichts versuchen — nein! — Wir Alle wollen den Weibern heute gleich zeigen daß wir die Herren sind. Also marsch mit uns — oder gegen uns: aber dann — wehe euch! Er hielt den Müller mit der einen Hand fest, ballte die andere zur Faust und schob sie ihm dicht an die Stirne. Der Müller krümmte sich wie ein Regenwurm.

In demselben Augenblicke wurde aber auch ein anderer Arm, eine andere drohende Faust zwischen der Thüre sichtbar.

Es war die der Müllerin: sie schob sich rasch durch den Spalt und wurde eben so schnell wieder zurückgezogen, worauf die Thüre zufiel.

„Wollt ihr oder nicht?!" schrie gerade der Schmied und übertönte das Geräusch, welches die Thüre machte.

„Herr Gott, wenn mir's an's Leben geht, will ich Alles," sprach der Müller mit kläglicher Stimme und ließ sich, fast gewaltsam, nach dem Wirthshause mit fortziehen.

3.

Im Wirthshause.

Die Schuld der heutigen Männeraufhetzerei trug nun eigentlich des Wirthes theure Ehehälfte. Gegen Mann und Gesinde eine ächte Keifschwester, ging

sie mit den andern Weibern Hand in Hand und harmonirte in den Gesinnungen vollkommen mit der Müllerin, welche ihr nur in Zungengeläufigkeit und Rednertalent überlegen war. Wie denn aber bei allen Dingen das eigene Interesse immer die erste Violine spielt, dauerte dieses Hand in Hand gehen mit den andern Weibern eben bei ihr auch nur, so lange jenes nicht gefährdet wurde. Als gestern durch den Vortrag der Müllerin in der Spinnstube der allgemeine Beschluß gefaßt wurde, den Männern das Wirthshausgehen für immer zu verbieten, geigte ihr dieser erste Violinist kreischend und vernehmlich in die Ohren „dadurch gehst du und deine Wirthschaft mit zu Grunde, das mußt du hintertreiben." Sie sann, sobald sie nach Hause zurückgekehrt war, auf Mittel dies zu bewerkstelligen, und welchem Weibe würde es schwer, diese aufzufinden. Wie allen Adams-Söhnen etwas von der Schwäche ihres Stammvaters, des Herrn Apfelbeißers, anklebt, so erbten Eva's Töchter alle Etwas von der List und Schlauheit ihrer Stamm-Mutter. — Also erzählte denn auch die Wirthsmagd dem Hausherrn schon in aller Frühe und zwar als größtes Geheimniß, was die Weiber gestern Abend in der Spinnstube beschlossen und sie so eben am Brunnen erfahren haben wollte. Der geehrte Leser wird aber wohl leicht errathen, daß der Quell dieses Brunnens aus dem Munde der Frau Wirthin floß, welche auf diese Weise die Sache am sichersten zu den Ohren ihres Mannes brachte, ohne daß sie dabei als betheiligt erschien und nun auch um so sicherer Beobachtungen anstellen konnte, welche Wirkung diese Mittheilung hervorbringen werde. — Der Wirth durfte sonst keinen Schritt aus dem Hause thun, ohne vorher dem Ehegerichte Anzeige zu machen, wohin; heute sah er sich völlig unbeobachtet; seine Frau schien so mit der Wirthschaft beschäftigt, daß sie keine Augen für ihn hatte. Er benutzte denn auch diese Gelegenheit, um sich sogleich fortzuschleichen. — Die Wirthin aber lächelte vor sich hin, sah ihm verstohlen nach, rieb sich, als sie ihn um die Ecke biegen sah, die Hände und murmelte: „Hähähä! Wenn er wüßte daß ich ihn am Faden hätte, daß er nicht weiter fliegt als ich gerade will: er liefe gewiß nicht so schnell. Na, gute Verrichtung!" sprach sie lauter — „wir wollen dann schon weiter sorgen."

Ehe noch eine halbe Stunde verging, erschien richtig ein Mann nach dem andern im Arbeitskleide im Wirthshause, und da der Wirth klüglich gleich zurückgekehrt war, um keinen Verdacht zu erregen, so hielt es die Wirthin für gerathsam, in der Küche zu bleiben, welche, dicht an der Gaststube liegend, ihr erlaubte, ungesehen Alles zu belauschen. Die Gemüther waren sehr aufgeregt, den geistigen Getränken wurde recht wacker zugesprochen, bei Manchem wohl, sich Kurage zu kaufen, und bald wurde der Beschluß gefaßt, heute gar nicht mehr nach Hause zu gehen, um den Weibern sogleich zu beweisen, daß sie die Herren seien und als solche thun könnten, was ihnen beliebte.

Diese Wendung der Dinge jagte der Wirthin auf's neue einen nicht geringen Schrecken ein. Das hatte sie nicht vorausgesehen, nicht gedacht, nicht gewollt: das durfte sie ebensowenig dulden, als sie das völlige Ausbleiben der Männer aus dem Wirthshause dulden durfte. Es mußte zunächst zu Aufklärungen führen, den Brunnen aufdecken, aus welchem die Magd den Bericht geschöpft hatte, was natürlich wieder für sie höchst unangenehm werden konnte: hauptsächlich aber war das Dableiben der Männer deshalb sehr gefährlich, weil ihr eigener Mann, wozu ihm jetzt, ohne daß sie es hindern konnte, vielfach Gelegenheit geboten ward, auch nicht ungern ein wenig tief in's Glas guckte. Hatte er aber etwas im Dache, so schüttelte er die weibliche Oberherrschaft ab und versuchte sie es unter solchen Umständen ihn zu meistern, so war sie in Gefahr, in Gegenwart aller Männer blamirt zu werden, ja es konnte ihr auch sehr leicht geschehen, daß sie Liebkosungen von ihm empfing, die Jedermann, ohne Uebertreibung, für Schläge ansehen konnte. — Solch einen Auftritt, welcher allen Anwesenden heute gerade willkommen gewesen wäre, mußte sie vermeiden, um nicht als die Erste zu gelten, die unter das männliche Regiment gerieth und wiederum durfte sie auch das Dableiben der Männer nicht dulden; denn fuhren sie fort wie sie begannen, so war eine allgemeine Trunkenheit unausbleiblich und ein öffentlicher Dorfscandal unvermeidlich. Zwischen zwei Feuern hin und hergetrieben, faßte sie endlich den Entschluß, die Weiber sogleich von dem Vorhaben der Männer in Kenntniß zu setzen.

4.

Der Weiber-Congreß in der Spinnstube.

Indessen war die Müllerin bereits im halben Dorfe herumgerannt, um ihre Gesinnungsgenossen sogleich in die Spinnstube zu berufen. Diese versprachen nicht nur sofort zu erscheinen, sondern auch zur Weiterverbreitung beizutragen. — Weiberzungen haben Telegraphen-Schnelligkeit, wenn sie läuten sind Glocken überflüssig; denn sie haben einen hellern und gellendern Ton und werden deshalb auch eher gehört. So war, bevor noch eine halbe Stunde verging, die rauchige, niedrige Spinnstube fast von weiblichen Gestalten angefüllt, deren Hauskostüm eben nicht reizend genannt werden konnte und in der Mitte, auf einem alten, wacklichten Tisch, der als Rednerbühne diente, perorirte, deklamirte, gestikulirte und raisonirte die kleine, dürre Müllerin, wie der Präsident einer amerikanischen Volksversammlung, um von oben herunter Blitze so recht in's Volk zu schleudern und die Hörer zu entzünden.

Die travestirte Juno in Pagodengestalt brüllte wie ein Goliath, umgeben von alten Spinnrädern, Stühlen, Bänken und der sansculotten Zuhörerschaar:

es war ein Genrebild von wundersamem Eindruck. Hier sah man zum Theil noch ungestriegeltes Haar, welches den markirten, abgebräunten Zügen ein heren-, ein blocksbergartiges Ansehen gab, dort, zum Theil noch unvollendete Kleider-Toiletten, die eben kein Bild der Sauberkeit waren und nicht reizten, die unbedeckten Blößen näher ins Auge zu fassen; fast alle in aufgekrämpten Hemdärmeln, bloßen, meist kräftigen, aber unzarten Armen und nackten Füßen, welche in sogenannten Latschen steckten und verriethen, daß sie lange kein Wasser gesehen hatten. Große und kleine, fette und hagere, buckelige und schiefe Gestalten; kaum Eine darunter welche ins Auge gefallen wäre. Dazu die dummen Physiognomien, die geöffneten Mäuler, in den verschiedenartigsten Attitüden der Sprecherin zugewendet, Heroinen der Neuzeit und doch ein Blocksbergsconterfei comme il faut und nach der Natur gezeichnet.

„Wort für Wort", so schloß die Rednerin ihren Vortrag: „Wort für Wort habe ich es mit diesen meinen beiden Ohren gehört." — Sie faßte dabei, um es den Zuhörern recht zu versinnlichen, ihre beiden Ohren, zog sie im Eifer so lang, daß sie einem Midashaupte glich, dessen Eselsohren weit über dasselbe hinausragten und blieb eine geraume Zeit in in dieser Stellung verharren, während die Umgebung ob des Gehörten die Hände über die Köpfe zusammenschlug und durch Ausrufe: „Jh! — Ach!" was noch zu dem Bilde fehlte ergänzte, um der Gestalt ihres Präsidenten und dem Geist der Versammlung den verständlichen Ausdruck zu verleihen.

„Sie wollen uns zeigen, daß sie die Herren sind!" hub die Sprecherin nach einer Pause wieder an.

„Jh! — Ah!" tönte es aufs neue ringsum.

„Daß wir ihnen gehorchen müssen!" rief die Sprecherin.

„Jh! — Ah!" schrieen die Hörer.

„Wo steht das geschrieben?" fragte die Rednerin. — „In der Bibel?" — Ja, da steht freilich „er soll dein Herr sein„ — aber da steht auch so viel anderes noch, was besser nicht drin stünde. Und wenn sich die Männer nun gerade auf diese Worte stützen, wenn sie wollen, daß sich ihre Weiber gerade nach diesen Worten richten, da dürfen sie auch nichts sagen, wenn sie sich jene andern Bibelgeschichten zur Richtschnur nehmen, die von der schönen Bathseba, der schönen Susanna u. s. w. u. s. w."

„Jh! — Ah! — Die Müllerin hat recht. — Jh! — Ah!“ ertönte es rings.

„Ja Proste Mahlzeit! Das sollen wir nicht, das paßt nicht in ihren Kram, darum erkennen sie es nicht an. Das Unangenehme sollen wir tragen — das Angenehme verbieten sie uns, es soll eine verdeckte Schüssel sein, von der nur sie kosten dürfen. — Und wer hat denn nun eigentlich diese heilige Schrift geschrieben? — Gott?! — Wieder Proste Mahlzeit! — Die Männer haben sie erdacht, die Männer haben sie geschrieben, die Männer haben überhaupt alle Gesetze geschrieben, darum laufen sie auch alle darauf hinaus, die Weiber zu unterdrücken. Sollen wir das dulden? Nein! — Wir lassen uns nicht unterdrücken! — Nicht wahr Schwestern?!

„Nie, niemals!“ erscholl es von allen Seiten.

„Euern Mann, Schmiedin“, wendete sich die Sprecherin an eine ebenfalls hagere, aber blaß und kränklich aussehende Zuhörerin, mit langer, scharf geschnittener Habichtsnase und grell hervorstehenden Kalbsaugen — „Euern Mann, als den robustesten im Dorfe, haben sie zum Abgesandten erwählt, um mein geduldiges, gutmüthiges Schäflein einzuschüchtern und ebenfalls zur Widersetzlichkeit zu reizen: aber ich will dem Schaafe den Kopf schon wieder zurecht setzen und ihr, ihr Alle werdet ein Gleiches thun; damit wir ihnen zeigen, daß wir die Regenten sind.“

„Ja, ja!“ erscholl es mit kreischenden Stimmen.

„Der Mann mag nach den Worten der heiligen Schrift, das Haupt des Hauses sein. Bene — das heißt — Recte — und recte — das heißt — „das wollen wir anerkennen“; aber was muß ein Haupt besitzen wenn es regieren will — he? — Verstand — und der Verstand — das ist die Frau. — Also, wenn der Verstand das Haupt regiert — so regiert die Frau den Mann. — So ist es Weltordnung — so muß es sein, wenn die Welt nicht zu Grunde gehen soll.“

„Die Müllerin ist doch ein grundgescheidtes Weib!“ ließen sich einzelne Stimmen vernehmen, während Andere ihr „Jh! Ah!“ wieder dazwischen brüllten.

Die Sprecherin hatte sich mit der Schürze den Schweiß vom Gesichte gewischt und fuhr, ob dieser Belobungs-Ausrufe sich in die Brust werfend, stolzer fort. „Ihr wißt, mein Vater war Schullehrer, also ein Gelehrter. Ueberall wußte er sich in Respect zu setzen. Wenn er nur die Augenbraunen zusammenzog, zitterte und bebte die ganze Schuljugend, wie einst das ganze Römervolk vor Nero. — Wißt ihr wer Nero war?“

„Nein, nein. Sagt es uns!“

„Nero war ein Tyrann, der schon lange vor Erschaffung der Welt regierte, Millionen Menschen unbarmherzig rädern, spießen, schinden, verbrennen, verhungern und Gott weiß was alles, bloß zu seinem Vergnügen, ließ, wurde aber dabei im Hause immer von einer Geliebten, wie ein Lämmchen am seidenen Faden, gelenkt und schmiegte und biegte sich, wie es diese eben haben wollte. Mein seliger Vater hat mir die römische, vorweltliche Geschichte oft und genau docirt. — Ergo regierten die Weiber über die Männer schon vor Erschaffung der Welt und wurde dies bei Erschaffung der Welt vom lieben Gott gleich wieder eingesetzt, weil er dessen Nothwendigkeit erkannt hatte, also ist die Weiberherrschaft das älteste, naturgerechteste und naturnothwendigste Ding. Seht euch einmal im Thierreiche um — vom Kleinsten bis zum Größten — wer regiert da? — das Weib. Das kleinste Vogelweibchen beißt ihren Mann und jagt ihn vom Neste, das er doch mitgebaut hat, weg, wenn es ihn nicht haben will. Und widersetzt er sich? — Nein — er schmiegt sich, fügt sich und geht. — Seht den gewaltigen Löwen, den König der Thiere — vor dessen bloßem Gebrülle Alles erzittert und entflieht; zeigt ihm die Löwin nur die Zähne, so schmiegt er sich demüthig zu ihren Füßen und krümmt sich wie ein Würmlein. — Soll also das Weib im Menschenreiche, ihren Schwestern im Thierreiche nachstehen? Soll es sich die angeborne Herrschaft rauben lassen?“

„Nein! Nein!“ unterbrach sie die Schaar, welcher solche Worte Wasser auf ihre trocknen Mühlen war.“

„Nein: sage ich ebenfalls und abermals,“ fuhr die Sprecherin eifernd fort. „Wie gesagt, das hat der liebe Gott auch eingesehen, respectirt und honorirt. Darum, als er die Erde und nachher die Menschen schuf, machte er Adam aus einem Erdenkloße, das Weib aber, damit es edleren und besseren Stoffes sei, machte er aus Adams Fleische, zum Zeichen daß das Fleisch die Erde, also das Weib den Mann regieren solle und darum regiert auch überall das Fleisch über die Erde, und wer sich also dieser Herrschaft entziehen will, ist ein Rebell und beweist, daß er das Fleisch, das heißt das Weib nicht liebt; denn Liebe ist Unterthänigkeit. Heißt es ja auch im Sprachgebrauche „der Mann buhlt um das Weib.“ Buhlen aber heißt wieder sich krümmen und was sich krümmt ist unterthänig, gehorsam, nur der Ungehorsam ist starr und widerspenstig. Wer also um das Weib buhlt, will es erringen, nicht unterjochen. Zeigt nicht die Geschichte Beispiele genug, daß der Fürst vom Throne herabstieg zur niedern Magd und sich vor ihr beugte, um ihre Liebe zu gewinnen? Könnte er diese Liebe befehlen, wie alles in seinem Reiche, er würde gewiß nicht demüthig darum betteln. Die Liebe ist eigentlich nichts, als ein Almosen, den das Weib dem Manne zuwirft, um ihn durch Dankbarkeit zu ihrem Sclaven zu machen; schwört er sich nicht selbst dazu, wenn wir ihm versprechen, uns ihm zu eigen zu geben? Bricht er nicht diesen Schwur, wenn er sich dieser Herrschaft entziehen will? — Wer seinen Schwur bricht, ist ein Meineidiger und den Meineid zu strafen, den Pflichtvergessenen zur Pflicht zurückführen, ist die erste und heiligste Pflicht eines guten Regenten, also auch des Weibes Pflicht,

den pflichtvergessenen Mann mit allen Mitteln wieder unter's Joch zu beugen."

„Sie hat recht, vollkommen recht!" schrie alles rings, indeß die Rednerin eine Pause machte, um sich aufs neue den Schweiß abzuwischen.

„Ich schlage deshalb vor", — hub sie jetzt mit erneuter Kraft wieder an — — Der Vorschlag aber kam nicht mehr über ihre Zunge. Die Spinnstubenthüre flog weit auf und in derselben erschien erhitzt, athemlos die Wirthin. In abgebrochenen Redesätzen verkündete dieselbe, was im Wirthshause von den versammelten Männern beschlossen wurde, daß diese heute gar nicht mehr nach Hause zurückkehren wollten, um ihren Weibern sogleich zu zeigen, sie könnten thun was ihnen beliebte."

Als ob ein Sturmwind die Rednerin emporgehoben und zur Erde herabgesetzt hätte, so erschien diese, mit beiden Füßen zugleich von ihrem Präsidentenstuhle herabspringend, plötzlich inmitten des Knäuels, welcher sich um die erschöpfte Wirthin gebildet hatte. Nach allen Seiten stob die Schaar der Dorfschönen auseinander, purzelten vor Eile zur Erde, oder hielten sich an den Stühlen und Bänken, die Müllerin anstarrend, welche wie ein Kobold zwischen ihnen herabfiel, einige sogar nicht unsanft berührte, aber sogleich die Wirthin mit beiden Händen erfaßte und mit kreischender Stimme der fast Ohnmächtigen in die Ohren schrie:

„Ist mein gutmüthiges Schaaf auch unter den blutgierigen Wölfen?" Sie wartete jedoch die Antwort der Wirthin nicht ab, sondern fuhr erhitzt fort. „O gewiß. Die räudigen Schaafe haben das reine Lamm angesteckt, um es mit in das Verderben zu ziehen; aber das soll ihnen den Garaus machen! Auf Schwestern", schrie sie mit aller Kraftanstrengung. „Bewaffnet euch! Mir nach! Wir wollen sie auseinander sprengen, wollen sie in ihre Häuser jagen, wollen sie hetzen, daß sie laufen, als sei der Wehrwolf hinter ihnen und sie nicht zu Athem kommen lassen, bis sie sich zu unsern Füßen winden und reuig um Verzeihung bitten!"

Nun entstand eine Verwirrung, ein Durcheinandergerenne, wie es weiland zu Sodom und Gomorrha nicht ärger hätte sein können. Jede suchte einen Gegenstand zu erwischen, der ihr als Waffe diene. Die Spinnräder wurden zertrümmert, Stühle und Bänke ihrer Beine beraubt. Die Pantoffeln ausgezogen und hoch emporgehoben. Voran flog die Müllerin, in der linken Hand einen Spinnrocken hoch emporhaltend, dessen buntpapierne Umhüllung sich gelöst hatte und wie eine Fahne flatterte, mit der rechten Hand schwang sie ein tüchtiges Stuhlbein; sie schritt nicht, sie lief nicht, sie wüthete im wahrsten Wortsinne, eine travestirte Jungfrau von Orleans, dem Zuge voran, der mit zum Theil aufgelösten Haaren, hoch in die Luft geschwungenen Pantoffeln und anderen Waffen ihr schreiend folgte und durch das Dorf dem Wirthshause zueilte, ohne daß noch ein eigentlicher Schlachtplan entworfen worden war.

5.

Der Männer-Congreß im Wirthshause.

Die gerötheten Gesichter der im Wirthshause versammelten Männer zeigten, daß man den geistigen Getränken schon ziemlich stark zugesprochen; die Zunge wollte manchem schon nicht mehr recht gehorchen und auch die Beine fingen hie und da an den Gehorsam zu versagen, ehe noch der Sohn Vulcans von seiner Ambassade zurückkehrte.

„Na—a—a", meckerte der Dorfschneider, schon von Natur aus mit etwas stotternden Sprachwerkzeugen begabt, die der Brandtwein noch störriger machte, und versuchte es, seine lange, spindeldürre Figur zu erheben, „J—ich—bin nur be—be—begierig, wie—wie lange der Sch—Sch—Schmied noch ausbleibt. Mei—mein Weib wird —"

„Verlierst Du etwa schon die Kurage, Zwirnsfaden?" rief ihm ein untersetzter, stämmiger Bauer zu.

„O—o—kei—keineswegs. La—laß mich nur au—au—ausreden, i—ich — —"

„Ausreden?!" rief der Vorige. „Ehe du drei Worte herausstotterst, kann der Strick gedreht werden, womit dich langen Strick dein Weib gehörig durchgerbt, wenn du heimkommst. Du hageldürre Hopfenstange schaust zwar hoch über uns alle hervor, aber Kurage hast du gerade so viel — wie ein Schneider. — Ich wette, wenn jetzt dein Weib einträte, würdest du gleich klein wie ein Zwerg und man müßte dich unter dem Tisch suchen."

„Nu — nur keine Beleidigung!" schrie der Schneider und hob die Faust.

„Meinst du ich fürchte mich vor dir, Fleischbeilage?" sprach der Andere, ebenfalls die Faust hebend.

„J—i— ich wi— will dich bei— beilegen — da— daß du nicht mehr a— au— aufstehen sollst!" schrie der Schneider wüthend und wollte die Faust, über den Tisch, auf den Andern herabschleudern.

„Komm an, Todtengerippe, rief jener und ergriff einen Stuhl.

Plötzlich fühlten sich beide gefaßt und festgehalten. — „Friede! Friede!" erscholl es rings und der Dorfbader, eine fast kugelrunde Figur mit kleinen, ewig zwickernden, beweglichen Augen, volubiler Zunge, über welche stets Floskeln im schlechtesten, selbstgemachten Küchenlatein flossen, rief: Silentium! Pace in consilium! Ich habe das Wort!" —

„Ja, der Doctor soll's Wort haben!" rief Alles und plötzlich ward es stille.

„Eheu! Welcher Greuel in dieser ehrwürdigen Versammlung von Männern, die zusammengekommen sind, ein schimpfliches Joch abzuschütteln und nun zum schimpflichsten unter Männern, zur Schlägerei greifen wollen?! — Horribole dicto! Hic est? frage ich? — das heißt: was soll da herauskommen! — habeant in rerum feceasti? — Will sagen — Noch haben wir nichts gethan als getrunken. — Vult generis masculinum regnorum — das ist — will der Mann die Oberherrschaft haben — et debet femininum, quid animal disputax vicere — heißt, soll das Weib, der Geist des Widerspruchs besiegt werden — regnum ipsere — das ist — beherrsche er sich zuvor selbst, sonst — hic haeret aqua — stehen die Ochsen am Berge!"

„Der Doctor spricht doch immer gelehrt! rief ein Bauer.

„So," sagte ein anderer zu seinem Nachbarn, „ist das gelehrt? — Er nennt uns ja Ochsen."

„Nachbar, das versteht ihr nicht. Das ist nur vergleichsweise hochratorisch — sagt der Doctor.

„Ah so, so" lallte der Andere mit etwas schwerer Zunge — „pro— provisorisch so —"

„Richtig — der Doctor ist ein gescheidter Kerl, er soll leben!" er hielt dem Halbtrunkenen das Glas hin. Dieser stieß mit dem seinigen an.

„So so!" murmelte er abermals — „das ist was anderes — wir sind nur — provi—sorische Ochsen — so — so — das ist was —" er konnte den Nachsatz schon nicht mehr recht herausbringen.

Der Bader hatte indessen eine Schrift hervorgezogen und dieselbe auf einen Tisch, auf welchem ein großes, ganz angefülltes Dintenfaß stand und mehrere abgeschriebene Gänsekiele lagen, ausgebreitet.

„Ergo, ad acta mit den Ochsen" rief er und tunkte eine Feder ein.

„Siehst Du, Nachbar", sagte der Bauer und schlug seinem fast einnickenden Nachbar derb auf die Schulter, „jetzt legt er die Ochsen schon ad acta."

„Ad ac—ta — mir—ists recht —" lallte der Andere und schien völlig einzunicken.

„Ad acta mit dem Vieh", lachte der Erste und drückte den Kopf des Halbtrunkenen tiefer auf die Brust herab.

„Wer von heute ab" rief der Bader, „sich das Geringste von seinem Weibe gefallen läßt, deshalb zur Anzeige kommt und des — Crimine majestatum — das ist — General-Verbrechens — überwiesen wird, soll mit einem Strick um den Hals durch's Dorf geführt und mit Pantoffelhieben — salva venia honoriret — das ist zu deutsch — ad posteriora — traktiret werden."

„Nichts vom Pastor", schrie eine Stimme. „Der Pastor muß nicht von allem haben — die Weiber stecken ihm so schon genug zu."

„Herr jemine", belehrte diesen ein Nebenstehender, „vom Pastor ist ja keine Rede, mit der Post meint der Doctor, daß es schneller geht."

„Braucht nicht schnell gehen, langsam und eindringlich", sprach ein Dritter.

Der Bader hatte inzwischen mit großem Präambulum seinen Namen zuerst unter das Protokoll gekritzelt, Andere waren seinem Beispiele bereits gefolgt und jetzt drängte sich Alles zum Tische, um durch Namensunterschrift seinen Beitritt zu beurkunden. Es entstand ein großer Lärm, Gestoße und Gedränge

um den Tisch, da die Meisten ihrer Glieder nicht mehr ganz Herr waren.

In diesem Gewirre hatte man nicht bemerkt, daß sich hinter dem Rücken die Thür öffnete, der Schmied den Müller Jakob durch dieselbe hereindrängte, dann schnell und mit Riesenkraft unter beide Arme faßte, den Sträubenden gewaltsam emporhob, hoch über die Köpfe und Rücken der auf den Tisch herabgebeugten weg, unsanft mit den Worten: „Da habt ihr den Staatsverbrecher!“ mitten auf den Tisch und auf das Dintenfaß stieß, so daß dasselbe zerplatzte, seinen Inhalt nicht nur über den ganzen Tisch ergoß und des Müllers Hintertheil schwarz färbte, sondern umherspritzend, auch die Gesichter und Kleider mehrerer Andern marmorirte und befleckte.

Der Müller, nicht wissend wie ihm geschah, griff, um sich zu halten, mit den Händen schnell umher, fuhr dann eben so angstvoll, ohne zu bemerken, daß diese naß und schwarz waren, damit über Stirn und Gesicht und versetzte dasselbe in so komisches Aussehen, daß die, sich wieder erholende anwesende Gesellschaft, bei seinem Anblick in ein lautes Gelächter ausbrach; allein auch dieser Freudenmoment sollte nicht von langer Dauer sein; denn abermals wurde die Eingangsthüre mit großer Vehemenz aufgerissen und eine Stimme, die des Wirthes, brüllte herein:

„Die Weiber kommen!“

Sogleich flog zwar die Thüre wieder zu und der Schreier war verschwunden: aber seine Worte hatten einen solchen Eindruck auf die Versammelten gemacht, daß sie sämmtlich, wie vom panischen Schrecken gelähmt, einen Moment dastanden. Die Dorftitanenschaar, die eben noch die Weiberwelt zu reformiren sich vermaß, indem sie durch Unterjochung derselben ein Aufsehen machendes Beispiel geben wollten, war lautlos, regungslos, ehe Jovis noch den schwächsten Blitz auf sie herabschleuderte und schienen zum Theil von einem heftigen Fieberanfalle heimgesucht; denn die Kniee schlotterten, die Zähne klapperten, obgleich jede Spur von Rausch plötzlich verwischt war. Andere wühlten verzweiflungsvoll in den Haaren und der Heros der Versammlung, der großsprechende kugelrunde Bader, suchte zuerst wo der Zimmermann das Loch zum Entkommen gelassen, schlüpfte schnell durch die Thür,

um einen Schlupfwinkel zu finden, in welchem er sich vor den Pantoffelhieben seiner Juno verkriechen könne. Kaum bemerkten dies die Andern, so folgten sie seinem Beispiele und da dadurch der eben nicht große Ausgang versperrt wurde, so sprangen wieder andere durch die Fenster, welche nach dem inneren Hofe führten. Wie die Mäuse, wenn sie die Katze wittern und in ihre Löcher eilen, so verkrochen sich unsere Dorfhelden in den Kuh-, Pferde-, Schweineställen, auf Boden, in Kaminen, in Kisten, Kasten und Betten, kurz, wo nur ein Halt zu finden, welcher den Corpus eines Menschen zu verbergen geeig-

55 40

net war, um sich den drohenden Gewitterschlägen zu entziehen. — In einer Minute war es so leer und mäuschenstille in dem Zimmer, wo eben noch gewaltiger Lärm und großes Gewühl herrschte, als ob ein Orkan die Schreier weggeblasen hätte.

(Wir wollen übrigens keineswegs behaupten, daß dergleichen nur auf dem Lande vorgehen könne, daß es nicht auch Stadthelden genug giebt, welche in ähnlichen Fällen mit diesen Dorfhelden vollkommen fraternisiren.)

Da das Ganze dieses Vorganges das Werk weniger Secunden war, so kann es wohl Niemand Wunder nehmen, daß der allein zurückgebliebene Müller noch immer nicht ahnte, er sei völlig in die Dinte gerathen und sitze im wahrsten Wortsinne jetzt gerade so recht in derselben. Er zappelte immer noch auf seinem Sitze herum und suchte seine halbbetäubten Lebensgeister aufzufrischen, um zu begreifen, was eigentlich plötzlich mit ihm geschehen war.

6.

Ein unerwarteter Zusammenstoß.

Der, dem Wirthshause zustürmende, Weiberfurientrupp hatte natürlich das ganze Dorf in Aufregung versetzt. Ueberall riß man Thüren und Fenster auf und Alt und Jung beiderlei Geschlechtes, wie es eben ging und stand, stürmte neugierig hinterher, um zu erfahren, was es denn gäbe. — Dadurch war der Menschenknäuel, im Verhältniß zu der Größe des Dorfes, ein sehr ansehnlicher geworden, und das Geschrei, Gelächter, der Scandal vermehrte sich mit jeder Secunde.

Sogar der Seelenhirte des Ortes, mit dem Memorandum seiner Sonntagspredigt beschäftigt, wurde durch seine Ehehälfte, welche dergleichen Störungen sonst mit heiliger Scheu zu verhindern suchte, heute plötzlich in seinem Studium unterbrochen. Außer Athem stürzte sie herein, als ob ein großes Unglück geschehen wäre, so daß der heilige Mann erschrocken das Predigtheft aus der Hand zu Boden fallen ließ und die Athemlose fragend anstarrte, welche nun berichtete was sie gesehen und gehört, ohne jedoch die eigentliche Ursache des Weiberaufstandes angeben zu können. Der Pfarrer legte eiligst den bequemen Schlafrock ab und das Amtskleid an, um sich von der Wahrheit der Sache, deren Grund zu unterrichten und würdevoll dazustehen und wirken zu können, wenn etwa ein Unheil drohe.

Er schritt nun zur Thüre hinaus. Das Geschrei, wenn auch fern, belehrte ihn bald, welche Richtung er zu nehmen habe, und um dem Strome desto schneller entgegentreten zu können, schlug er einen Seitenweg zum Wirthshause ein.

Der Weibertrupp und sein Gefolge war dem Wirthshause inzwischen ziemlich genaht und brachte durch den weither schallenden Höllenlärm auch den, mehr schwarz als weiß aussehenden Müller wieder vollends zur Besinnung. Es war ihm, als ob er die wohlbekannte kreischende Stimme seiner keifenden Ehehälfte darunter hervorschallend vernehme. Sich davon zu überzeugen, flog er eiligst an das Fenster. Der Zug bog gerade in das, in den Vorhof des Wirthshauses führende, Thor ein — und richtig, er hatte sich nicht getäuscht, sein Weib stürmte, wie eine Megäre, voran. Aengstlich blickte er umher — das Seitenpförtlein stand offen — mit einem Satze war er zum Fenster hinaus. — Sein Aussehen rettete ihn — unerkannt entwischte er und lief nun, ohne um und neben sich zu sehen, seiner Mühle zu.

Plötzlich rannte er der Art an Etwas an, daß er zurückprallte und zu Boden fiel, welches Schicksal auch dem andern Gegenstande zu Theil wurde. — Dieser Gegenstand war der im Nachdenken daherschreitende Seelenhirte. — Beide starrten sich, am Boden sitzend, einige Sekunden sprachlos an, dann

stammelte der Müller:

„Um Vergebung, hochwürdiger Herr!“ und rieb sich die verletzten schmerzenden Körpertheile.

„Meister Jacob ihr seid es?!“ rief der Pastor verwundert und brach in ein solches Lachen aus, daß er sich gar nicht vom Boden zu erheben vermochte.

„Noch bin ich es,“ sagte Meister Jakob mit kläglicher Stimme und wehmüthiger Geberde und setzte, auf seine Hände, Kleider und Gesicht zeigend hinzu: „aber ihr seht es hier schwarz auf weiß, ehrwürdiger Herr, daß es so nicht mehr geht. Ich

bin des Lebens nicht mehr sicher, wohin ich mich auch wende. — Beide erhoben sich nun und Meister Jacob erzählte, wie Alles gekommen war. — „Wenn sich mein Weib nicht ändert“ so schloß er, — „ich habe bisher mit Lammsgeduld getragen, da es nur mich betraf: aber wenn sie mich nun, durch ihre böse Zunge und Aufhetzerei, selbst in Lebensgefahr bringt — Herr Pastor — weiß es Gott — es geht nicht mehr: Sie haben uns zusammengegeben — sie müssen uns auch wieder scheiden.“ Der Ton Jacobs war nach und nach immer fester, entschiedener, heftiger geworden.

„Ei ei, Meister Jakob — wo bleibt denn eure Vernunft, eure Ruhe, eure gemüthliche, gottgefällige Heiterkeit?“ sagte der Pastor.

Meister Jacob war aber, was nur höchst selten geschah, einmal in Aufregung; mit großer Heftigkeit schrie er: „Der Teufel mag ruhig bleiben, wenn er täglich von seinem Weibe geplagt wird — ich bin nur ein Mensch, ich kann es und ich will es auch nicht mehr — ich —“

„Meister Jakob“ widerredete ihm der Pastor und faßte seine Hand, „wie mögt ihr nur so gottlose Reden führen? Ihr, ein guter Christ, vergeßt eures Vorbildes, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi? — Geht —“

Der Müller schnitt ihm das Weitere ab. Was nutzt mir ein Vorbild, das ich nicht erreichen kann. Ich bin nur ein armer Müller und kein Gottmensch!“

„Aber ihr könnt es werden, wenn ihr ihm nachahmt. Er trug sein Kreuz unter dem Hohne der ihm folgenden Menge und die Menge wurde stumm und schweigsam und bewunderte ihn, als sie die Ruhe und Demuth sah, mit welcher er dem Tode entgegenging. Auf, ermannt euch Meister Jakob. Macht es wie Er — tragt euer Kreuz wie er — und Ruhe und Friede wird nicht ausbleiben.“

Der Müller hatte ihn starr angesehen; es mußte bei dieser Rede ein eigener Gedanke in ihm auftauchen. — Plötzlich schrie er: — „Wenn ich wüßte, daß es hülfe — wenn — weiß Gott Herr Pastor, es wird mir sauer, sehr sauer werden — aber —“

„Je saurer die Arbeit, desto süßer der Lohn. Versucht es nur.“

Der Müller wollte plötzlich fort, der Pfarrer hielt ihn. „Was habt ihr, Meister Jakob?“ fragte er.

„Nichts, nichts“, schrie dieser — „als daß ich auch das noch versuchen will, diesmal mein Kreuz zu tragen: aber hilft es nichts, dann — Appage Satanas!“ Mit diesen Worten riß er sich los und lief wie ein Rasender nach dem Wirthshause zurück.

Der Pastor rief aus Leibeskräften: „Meister Jakob, so hört doch, wartet doch!“ aber wer nicht hörte und sah, war Meister Jakob. Der Pastor verdoppelte deshalb seine Schritte; allein er kam doch lange nach ihm bei dem Wirthshause an.

7.

Die Kreuzträger.

Währenddem war im Wirthshause ein wahrer Höllenrumor gewesen. Als die Weiber, wie sie nach dem Berichte der Wirthin doch mit Sicherheit annehmen mußten, ihre Männer dort nicht vorfanden, waren sie völlig außer sich gerathen und es dürfte der Wirthin schlecht ergangen sein, wenn nicht die herrschende Unordnung, die zum Theil noch nicht geleerten Gläser bewiesen hätten, daß der Feind noch vor kurzem hier gewesen und nur augenblicklich entflohen sein müsse. Doch wohin, das fragte sich, da ihnen Niemand begegnet war.

Jetzt erblickte die Müllerin die vom Tische herabgefallene und halb mit Dinte übergossene Schrift, unter welcher, wie wir wissen, bereits viele Unterschriften prangten. Sie hob sie begierig von der Erde auf und da die Dinte noch nicht völlig eingetrocknet war, konnte sie den Inhalt leicht entziffern. Plötzlich schlug sie eine teuflische Lache auf und hielt das Blatt hoch empor.

„Da, da habt ihr's!“ schrie sie und las die Schrift laut, zum Entsetzen Aller vor. „Na wart, ihr Esel! Euern Pantoffelhieben sollt ihr nicht entgehen, ihr sollt sie verdoppelt von unseren Händen empfangen, denen es von Gottes-Gnaden und von Rechtswegen allein zukommt, den Pantoffel zu führen. Auf und mir nach Schwestern, wir finden sie gewiß!

Sie zog schnell ihre beiden Schuhe aus, schwang sie hoch über ihren Kopf in der Luft umher und stürmte zur Thüre hinaus. Im Nu folgten alle ihrem Beispiele. Die Luft erzitterte völlig von dem Pantoffelschwingen der Sansculottinnen und ließ klagende Töne hören, bevor sie noch den Gegenstand trafen, auf den sie herabgeschleudert werden sollten.

Im Hausflure ordnete die Müllerin: „Zwei Mann Wache vor der Hausthüre, zwei innerhalb derselben, zwei an das Hofthor, damit uns Keiner entwischen kann. Alle, ohne Unterschied müssen sie ihre Strafe erhalten!“ Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt und Niemand in das Haus, noch weniger hinaus gelassen. Gar possierlich nahm es sich aus, die weiblichen Schildwachen mit ihren kuriosen Waffen, vor der Hausthüre auf und nieder spazieren zu sehen und die versammelte Menge ließ es auch nicht an derben Spottreden fehlen, welche oft ein wieherndes Gelächter hervorriefen. Die Schildwachen jedoch gingen, davon unbeirrt, gravitätisch auf und ab und ihrem Scharfblicke wäre keine Maus, geschweige denn einer der versteckten Männer entgangen, welcher etwa zu entwischen getrachtet hätte.

Die andern Weiber durchstöberten indeß Haus, Hof, Ställe, Scheuer, Boden, Vorrathskammer, kurz jeden Winkel, um die versteckten Männer aufzufinden, an das Licht zu ziehen und öffentlicher Demüthigung zu unterziehen. — Nicht lange währte

es, so vernahm man auch von verschiedenen Seiten kreischende Stimmen: „Hier steckt Einer!“ — hier wieder Einer!“ und dergleichen Rufe mehr. — Die armen, zum Theil noch halbbenebelten Sünder wurden im Triumphe hervorgezogen und mit Pantoffelhieben zuerst in das Wirthszimmer getrieben, wo sie das Complot geschmiedet hatten. Ihr Aussehen war komisch und bedauernswürdig zugleich. Halb schwarz, halb weiß, mit Stroh und Bettfedern, Staub und Schmutz bedeckt erschienen sie: selbst der robuste Schmied, der sich rühmte, es mit dem halben Dorfe aufzunehmen, wurde von seiner hagern, kränklichen Ehehälfte herein gezerrt und gestoßen und schämte sich nicht, bittend, wie ein Schulknabe, der seine Lection nicht kann, vor ihr auf die Knie zu fallen. Alle waren nach und nach aufgefunden, zusammengetrieben im Hausflur und Zimmer und die Pantoffelherrschaft feierte Triumphe, wie sie des Weibes angeborenes despotisches Naturell nur immer wünschen kann. Die Müllerin feuerte Alle an und rief das neuerdings beliebte Prügelregiment auch hier auf dem Lande wieder ins Leben. Sie hatte bereits erfahren, daß ihr Jacob hier sein müsse, dessen Auffinden ihr allein nicht gelungen war; sie schämte sich dieserhalb den andern Weibern gegenüber und eben dies war es, welches sie, Jene zur Wuth zu entflammen, antrieb, damit sie deren Hohne nicht verfalle. — Jetzt aber stürmte sie aufs neue wieder zur Zimmerthüre hinaus; auch sie wollte, bei dem allgemeinen Strafgericht einen Gegenstand haben, an dem sie ihre innere Wuth so recht ausüben könne. — „Ich finde ihn doch noch und kurire ihn“, schrie sie, als sie in den Hausflur trat und wollte, den Pantoffel schwingend, in den Vorderhof. — Da erscheint Meister Jacob, in dem uns bekannten, lächerlichen, fast unerkennbaren Zustande im äußern Thore dieses Vorderhofes. Als er sein daherstürmendes, den Pantoffel schwingendes Weib erblickt, entfährt ihm unwillkürlich ein Schrei des Entsetzens. Die Müllerin würde unzweifelhaft, ohne ihn zu beachten, an ihm vorübergeschossen sein, dieser Ton aber machte sie stutzen; ja er mußte wahrhaft electrisch auf sie wirken, denn sie stand einen Moment mit erhobenem Pantoffel, wie eine Bildsäule da und starrte ihn an. — Diesen Moment aber nahm Meister Jacob wahr, umfaßte mit Blitzesschnelle ihren Leib und hob sie, als ob er einen Mehlsack über seine Schultern legen wollte, auf seine Achsel; hier brachte er sie schnell so herum, daß sie völlig darauf saß, umschloß nun ihre beiden Beine, drückte sie so fest an seinen Körper, daß sie sich mit denselben nicht zu regen vermochte und begann mit ihr, zum schallenden Gelächter der Zuschauer, einen wahrhaft rasenden Rundtanz.

Die Müllerin wußte gar nicht wie ihr geschehen war, sie hatte die Pantoffeln ihrer Hand entgleiten lassen, faßte, um sich zu halten, mit beiden Händen des Müllers Hals und erhob ein Geschrei, als ob sie am Spieße stäke. Anfangs regnete es dazwischen zwar Fluch-, Schimpf- und Drohworte, da aber Meister Jakob sich daran nicht kehrte und mit größter Anstrengung den Taranteltanz fortsetzte, so wurde die Müllerin nach und nach immer sanfter, geduldiger, fing endlich an zu bitten, Meister Jakob mit weinender Stimme zu bitten und demüthig anzuflehen, sie nur wieder zur Erde nieder zu lassen.

Es ist leicht erklärlich, daß der große Lärm, welcher dadurch außerhalb entstanden war, auch die Scene im Innern sogleich veränderte. — Neugier ist ja gleichfalls eine unbezwingliche Erbsünde der Weiber. Diese vergaßen sofort auf ihre Männer, auf ihre Rache und eilten an die Fenster, die Männer folgten ihnen sogleich dahin. — Anfangs stutzten sie bei dem, was sie erblickten, als sie aber sahen und hörten, daß die anfangs gewaltig keifende und schimpfende Müllerin sanfter und sanfter und zuletzt ganz demüthig und erbarmungswürdig wurde, da schienen sie Meister Jacobs Absicht plötzlich zu begreifen. Instinctmäßig ergriffen fast alle zu gleicher Zeit, ehe diese es verhindern konnten, von rückwärts ihre Weiber, hoben sie, wie Jacob auf die Achsel und stürmten so heftig mit denselben durch die Thüren, in den Vorhof, daß manche von ihnen schon von den Thürpfosten eine Ohrfeige erhielt, welche den zum Schimpfen geöffneten Mund sofort wieder schloß und verstummen machte, ehe die Hauptkur begann. Kaum im Hofe angelangt, ging auch von allen Seiten der höllische Taranteltanz los.

Wer wäre im Stande, das Urkomische mit Worten zu bezeichnen, was diese, mit ihren Weibern auf den Achseln, umherspringende Männerschaar für Scenen bot; denn da waren viele, die unter der Last zusammen zu brechen drohten; manches Weibes Länge war unverhältnißmäßig zu ihrem Manne, die Beine schleppten dabei an der Erde herum, als ob ein Kind eine große Puppe herumschleppt. Mancher Mann taumelte wie ein Trunkener mit seiner Ehehälfte, kurz es war ein unbeschreiblich komischer Anblick und dazwischen das Schreien, Toben, Fluchen der Weiber, das Hohn- und Spottgelächter der Zuschauer, der Jubel, wenn Einer zusammenbrach, sich wieder schnell empor zu heben versuchte, wohl zurückfiel, aber dennoch seine Last festhielt, daß sie nicht zur Freiheit gelangen konnte und zuletzt doch mit Allen den Tanz fortsetzte, bis die Weiber endlich alle stiller und stiller wurden, weinend und flehend baten sie herabzulassen. —

Als so endlich alle Mäuler zur Ruhe gebracht waren, versuchten es die Männer zu stehen, aber auch nicht Einer vermochte es, sie taumelten und sanken sammt ihrer Last, welche ihnen im Fallen entgleitete, zu Boden. Es war im wahrsten Wortsinn eine allgemeine Niederlage und die Weiber stumm und gefügig; denn sie fürchteten, der Höllentanz könne von Neuem beginnen. Es war ein Sieg ohne Schwertstreich, ohne Spitzkugeln, Shrapnels und gezogene Kanonenläufe und diesem folgte gewiß ein besserer Friedensschluß, als der von Villafranca.

Gerade zur Zeit dieser allgemeinen Niederlage langte auch der Seelenhirte an. „Kinder!“ rief er verwundert, als er das Bild erblickte, „Kinder, um Christi willen, was treibt ihr denn hier?“

Meister Jacob, der Müller, hatte sich zuerst wieder erholt. „Herr Pastor“, sprach er, „wir haben Ihren Rath befolgt, dem Beispiele unsers Herrn und Heilandes nachgeahmt und unser Kreuz getragen, bis wir mit demselben zusammenbrachen: Gott sei gelobt, es hat geholfen. Da liegt der Feind am Boden und seine Waffen — er zeigte auf die umhergeschleuderten Pantoffel — sind nach allen Winden hin zerstreut worden.“

Dadurch erfuhren die Männer, der Rath sei eigentlich vom Seelenhirten ausgegangen; Alle überhäuften ihn nun mit Danksagungen und während er sich den ganzen Vorgang erzählen ließ, hatten sich auch die Weiber erholt, vom Erdboden erhoben und standen de- und wehmüthig bei des Pastors Anblick da. Der Pfarrer ergriff die günstige Gelegenheit und hielt hier unter der Wölbung des weiten Himmels-Domes, über die Bibelstelle „Er soll dein Herr sein!“ eine so ergreifende und eindringliche Rede, daß die zerknirschten Weiber reumüthig ihren Männern nahten, im Angesichte Gottes und des Pastors Abbitte leisteten und Besserung gelobten.

Von da ab soll in allen Häusern des Ortes der Friede hergestellt worden sein. Man munkelt zwar, hin und wider habe es eine der Evastöchter noch versucht das Scepter, id est, den Pantoffel wieder in die Hand nehmen zu wollen; allein der Eheherr durfte nur die Bewegung des „Kreuztragens“ machen, so warf sie schnell das Scepter von sich und beugte sich, der von Gott eingesetzten männlichen Oberherrschaft.

Also ihr Ehemänner, die ihr mit zänkischen, keifenden Weibern beschenkt wurdet, verzagt nicht, wenn sie es euch zu arg machen wollen, faßt Muth wie jene Dorfbewohner, spielt ihnen zum Tanze auf, ergreift sie und

„Tragt euer Kreuz!“

Probatum est!!!!

Die Stadien eines Hutes.

1. Der Ankauf.

2. Nur die Hand darf glätten.

3. Der Rockärmel tritt ein; im Hintergrunde die Bürste.

4. Die Hutbürste thut ihre Pflicht; im Hintergrunde lauert schon die Kleiderbürste.

5. Die Kleiderbürste greift schon schärfer ein, allein die energische Haarbürste muß daran!

6. Diese kennt keinen Widerstand!

7. Der Vorsatz, einen neuen zu kaufen, beginnt sich einzustellen.

8. Endliche Feststellung dieses Entschlusses.

1ster Soldat: „Schaun's was der Dragoner und der Infanterist für eine täuschende Aehnlichkeit haben!“
2ter Soldat: „„Ja, besonders der Dragoner.““ —

Na, so schieß doch! — —
Wart nur, laß'n nur herunter komme, mehr links; ich schieß nich mit der rechten Hand. —

Fähnrich: „In Magdeburg haben wir eine Kanone erbeutet, die war so groß, daß ich bequem hineinkriechen konnte!“

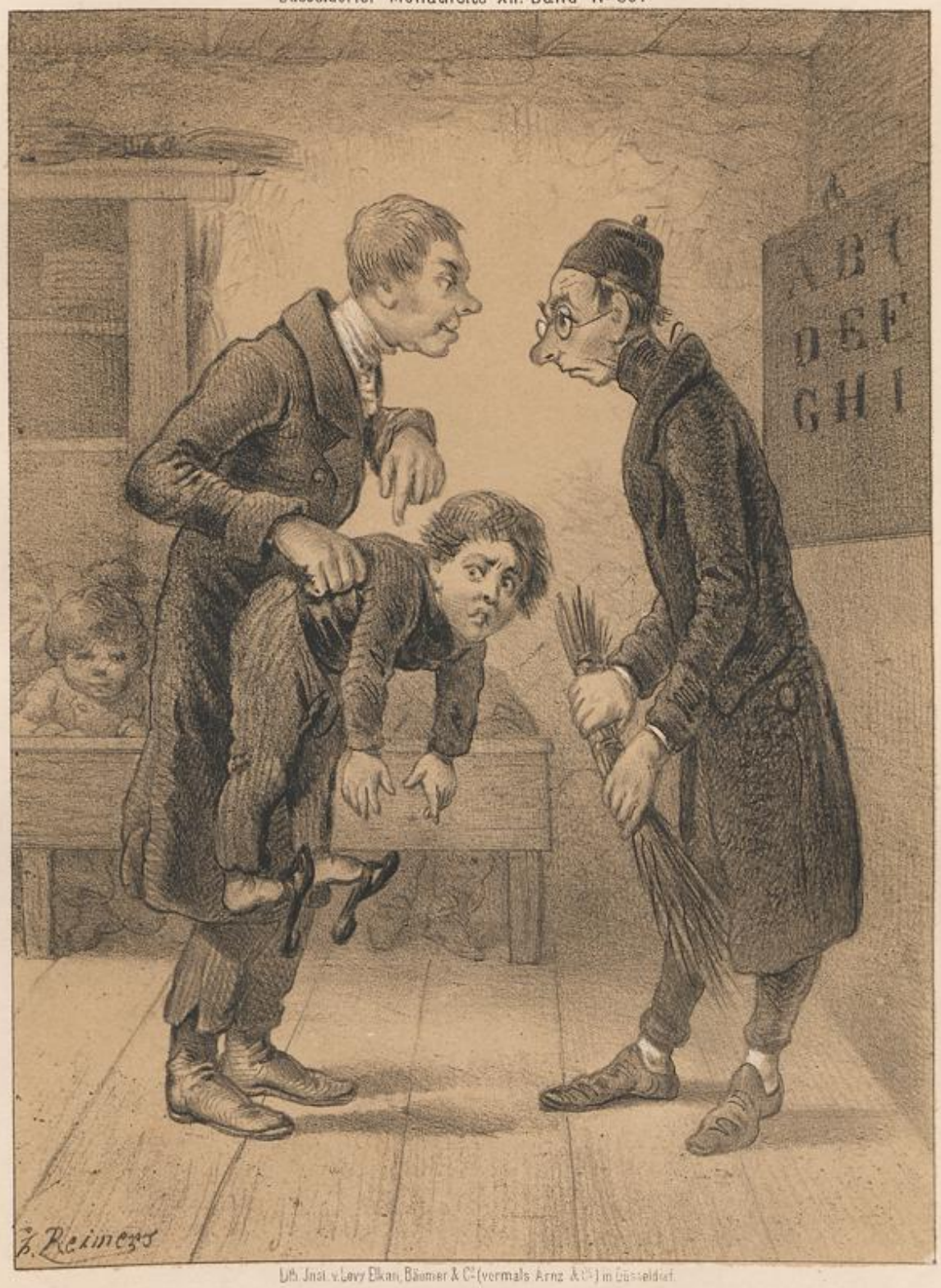
Hauptmann: „„Ja det kann ick bezeugen; wie der Herr Fähndrich oben hineinkroch, — kroch ick eben zum Zündloch heraus!““

Nu sag' Bruder, wie oft wechsels't denn eigentlich die Hemden? —

— Alle Tag. —

Da bist du ja en kleener Schmutzfinke; ich behalt meines immer 8 Tag auf'm Leib!

Düsseldorf, Stahl'sche Buchdruckerei, Grabenstraße.



Lith. Anst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie (vormals Arntz & Cie) in Düsseldorf.

Wenn se wulle den Jungen durchhauen, do müssen's ihm hier treffe, dat Uebrige han ick schon so durchgewalkt — da fühlt er nichts mehr! —

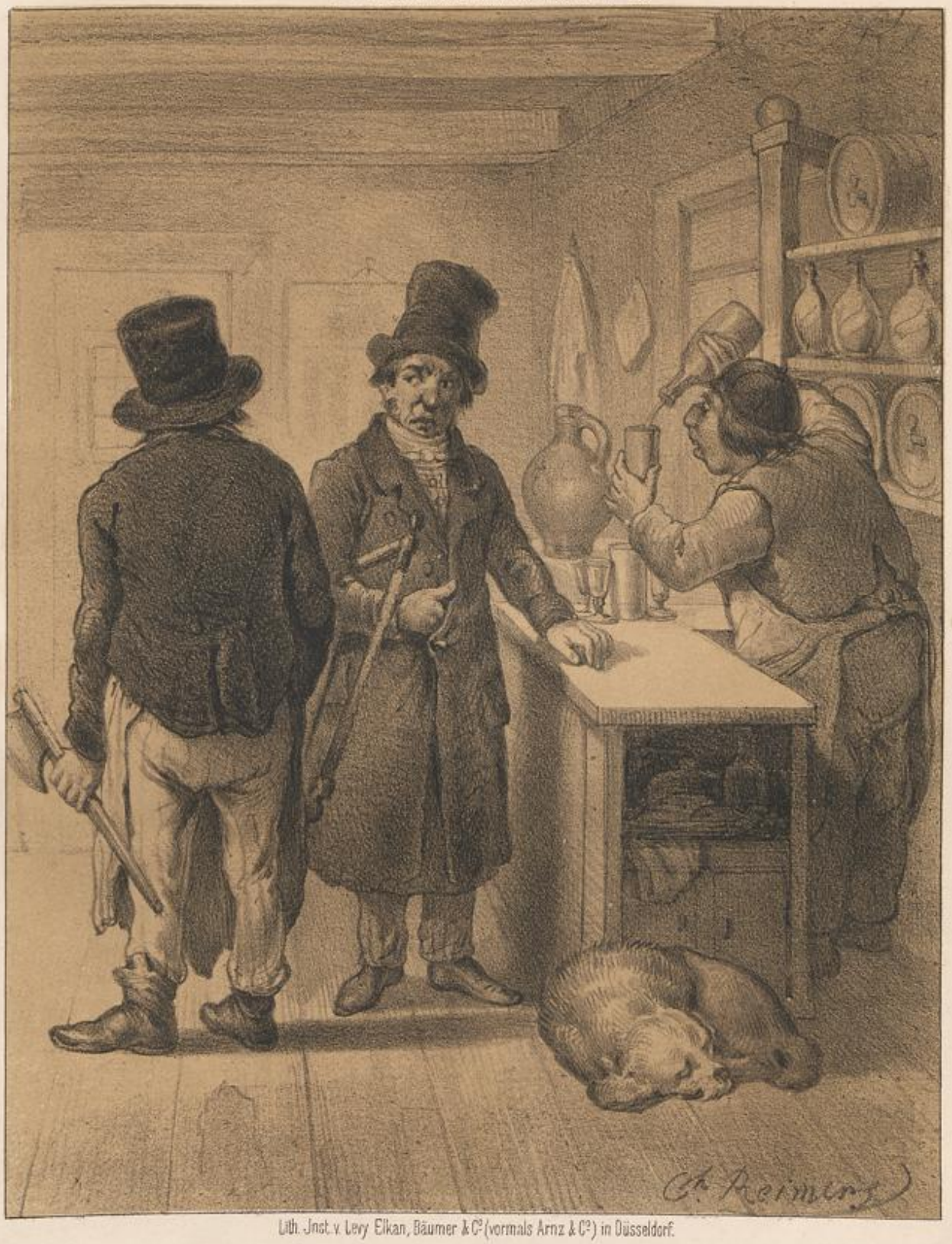
Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arntz & Cº) in Düsseldorf.

Dat klingt scheun! — dat Lied bidden laht mi noch mal hören — dreih mal wedder torück. (zurück)

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bämmer & Cº (vormals Arnz & Cº) in Düsseldorf.

Gartenaufseher: Hab ich dich endlich, Drahtdieb!

Strolch: Wo so, Drahtdieb _ ich wollt blos emol ene Versöch gemaht han, ob sich dat Ding nit zu enem Telegraph benotze lösst _ et hät et ewwer nit usgehalde.



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C² (vormals Arnz & C²) in Düsseldorf.

Zum Donnerwetter komm doch mit an die Arbeit! — Wart nur a bissel, der Meister sagte, ich soll mir erst en gehöriges Maaſs nehmen!

Nachstehend erlauben wir uns die früheren Jahrgänge unserer

Düsseldorfer Monathefte

in Erinnerung zu bringen. Es sind bis jetzt erschienen und zu beigesetzten Preisen einzeln zu beziehen:

Der I. — III. Band,	Jahrgang 1848—50	à Thlr. 6. 10 Sgr.	Thlr. 19.
» IV.—VII. »	» 1851—54	à » 4. 15 »	» 18.
» VIII.—XI. »	» 1855—58	à » 6. — »	» 24.

Demnach kosten die sämmtlichen Jahrgänge Thlr. 61 — und haben wir zur Erleichterung der Anschaffung jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in den Stand gesetzt, das ganze Werk complet bezogen zu einem ermässigten Preise verabfolgen zu lassen. Einzelne Lithographien werden zu $7\frac{1}{2}$ Sgr. abgegeben.

Inhalt der Lithographien des I. Bandes, Jahrgang 1848.

Erstes Heft.

1. Zum stillen Vergnügen.
2. Die Kornwucherer.
3. Die vier Sibirischen Sänger.

Zweites Heft.

4. Don Carlos.
5. Ziethen.
6. Keeser is groos.

Drittes Heft.

7. Der Düsseldorfer Landwehrmann im Quartier.
8. Pray Sir, wie heisst das Ruine da?
9. Die Waarenzahler.

Viertes Heft.

10. Der Düsseldorfer Landwehrmann auf dem Manöver.
11. Viel Durst.
12. Sind Sie der berühmte Reisende N. N.

Fünftes Heft.

13. Ne Pitterchen, das ist aber viel zu viel.
14. Der Winkeladvokat.
15. Nun Adieu, liebe Frau.

Sechstes Heft.

16. Der Düsseldorfer Landwehrmann in der Carriere.
17. Die Erdäppels Moissonneurs.
18. Heissen Sie Müller?

Siebentes Heft.

19. Bürgermeister und Fürst.
20. Ein Bülletin aus dem Kaukasus.
21. Ein Pferd sitzt drin.

Achtes Heft.

22. Bittfahrt um Regen.
23. Johann und der Kaffeesack.
24. Worum legste den Sattel verkehrt uf's Pferd.

Neuntes Heft.

25. Wenn der Storch kommt.
26. Leute vom Leder und Leute von der Feder.
27. Wia stehts mit der Gesundheit, Herr G'vatta?

Zehntes Heft.

28. Louis Philipp am Grabe Carls X.
29. Ja Johann mit der Muttermilch habe ich den Adelstolz.
30. Poesie und Prosa.

Eilftes Heft.

31. Strom der Zeit.
32. Rommeldibowsky Karradoff.
33. Schon Alles besetzt, meine Herren.

Zwölftes Heft.

34. Schwerhöriger Arzt und harthöriger Patient.
35. Tritt mich der Kerl mit dem rechten Fusse an.
36. Kokarden.

Extra-Heft.

37. Metternich.
38. Louis Philipp versieht Ammendienste.
39 Vergessen.

Das katholische Kirchenjahr in Bildern.

IV. HEFT.

Enthält: **St. Maria** (aus dem Dom zu Cöln). — **St. Christophorus.**
St. Johannes Evang. — St. Anna.

4°. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Deutsche Volksbücher Nr. 7, enthält:

Wunderseltsame und abenteuerliche Geschichten und Thaten der

sieben Schwaben.

Mit 8 Farbendrücken und Titelbild in Umschlag. 4°. Preis 27 Sgr.

DÜSSELDORF, Juni 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.
(vormals ARNZ & COMP.)

Druck von LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP. (H. SCHRAMM)
(vormals Arnz & Comp.)

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay. Ilkentscher. Flamm. O. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz. Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Sonderland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Vautier. Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

XII BAND.

XI. HEFT (Doppelheft).

Mit diesem 11. Hefte, welches doppelt so viel Lithographieen und Text enthält, als jedes vorhergehende Heft, ist der 12. Band geschlossen. Derselbe enthält 48 Lithographien nebst 49 Bogen Text und außerdem eine Federzeichnung mit Gedicht als Extrazugabe.

Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.

Eine lustige Jagdgeschichte mit kläglichem Ende.

Einleitung.

Erster September! welch freudige Erwartungen knüpft die Mehrzahl der norddeutschen Jagdfreunde an diesen Eröffnungstag der Niederjagd! — Welche Lust, nach beinahe 6monatlicher Pause endlich wieder frei mit Hund und Flinte über Stoppelfelder, Kraut und Rüben streifen und steigen zu können, um den Krieg gegen das flüchtige Hühnervolk aufs Neue zu beginnen! — Und dann die reizende Aussicht auf den Oktober mit seinen Waldschnepfen, auf Dachsgraben und Krähenhütte im November, auf die Hasentreiben im December, bis endlich im Januar Meister Reinekens Braut- und Höllenfahrt den lustigen Reigen wieder schließt! —

Diese ganze lange Kette von Freuden knüpft sich also an den Begriff des ersten Septembers und es streift daher in der That an Grausamkeit, wenn obrigkeitliche Behörden unsern Jagdfreunden mitunter den Spaß verderben und den Eröffnungstag der Niederjagd, wegen einiger einfältigen Haferstücke, oft um ganze vierzehn Tage — für Manchen eine halbe Ewigkeit — hinausrücken. — Und so glauben wir annehmen zu dürfen, daß auch der Jagdunkundigste unserer geneigten Leser nunmehr die Idee des ersten Septembers bereits in ihrer ganzen Größe

erfaßt hat. Gehen wir daher zur Sache über und beobachten wir unsere Jäger auf dem Schauplatz ihrer Thaten!

Unsere Jäger?! — du lieber Himmel, da müssen wir abermals einen neuen Anlauf nehmen, denn was heißt nicht Alles „Jäger“ seit Erfindung des Jagdscheines!!! — Da wir uns indessen für heute nicht die angenehme Aufgabe gestellt haben, die verschiedenen Varietäten und Abnormitäten unserer Grünröcke zu classifiziren, so greifen wir frisch hinein ins volle Jägerleben und nehmen uns den interessantesten von Allen, den „passionirten Jagdfreund“ heraus! — Dieser hat allerdings wieder sehr verschiedene Färbungen; wir haben es aber hier nur mit der, leider immer seltener werdenden, Gattung der Harmlosen zu thun. — Hier ist das Endresultat des ersten Jagdtages noch gar nicht abzusehen, denn man will sich vor allen Dingen ganz ungewöhnlich amüsiren; es gehe nun auch, wie es wolle — und was kann Einem mit solchen Grundsätzen innerhalb zwölf Stunden schon im gewöhnlichen Leben — vielmehr noch auf der Jagd — nicht Alles passiren!

I.

Der Jagdclub.

Wir sind im Casino des Reichsstädtchens Hasenwinkel. — Im kleinen, grün tapezirten Parterrezimmer rechts hält der hiesige „Jagdclub“ seine Sitzung, denn heute ist ja der Vorabend des ersten Jagdtages! —

Die Unterhaltung ist lebhaft, beinahe laut, oft durch schallendes Gelächter unterbrochen; dazwischen kreischt jeden Augenblick ein Hund, dem man, zum größten Verdruß seines Herrn, schon wieder auf die Zehen getreten hat. —

Die Gesellschaft entwirft Pläne für den folgenden Tag. — Die Hauptfragen: „roth oder weiß?

wie viel Flaschen und welche Qualität?“ sind endlich glücklich gelöst und man erinnert sich bei dieser Gelegenheit früherer, schöner Jagdtage. — Nagelneue Jagdgeschichten und uralte Fuchshistorien kommen jetzt zu Tage, denn ein gutes „Latein“ ist hier ebenso heimisch, wie der blaue Tabacksqualm, den man wegen seiner Dichtigkeit füglich mit Messern schneiden könnte.

Der Obercontroleur Paßauf erzählt so eben, wie er einst einem Rehbock zwei Läufe in der Diagonale überm Knie abgeschossen, worauf der Bock sich auf den beiden übrigen gesunden Füßen entfernt habe. — Der Braumeister Hopfensack erwiedert hierauf, das sei noch gar nichts; er habe im vorigen Winter einem Fuchs auf dem Anstande alle 4 Läufe unter dem Leibe weggeschossen, worauf Reineke sich mit den Zähnen vorwärts in seinen Bau gezogen habe. —

Hierauf folgt die unvermeidliche Geschichte vom abgestreiften und steif gefrornen Fuchs, welcher zur Nachtzeit wieder ins Haus schleicht, seine Glieder hinterm Ofen aufthaut, dann plötzlich seinen Balg von der Wand herunter holt und damit forteilt, um ihn draußen, wie einen Paletot, wieder überzuziehen! —

Der Hauptamtsrendant Sachtleben, ein gutmüthiger, wohlbeleibter Junggeselle, in den „besten Jahren“, nimmt hierauf eine tüchtige Prise und beginnt nach einigem Räuspern: „Ja, meine Herren, das sind nun selbstverständlich Jagdgeschichten, — wenn ich Ihnen aber erzählen würde, daß mir mein Dächsel, der Erdmann, schon drei Mal das Leben gerettet hat, so glaubte mir's auch keiner. Ich habe noch keinen so klugen und so schön gebauten Dachshund gesehen, wie meinen kleinen Erdmann. — Der dicke Braumeister unterbricht den Rendanten, indem er die Schönheit des fraglichen Hundes entschieden in Abrede stellt und zum Ergötzen der Gesellschaft behauptet, daß Erdmann die krummen Beine statt vorn, hinten habe.

Ein Freund des Rendanten, der Doctor Rasch, welcher nur „reine Racen“ züchtet, benutzt diese Gelegenheit, um den dicken Braumeister zu erinnern, daß die Jungen seiner Hühnerhündin übrigens auch viel „Köterhaftes“ im Gesicht hätten. Er gäbe ihm den freundschaftlichen Rath, dem ganzen Wurf, die Schwänze dicht hinter den Ohren zu coupiren; — es sei ja reiner Unsinn, junge Hunde aufzuziehen, deren Vater man nicht kenne, besonders wenn die Mutter nichts tauge.

Das nimmt der Braumeister gewaltig übel und meint, der Doctor habe in seinem Leben keinen so guten Hund gehabt, wie des Braumeisters Juno. Auf Hühner sei die Hündin allerdings nicht viel werth, aber auf Hasen ganz ausgezeichnet, denn sie stamme direct von der berühmten „Kuhlmeyerschen Race“, langhaarigen Angedenkens. —

Bitte recht sehr um Entschuldigung, erwiedert der Doctor Rasch, das einzige Exemplar, was noch von der Race existirt, ist mein Pluto! Den sollen Sie morgen mal arbeiten sehen, da werden Sie andere Ansichten von der „Kuhlmeyerschen Race“ erhalten.

Der Doctor weist nun ferner in längerer Rede gründlich nach, wie die Großtante vom Pluto nach England für vierzig Pfund verkauft sei. Die übrigen Glieder dieser berühmten Familie aber sind sämmtlich vor drei Jahren an der Seuche eingegangen, weil man seinem Rathe nicht gefolgt sei und statt Calomel und Jalappen immer die verwünschte Schwefelblüthe gegeben habe.

An der rechten Seite des Tisches trägt der Referendar Zweifelbein, eine ächte Notariatscandidatenphysiognomie, so eben die neuesten Jagdcontraventionen mit einem malitiösen Seitenblick auf seinen Nachbarn vor; worauf der jetzige Rentier und frühere Posamentirer Veilchenblau im Stillen beschließt, den ersten September lieber im Hause zu verbringen, als sich der Gefahr auszusetzen, mit einem abgelaufenen Jagdschein abgefaßt zu werden.

Hierauf tritt der Wirth des Casino ins Zimmer und präsentirt den Gästen ein Gewehr, indem er bemerkt, er wisse jetzt sehr gut, weshalb er in voriger Saison nichts damit habe treffen können. „Denken Sie nur, heut war der Büchsenschäfter zufällig hier, wie der das Gewehr sieht, sagt er gleich: Mit dem Ding können Sie auch niemals etwas treffen, die Rohre sind ja ganz krumm!“

Draußen verkündet der Wächter auf krummem Kuhhorn so eben die eilfte Stunde und singt in schleppendem Ton:

„Die—ie Klocke hat Elwe geschla—agen!
„O—ölf is die Klock!
„Be—ewahrt das Feu—euer und das Licht
„Da—aß Euch und dene Nachbarn kein Schaden geschicht!
„Tra—rah—uh—u—u—u—u—u—uhr!“

Doctor Rasch meinte, der Nachtwächter wolle gewiß mit seiner Feuerbewahrung auf des Gastwirths krummes Gewehr anspielen, worauf der Rendant sich lachend erhob, um nach Hause zu gehen, da er für den morgenden Tag noch allerlei zu ordnen und zu „revidiren“ habe. — Er ersuchte schließlich die betreffenden Herren, sich doch zu Morgen früh präcise 3½ Uhr in seiner Wohnung einzufinden, wo der Herr Obercontroleur mit seinem Fuhrwerke auch eintreffen werde — und empfahl sich. —

II.

Die Revision.

Als der Landamtsrendant aus dem hellerleuchteten Clubzimmer hinaus auf die stockfinstere Gasse trat und rechts und links große Haufen aufgethürmter Pflastersteine gewahrte, da stand er einen Augenblick und überlegte, ob es — in Betracht seines illuminirten Zustandes — nicht räthlich sei, sich vom Wirth eine Laterne zu pumpen. — Er

fürchtete jedoch das Gespött seiner Bekannten und beschloß sein Leben zum viertenmal dem Erdmann anzuvertrauen. — Wickelte daher eine lange Schnur aus der Tasche, deren eines Ende an seinem Hosenträger, das andere aber an des klugen Dächsels Halsband befestigt wurde und so gings mit Hilfe des dicken Rohrstockes im halben Trab rüstig vorwärts. —

Erdmann zog aber aus Leibeskräften, vermied sorgsam jede Pfütze, jeden Steinhaufen und verkündete die Annäherung eines nächtlichen Spaziergängers oder verspäteten Liebespärchens regelmäßig mit heillosem Gebell. Als sein Herr aber lavirend die Richtung nach einer geöffneten Kellerluke nahm, da widersetzte sich Erdmann, sodaß der Rendant, sobald er zur Erkenntniß kam, in die Worte ausbrach: „So'n Thier is doch beinahe klüger wie'n Mensch!“

So langten die Beiden endlich glücklich zu Hause an und der Rendant begab sich sofort in sein Cabinet, wo er die „Revision“ der auf dem Tische in Reih und Glied hingelegten Jagdutensilien vornahm.

Erfahrung hatte ihn nämlich belehrt, daß es auf der Jagd oft höchst fatal werden kann, scheinbar unbedeutende Gegenstände vergessen zu haben und wäre es auch nur eine Stecknadel zum Aufräumen der Pistons!

Zu besserer Uebersicht hat er sich daher die Sach in Vers und Reim gebracht, und er citirt soeben, indem er jedesmal das betreffende Stück mit dem Finger berührt, folgendermaßen:

„Jagdschein und brav Geld im Sack,
„Pfeife, Zündschwamm, Rauchtabak,
„Messer, Nadel, Druckpapier,
„Pistonschlüssel, Pfropfenzieh'r,
„Bordeaux, Schinken, Brod,
„Zündhut, Pulver, Schr—

Ah! nu soll doch die Schwerenoth, da hab ich heut Morgen erst den ganzen Beutel voll Schrot holen lassen und jetzt ist kein Körnlein mehr drin! — Das hat gewiß die Christine heut Nachmittag zum Flaschenspülen gebraucht, drum hats so gerappelt in der Küchen! — Da sollt mer doch gleich desperat werden über die Dummdreistigkeit von der Person da!“

Na, jetzt ist's Mitternacht und halb Vier kommt der Wagen, das is ne schöne Geschichte!

Er tröstet sich indessen, sein Freund, der Doctor Rasch, werde wohl aushelfen können; „denn der thuts niemals unter 5 Pfund.“

Hierauf stellte der Rendant den Wecker an der Uhr, nahm seinen Dächsel unterm Arm und verschwand im Schlafzimmer, wo er bald wie eine Holzsäge schnarchte. —

III.

Das Wecken.

Am nächsten Morgen haben sich Doctor Rasch, Referendar Zweifelbein und der dicke Braumeister bereits eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit am Hause des Rendanten eingefunden. Da sie die Thüre noch verschlossen finden und im ganzen Hause

kein Licht zu erblicken ist, so nimmt das sogenannte „Wecken“ seinen Anfang.

Der Doctor hat in Kurzem den Schellenzug glücklich abgerissen, der Braumeister pocht an den Fensterladen und der Referendar pfeift auf dem Finger, daß die Scheiben klirren. —

Endlich wird oben im zweiten Stock ein Fenster geöffnet und Christine, die Haushälterin des Rendanten, schreit herunter: Herr Jeses, wo brennt es denn?!

Allgemeines, schallendes Gelächter, das Fenster wird heftig zugeschlagen und bald darauf erscheint der Rendant in der Hausthür und bittet seine Jagdfreunde, doch ja möglichst geräuschlos einzutreten, da er nicht alleiniger Bewohner des Hauses sei und sein neuer Inquiline, der Herr Superintendent Wollhirt kein Freund nächtlicher Ruhestörungen sein dürfte.

In Folge dieser Ermahnung werden die Hunde auf der Hausflur placirt und unsere Gesellschaft schleicht sich, so geräuschlos, wie dies mit Wasserstiefeln und dicken Gammaschenschuhen eben möglich ist, die breite, knarrende Treppe hinan ins Zimmer des Rendanten.

Kaum angelangt, glaubt der Rendant unten auf der Hausflur ein verdächtiges Knurren und Miauen zu vernehmen.

Die Hunde werden sich doch nicht beißen? fragt er etwas besorgt. Gott bewahre, alte Bekannte, erwiderte Doctor Rasch, die halten zusammen wie Pech und Schwefel.

In demselben Augenblick erhebt sich unten ein wahrer Höllenlärm, die Hunde haben die Katze des Rendanten entdeckt und stürmen wie das wilde Heer hinter ihr her, und kopfüber mit ihr wieder herunter. Der wüthende Knäuel wälzt sich gerade gegen die Schlafzimmerthür des geistlichen Herrn und scheint nur mit dem Tode der Katze sich auflösen zu wollen.

Der Doctor war in zwei Sätzen die Treppe hinunter, um die Kämpfenden zu trennen, welches ihm endlich gelingt, beim Zurücktreten geräth ihm indeß ein Hund zwischen die Beine, er stolpert und fällt mit dem Gewehr auf dem Rücken gegen die Wand.

Krach, krach donnern zwei Schüsse durch die stillen Räume des Hauses und der Aufsatz der antiken Hausuhr des Rendanten poltert stückweise herunter. Oben im Hause hört man den Ruf: Feuer, Räuber, Mörder!

Hierauf flüchten die drei Jagdfreunde, gefolgt von den Hunden ins Zimmer des Rendanten zurück, diesem die schwere Pflicht des Erklärens und Entschuldigens allein überlassend. —

Sämmtliche Bewohner des Hauses rennen jetzt in höchster Angst und tiefstem Negligé durcheinander und der Rendant hat seine liebe Noth, die aufgeregten Gemüther wieder zu beschwichtigen.

Endlich ist die Ruhe wieder hergestellt, der Rendant kommt zurück und kratzt sich hinter den Ohren. Er ist allerdings viel zu anständig erzogen, um seinen Verdruß laut werden zu lassen, schwört aber im Stillen, sein Haus niemals wieder zum Rendezvous einer Jagdgesellschaft zu machen.

Während der Referendar beweiset, daß der ganze Scandal nicht durch ihn und seine beiden Begleiter

verschuldet, sondern als „pure Schicksalstücke“ zu betrachten sei, — tritt Christine ein, servirt den Kaffee und bemüht sich ein höchst verdrießliches Gesicht zu schneiden. Dies bringt bei unsern Jagdfreunden eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor und als der Doctor zum Ueberfluß noch fragt: „Christine, wo brennt es denn?“ da wälzte sich der Referendar vor Lachen im Sopha, der Braumeister aber schüttelte sich vor Wonne und hielt seinen dicken Bauch mit beiden Händen fest. —

Darüber wurde Christine so erbost, daß sie ihrem Herrn auf der Stelle den Dienst kündigte, sie habe achtzehn Jahr in großen, herrschaftlichen Häusern gedient, und wolle keine Narrenspossen mit sich treiben lassen u. s. w.

Der Rendant winkte abwehrend mit der Hand und sagte: Geh' Sie nur, Christine, Sie besinnt sich noch, und der Doktor fügte hinzu: Alles schon dagewesen, zieht nicht mehr! —

Christine verschwand, indem sie die Thüre ziemlich unsanft hinter sich zuwarf und der Rendant war herzlich froh, als gleich darauf der Wagen des Obercontroleurs über das holperige Pflaster daherrasselte und unter Peitschengeknalle vor dem Hause hielt.

IV.

Die Abfahrt.

Am grauen Horizont zeigte sich soeben der erste lichte Streif, den nahen Morgen verkündend. Der frische Wind, welcher dem Sonnenaufgang vorherzugehen pflegt, stellte sich ein und bald wogte und dampfte der Nebel in den Niederungen zu beiden Seiten der Chaussee.

Die kühle Morgenluft wirkte beruhigend auf die aufgeregten Nerven unserer Jagdfreunde, jeder wickelte sich dichter in Mantel oder Plaid und lehnte mit dampfender Cigarre im bequemen Sitze des leicht dahinrollenden Fuhrwerkes, schweigend den herrlichen Anblick des Sonnenaufganges genießend. Plötzlich hielt der kutschirende Obercontroleur den Schimmel an, und sein Nachbar, der Referendar, wendete sich um und sprach: „Wir müssen wieder umkehren, meine Herren, ich habe bei dem Wirrwarr im Hause des Rendanten meine Jagdtasche liegen lassen! —

Umkehren?! schrie entsetzt der Rendant, unmöglich! — wollen Sie denn noch mal das ganze Haus in Aufruhr bringen? — Ich will gern meine ganze Munition mit Ihnen theilen. Da, hier ist das Pulverhorn und hier Zündhütchen und hier die Pfropfen, wegen Schrot müssen Sie sich aber an den Obercontroleur wenden, denn ich hab selber nichts.

Wie? rief der Obercontroleur, ich Schrot abgeben?! Unmöglich! ich hab selbst kaum 20 Schuß. Lieber 10 Blutstropfen verlieren, wie heute ein Schrotkorn. Aber der Herr Doctor hat gewiß Vorrath.

Gehabt, wollen Sie sagen, Verehrtester. Da, sehn Sie mal her, da hab ich vorhin bei dem Katzenscandal den Mechanismus vom Schrotbeutel gerissen und die ganze Moutarde liegt auf der Hausflur beim Rendanten.

Na, meine Herren, sprach lachend der dicke Braumeister, da muß ich wohl zu Hülfe kommen. Sprach's und griff hinter sich in den Grund des Wagens und tauchte mit einem Schrotbeutel hervor, der an Umfang und Gewicht der gefüllten Geldkatze eines französischen Roßkamms ähnlich war.

Allgemeines A—a—a—a—ah!!!

Er ist aber was dick, meine Herren, bemerkte der Braumeister, indem er eine Probe davon in die hohle Hand laufen ließ.

Hurrjehs! das ist ja Numero Null!!! was wollen Sie denn damit schießen, Braumeister?

Na, Hasen natürlich, die Hühner sind mir doch zu flink. Ja hören Sie mal, sagte der Doctor, mit dem Schrot können Sie auch nöthigenfalls Bären schießen; wir sind übrigens gestern Abend dahin übereingekommen, daß vor 1. Oktober kein Hase geschossen werden soll, Contravenient zahlt zwei Thaler in die Jagdkasse und ich denke, wir bleiben dabei.

Ja wohl, gewiß! erwiderte der übrige Theil der Gesellschaft. Kein Hase vor 1. Oktober, das ist mal ausgemacht und dabei bleibt es. Aber wo kriegen wir Hühnerschrot? — In der Stadt ist noch kein Mensch auf den Beinen.

Der Obercontroleur wird nun, trotz allen Protestirens genöthigt, seinen Schrotvorrath für das allgemeine Wohl zu opfern. Es finden sich nach

genauer Untersuchung vierzig Schüsse, mithin acht Schuß pro Mann, was für den ersten Jagdtag doch blutwenig ist.

Man hält daher im nächsten Dorfe an und beordert einen Jungen zur Stadt, um zehn Pfund Hühnerschrot zu holen. Er muß aber spätestens gegen 10 Uhr damit an der Jagdgrenze im Wirthshause zum schwarzen Bären sein. — Bis zur Ankunft des Jungen muß Jeder mit seinem kleinen Vorrath haushalten, dann wolle man sich aber auch die Finger schwarz schießen, denn es wimmelt draußen von Feldhühnern, wie der Jagdaufseher dem Doctor vor einigen Tagen gemeldet hat.

Nach dieser kleinen Unterbrechung rollt das Fuhrwerk weiter und hält eine gute Stunde später vor dem Wirthshaus zum schwarzen Bären. Der Jagdaufseher der Gesellschaft erwartet die Herren bereits, er führt seinen Sohn mit sich, welcher nach Anweisung des Doctors eine ungeheure Kiepe oder Tragkorb aufgeschnallt hat, dessen Obertheil zur Aufnahme der Feldhühner, die untere, verschlossene Hälfte aber zur Aufbewahrung der Eßwaaren und Getränke dienen soll.

Unsere Jagdgesellschaft begiebt sich ins Gastzimmer, der Rendant nimmt den Wirth vor und bestellt gegen 6 Uhr Abends ein splendides Souper, wobei rother Kohl mit jungen Feldhühnern die Hauptrolle spielt. Den Tischwein liefert der Wirth, den Bedarf für die Bowle die Gesellschaft.

Der Wirth verspricht die Wünsche der geehrten Herren aufs prompteste zu erfüllen, und bedauert nur, mit „jungen Feldhühnern“ leider noch nicht dienen zu können, indem die Jagd bekanntlich erst heute eröffnet sei.

Na, fiel ihm der Doctor ins Wort, glauben Sie denn, daß wir heute am 1. Sept. in unsrer eigenen Jagd fremde Feldhühner essen wollen? Pfui Teufel, die schießen wir lieber selbst, gegen 12 Uhr kann der Junge 'n Dutzend 'rüber bringen.

Der Wirth verbeugte sich händereibend und der Doctor trieb seine Freunde an, die Suche zu beginnen.

V.

Die Hühnerjagd.

Man begiebt sich aufs Feld, umschwärmt von den Hunden, die froh der langen Haft entlassen zu sein, ihre Freude durch Bellen, Rennen und Herumbalgen äußern. — Es ist ein prächtiger Herbstmorgen und die Sonnenstrahlen glitzern lustig in den unzähligen thaubesprengten Spinngeweben, welche die weiten Stoppelfelder überziehen. — Zunächst soll ein mächtiges Kleestück in Angriff genommen werden, dessen Breite noch gar nicht zu übersehen und dessen Ende in Nebel und Wohlgefallen verschwindet. Dieses Kleestück schwimmt buchstäblich — in Folge des starken Thaufalls — im Wasser.

Die Gesellschaft stellt sich in einer langen Tirailleurlinie auf, der Doctor commandirt: avance! und die Hunde verschwinden im hohen Klee. Die Schützen folgen im Doublirschritt.

Kaum ist man etwa einen Büchsenschuß weit vorgerückt, so ruft der Braumeister: Wir müssen noch warten, Doctor, es ist noch zu naß!

Einerlei, antwortet dieser, ich hab Stiefel an.

Aber ich nicht, ruft der Referendar und der Braumeister und Ober-Controleur auch nicht, das ist ja rein unmöglich hier durchzukommen — ich bin schon bis über die Knie naß!

Der Rendant schlug vor, nach dem schwarzen Bären zurückzugehen und dort ein Stündchen zu warten, bis die Sonne den Thau aufgetrocknet habe. Man habe noch Zeit genug, die wenigen Schrotschüsse los zu werden, vor 10½ Uhr könne man doch nicht auf die Ankunft des Jungen rechnen.

Der Vorschlag fand Beifall und der Braumeister meinte, man könne überhaupt nach der langen Fahrt immer schon ein gehöriges Frühstück vertragen, welcher Ansicht der Referendar vollkommen beipflichtete.

Der Doctor protestirte zwar, indem es gegen sein Prinzip sei, auf der Jagd etwas zu genießen, bevor er nicht mindestens eine Creatur getödtet, mußte sich aber zuletzt dem Willen der Majorität fügen.

Da hätten wir aber auch eben so gut ein oder zwei Stunden später abfahren können, sagte der Rendant.

Freilich, freilich, erwiederte der Doctor, wer kann denn aber auch wissen, daß die Herren ohne Wasserstiefel kommen!

Man geht also zurück, nimmt ein leichtes Frühstück aus Thee mit Rum, Weißbrod, Eiern, Schinken, Pumpernikel und Porterbier ein und da sich in Folge dessen eine gewisse Müdigkeit einstellt, schläft und langweilt sich die Gesellschaft noch eine Stunde auf den harten Bänken im schwarzen Bären.

Gegen 8 Uhr ist der Doctor nicht mehr zu halten und droht allein zu gehen, wenn man jetzt nicht aufbrechen wolle.

Man beginnt daher die zweite Suche. Das große Kleestück ist allerdings noch sehr unvollständig aufgetrocknet, muß indeß nach Anweisung des Doctors schulgerecht abgetreten werden.

Man ist endlich, sehr durchnäßt, beinahe in der Mitte des Stückes angelangt, ohne eine lebende Creatur darin zu finden.

Plötzlich springt ein junger Hase auf.

Ein Rottenfeuer von zehn Schüssen kracht in demselben Augenblick und der Hase fliegt beinahe mitten auseinander. — Pluto apportirt und der Doctor steckt ihn stillschweigend in seine Jagdtasche.

Hierauf folgt eine Pause allgemeinen Schweigens — der Eine sieht verwundert den Andern an, denn Jeder glaubt den Hasen geschossen zu haben und die Schüsse fielen beinahe a tempo.

Endlich fragt der Braumeister: Wer hat denn nun eigentlich den Hasen geschossen?

Nun, wer sonst als ich, erwiedert der Doctor, haben Sie denn nicht gesehen, wie er's Rad schlug auf meinen zweiten Schuß?

Dann werden Sie auch die Güte haben, zwei Thaler in die Jagdkasse zu zahlen, Verehrtester, sagte der Referendar — und der Braumeister fügte, des Doctors eigne Worte repetirend, hinzu: Ich denke auch, es bleibt bei dem, was wir einmal abgemacht haben.

Der Doctor erwiedert, daß streng genommen, jeder der sämmtlichen Herren zwei Thaler bezahlen müsse, er aber nichts, — denn er habe zuletzt geschossen und nur, um das Thier von etwaigen Leiden zu befreien, denn es wäre ja doch nicht unmöglich, daß einer der Herren ihm auch ein Schrotkorn angehängt hätte.

Die Gesellschaft beschließt, es diesmal „noch so hingehen zu lassen", man ladet die Gewehre und sucht weiter, das ganze Kleestück entlang, ohne Hühner zu finden. Endlich am äußersten Ende des Stückes pirrt, nach langem Drängen der Schützen und Hunde, eine Wachtel heraus. Im Moment krachen 7—8 Schüsse, die Wachtel flattert kaum am Boden, da fallen schon vier Hunde zum Apportiren drüber her. Pluto, der Abkömmling der berühmten Kuhlmeyer'schen Race, hat sie zuerst erwischt und im Drange der Gefühle bereits hinuntergeschluckt.

Dem Doctor scheint dies Manoeuvre seines Hundes bekannt zu sein, denn er legt sofort sein Gewehr nieder und greift dem Pluto mit der linken Hand unter die Gurgel, während er mit der rechten bis zum Ellbogen in dessen Schlund hinunter fährt, um die unglückliche Wachtel dem Orkus zu entreißen.

Vergebens! das Einzige, was der Doctor zurück an die Oberwelt befördert, sind einige Federn, von denen er die größte auswählt und mit einer gewissen Genugthuung an seiner Mütze befestigt. Die Gewehre werden geladen und nachdem Pluto die obligaten Prügel mit stiller Resignation empfangen, geht's wieder vorwärts.

Man hat bereits verschiedene Stoppelfelder und ein halbes Dutzend Kartoffelstücke hinter sich, und noch immer keine Spur von Hühnern. Es ist allerdings ein wundervoller Herbsttag, aber die Hitze ist doch beinahe drückend geworden und die Gesellschaft keucht bereits schweißtriefend dem Doctor nach, welcher den Zug führt.

Endlich rufen mehrere Herren: „Doctor, Sie laufen aber wieder furchtbar!

Das däucht Ihnen nur, Sie gehen zu langsam, lautet die Antwort.

Aber ich bitte Sie, das ist ja eine furchtbare Hitze!

Ja was soll das? — man schwitzt einfach!

In kurzem ist der Doctor wieder ein paar hundert Gänge mit seinem Pluto vorauf und die Gesellschaft beschließt, die Beiden allein suchen zu lassen und im Schatten eines Weidengebüsches einen Augenblick zu verschnaufen.

Kaum hat man das Gebüsch betreten, so prasselt eine starke Kette Hühner unter den Füßen der Schützen

heraus. Links und rechts wirbelt das braune Geflügel einen Augenblick in der Luft, aber ehe die Jäger zur Besinnung kommen, sind sie schon außer Schußweite, was jedoch Niemanden abhält, seine beiden Schüsse hinterher zu senden.

Das war dumm! meinte der Referendar. Wer denkt aber auch, daß die verd— Dinger hier in dem Busch liegen!

Auf den Knall der Schüsse kommt der Doctor spornstreichs heran und sagt:

Donner, da hätt' ich dabei sein sollen, wo sind sie hin?

Ueber die Gränze!

Das ist sehr ärgerlich! — Der Doctor läßt sich neben den andern Herren im Schatten nieder und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Der Junge mit dem Tragkorb wird herangerufen und man legt einige Flaschen zur Abkühlung in den Bach.

Der Rendant bemerkt beiläufig, daß er jetzt seine beiden letzten Schüsse im Gewehr habe, den übrigen Herren geht es nicht viel besser, und da es bereits 10½ Uhr ist, wird der Aufseher zum Wirthshause geschickt, wo der Junge mit dem Schrot längst eingetroffen sein muß.

Nach ¾ Stunden kommt der Aufseher unverrichteter Dinge zurück, zum großen Verdruß der Gesellschaft. Der Doctor und Obercontroleur brechen auf, um die Suche fortzusetzen. Der Rendant trinkt noch ein Glas von seinem alten Bordeaux, der Braumeister ersucht den Referendar, seinen Porter doch noch mal zu probiren, welcher in der That ganz ausgezeichnet ist. Endlich erhebt man sich.

Nach einer Weile beginnt der Referendar: Braumeister, Ihr Porter ist doch verdammt schwer — mir flirrt Alles vor den Augen — ich sehe gar nichts mehr!

Da bleiben Sie nur immer dicht bei mir, lachte der Braumeister, ich sehe heute Morgen Alles doppelt!

Der Rendant bemerkt, daß der Hund des Doctors im nächsten Kartoffelstück marquirt und man setzt sich in Trab, um rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Eine Kette Hühner steht auf und es erfolgt eine allgemeine Kanonade.

Eins ist herunter, von meinem ersten Schuß! ruft der Doctor.

Ah was, spricht der Referendar etwas ärgerlich, diese Geschichte wiederholt sich doch auch jedesmal bei Ihnen. Das Huhn habe ich geschossen.

Bitte um Entschuldigung, versetzte der Rendant, diesmal glaube ich getroffen zu haben. Ich schieße immer nach den Flügelhühnern, die auf der äußersten Kante fliegen.

Der Braumeister aber behauptete, das Huhn sei auf seine beiden Schüsse mitten aus dem „dicksten Rummel" gefallen.

Der Doctor untersucht inzwischen den Ort, wo das Huhn zur Erde fiel, es ist aber verschwunden!

Die Hunde rennen und suchen auf einer Stelle hin und her, ohne zu finden.

Da läuft es, da läuft es! ruft plötzlich der Doctor, sehn Sie, flügellahm von meinem ersten Schuß, — hab' ich ja gleich gesagt. — Nun rasch vorwärts, daß es nicht in die Hecken kommt.

Hierauf entsteht ein allgemeiner Wettlauf, um dem Flüchtling den Paß abzuschneiden, einige Schüsse stäuben klafterweit hinter dem laufenden Huhn in die Erde, welches glücklich eine dichte Dornhecke erreicht. Jetzt entsteht eine allgemeine Confusion — vier Hunde arbeiten sich mühsam in der Hecke vorwärts, zu beiden Seiten rennen, laden und lärmen die Schützen.

Da ist es, hier, da! faß Bruno — avance Pluto — hier ist es — da — da läuft's wieder!

Ruhe! um's Himmels willen, Ruhe, schreit der Obercontroleur mit seiner Baßstimme, — Ruhe oder wir kriegen Malheur hier an der Hecke.

In demselben Augenblick knallt der Referendar auf das Huhn und auf der andern Seite der Hecke purzelt der Rendant zu Boden, denn er hat ein gutes Theil des Schusses in die Beine bekommen.

Doctor, bester Doctor, hierher!!! ich habe einen vollständigen Schuß! jammerte der Rendant und krümmte sich wie ein Wurm an der Erde.

Alles eilt herbei und überhäuft den plötzlich wieder nüchtern gewordenen Referendar mit Vorwürfen wegen seiner Unvorsichtigkeit. — Man versucht vergeblich dem Rendant die großen Wasserstiefel abzuziehen, der Doctor besinnt sich daher nicht lange und schneidet beide Stiefel der Länge nach auf. — Nach genauer Untersuchung finden sich auf der linken Wade drei, auf der rechten vier Schrotwunden.

Hat nichts zu bedeuten, sagt der Doktor, Knochen sind nicht laidirt, kommen Sie nur rasch mit zum Wirthshaus, daß ich Ihnen die Schrotkörner herausziehe.

Wie kann ich denn gehen, liebster Doctor, wimmerte der Rendant, sehen Sie doch nur, wie meine Beine zittern! — Und selbst wenn nichts caput ist, so können Sie doch nicht verlangen, daß ich barfuß über die Stoppeln hinter Ihnen her laufen soll, denn meine schönen Stiefel haben Sie ja beide aufgeschnitten.

Dagegen wußte der Doctor nichts einzuwenden und der Jagdaufseher mußte nun eilends einen Schiebkarren vom nächsten Bauernhofe holen. Der Rendant ward aufgeladen und der Zug setzte sich langsam in Bewegung dem Wirthshause zu.

Der Obercontroleur wollte doch gern wissen, was aus dem flügellahmen Huhn geworden sei und kehrte nochmals zur Hecke zurück, wo er den berühmten Pluto beschäftigt fand, dasselbe einzuscharren, nachdem er es „angeschnitten" und wahrscheinlich zu zähe befunden hatte.

VI. Im Wirthshaus.

Eine halbe Stunde später finden wir den Rendanten im Wirthshaus zum schwarzen Bären auf einer Bank ausgestreckt. Der Doctor wickelt seine Verbandtasche zusammen, denn er hat so eben das letzte Schrotkorn glücklich entfernt. Die Verletzung ist unbedeutend, da die Wirkung des Schusses durch die Hecke und das dicke Stiefelleder bedeutend geschwächt war. An eine Fortsetzung der Jagd von Seiten des Rendanten ist indessen nicht zu denken, da ihm der Schreck zu sehr in die Beine gefahren ist, überdem sind die Stiefel, wie wir bereits wissen, zerschnitten.

Der Referendar wird nun, zur Strafe seiner Unvorsichtigkeit, verurtheilt, dem Patienten heute Nachmittag Gesellschaft zu leisten und für kalte Umschläge zu sorgen.

Der Wirth gratulirt hierauf den Herrn Landamtsrendanten, daß die Sache noch so glücklich abgelaufen sei und erkundigt sich beiläufig beim Herrn Doctor, wo derselbe die für's Souper bestimmten „jungen Feldhühner" abgelegt habe.

Ah was, Feldhühner, sagt Letzterer verdrießlich, nehmen Sie nur, was Sie im Hause haben. — Hühner, multum! — aber womit schießen? Ist der verdammte Junge mit dem Schrot denn noch nicht hier? der Hallunk konnte schon vor 10 Uhr wieder da sein.

Der Wirth betheuerte, daß noch keine Seele seit dem Abgange der Herren im schwarzen Bären gewesen sei.

Man setzt sich zum Café, zündet Cigarren an und wartet bis drei Uhr vergeblich auf den Jungen.

Endlich meldet der Jagdaufseher, der Junge komme ganz langsam die Chaussee heraufgebummelt.

Dann lauft ihm entgegen, sagt der Doctor, und zieht ihm gehörig 'n Paar über!

Das läßt sich der Aufseher nicht zweimal sagen, eilt aus dem Hause, reißt dem arglosen Bauernjüngling stillschweigend den dicken Schrotbeutel aus den Händen und haut ihm damit quer über den Buckel.

Beim ersten Schlage berstet der Beutel der Länge nach und der ganze Inhalt sauset und regnet in den Chausseegraben!!!

Da lag die Bescheerung und die Aussicht auf eine brillante Hühnerjagd war für heute dahin.

Nachdem der Junge zehn Groschen für seinen Dienst vom Doctor und ein paar Ohrfeigen vom Obercontroleur für seine Langsamkeit erhalten, trollt er ab und die Gesellschaft überlegte, was nun zu thun sei, denn man könne doch unmöglich am ersten September mit einem halben Huhn und einem zerschossenen kleinen Hasen nach Hause kommen.

Der Braumeister schlug vor: da es doch mit den Hühnern heute nichts sei, das Uebereinkommen hinsichtlich der Hasen aufzuheben und sich seines dicken Schrotes nach Herzenslust zu bedienen, welches ohne Einrede von sämmtlichen Herren angenommen wurde.

VII.

Die Hasenjagd.

Gesagt, gethan, der Doctor, Obercontroleur und Braumeister machten sich auf den Weg, der Referendar blieb beim Rendanten und besorgte kalte Umschläge.

Man hatte schon verschiedene Kartoffelstücke abgesucht, ohne einen Hasen zu finden, denn die Hitze war groß und bei der jetzigen Trockenheit des Bodens ein Finden von Seiten der Hunde reiner Zufall.

Endlich steht der Hund des Braumeister und zwar zum ersten und letzten Male in seinem Leben.

Avance!

Aber der Hund stand wie eine Mauer, mit der Nase dicht über einem dicken Kartoffelbusch. — Der Jagdaufseher entdeckt einen jungen Hasen, welcher sich fest gedrückt hat. —

Lassen Sie mich, sagt der Braumeister, den will ich im Sitzen vor dem Hund schießen, weil er seine Sach' so brav macht. Das thut so 'n jungem Hund sein ganzes Leben lang gut!

Sprach's und schlug das Gewehr an. Durch die plötzliche Bewegung erschreckt, rutscht der Hase vorwärts, der Hund springt nach und erhält den ganzen Schuß in den Kopf!

Doctor, untersuchen Sie mal, ich glaube er hat was abgekriegt von dem Schuß!

Da war aber nichts mehr zu untersuchen, der Hund zuckte noch einmal zusammen und rührte dann keine Klaue mehr.

Der Doctor meinte, es wäre nicht viel dran verloren und der Hund habe es nicht besser verdient. Warum sei er nicht stehen geblieben? —

Ja — seufzte der Braumeister — ich würde mir auch nicht viel draus machen, wenn der Hund mein eigen wäre. Ich habe den Hund nur zur Probe, das Beest soll fünf Pistolen kosten — worauf der Doctor meinte, das sei allerdings viel Geld für das kurze Vergnügen!

Der Braumeister aber hatte die Jagd jetzt satt, er hing das Gewehr über und ging dann zum „schwarzen Bären."

Die beiden andern Herren setzten in Begleitung des Jagdaufsehers die Jagd fort, und durchsuchen mit ihren Hunden noch manches Grünstück, ohne etwas zu finden.

Dem Jagdaufseher wird die Sache allmählig langweilig, und da er eine besondere Virtuosität besitzt, einen Hasen im Lager zu erkennen, so trennt er sich von den Herren und wandert allein über die Stoppeln. — Es währt nicht lange, so hat er einen Hasen entdeckt, den er im weiten Kreise umgeht, den Herren zuwinkend heranzukommen und die Hunde zurückzuhalten.

Der Obercontroleur glaubt den Hasen ebenfalls zu erblicken und schießt in die Erdscholle, hinter welcher der Hase sitzt. Dieser springt auf, erhält noch ein Kreuzfeuer von drei Schüssen, kommt aber glücklich davon.

Jetzt macht der Obercontroleur dem Jagdaufseher Vorwürfe, daß er nicht auch geschossen habe, worauf dieser entgegnet, im Laufen könne er doch nichts treffen.

Na, denn schießt nur im Lager, wenn Ihr wieder einen finden solltet, wir müssen noch 'n paar Hasen haben, sie mögen herkommen, wo sie wollen.

Der Aufseher meint, daß hätte man ihm eher sagen sollen, das wäre keine Arbeit, so 'n paar Hasen umzustülpen, er hätte heute Morgen wolh 'n Dutzend schießen können.

Er wendete sich der nächsten Stoppel zu, indem er sich die Begleitung der Herren für diesmal verbittet. Es währt nicht lange, so fängt er wieder an zu kreisen, es knallt und er hebt einen Hasen auf.

Es ist nun zwar kein junger, sondern ein alter Rammler, aber ein „schwerer Kerl", wie der Obercontroleur sagte.

Im nächsten Grünstücke knallt der Aufseher abermals, und ein alter Mutterhase ist diesmal dem Tode verfallen.

Diese, bis dahin ganz unbekannte Virtuosität des Jagdaufsehers scheint den Herren doch sehr bedenklich und als er bald darauf wieder anfängt zu kreisen, ruft ihn der Obercontroleur ab und auch der Doctor meint, es sei für heute genug.

Im Wirthshause wieder angelangt, wird der Jagdaufseher mit einem Thaler Trinkgeld, nebst einer Flasche Grüneberger und einem Pack Cigarren entlassen und wandelt vergnügt heimwärts.

VIII.

Die Heimkehr.

Die Beute des Tages wurde nun folgendermaßen getheilt:

„Der Rendant erhielt den schwersten Hasen, wegen seines Mißgeschicks,

„Der Doctor nahm den zweitbesten jungen Hasen,

„Der Obercontroleur erhielt den alten Rammler,

„Der Braumeister das zerfetzte Huhn.

„Der Referendar erhielt zur Strafe nichts."

Präcise 6 Uhr meldete der Wirth, daß das Souper bereit sei, man setzte sich zu Tische und ließ es sich — auch ohne „junge Feldhühner mit rothem Kohl" — wohl schmecken. Dem Souper folgte eine ganz exquisite Bowle, welche der Rendant nach einer ganz besondern, neuen Methode, zusammen gesetzt hatte. Bei dieser Gelegenheit versuchte der Rendant zum Erstenmal, wieder auf seinen Füßen zu stehen und als er dadurch endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß kein Knochen zerbrochen sei, stellte sich sein guter Humor wieder ein. Man vergaß beim Gläserklang die verschiedenen ärgerlichen Vorfälle des Tages, und freute sich, daß Alles noch so ziemlich gut abgelaufen sei.

Die Sonne ging bereits zur Rüste, als unsere Gesellschaft, von den Freuden der Tafel etwas angeregt, den Wagen bestieg, um heimzukehren. Der Schimmel trabte bald lustig wiehernd dahin und der Obercontroleur hatte seine liebe Noth, ihn in Respect zu halten, denn er fiel jeden Augenblick in Galopp, um möglichst rasch wieder den heimathlichen Stall zu erreichen.

Der Rendant, Braumeister und Referendar saßen im Hintersitz in seligster Stimmung, die Beiden letztern hatten sich umschlungen und sangen: „Ein freies Leben führen wir." — Der Doctor saß neben dem Obercontroleur und sprach über die Geschicklichkeit des Jagdaufsehers im Auffinden der Hasen. So'n Kerl ist ja gar nicht mit Geld zu bezahlen, der findet ja eher zehn Hasen, wie der Hund einen. — Er war allerdings früher ein berüchtigter Wilddieb, aber wir konnten gar nichts besseres thun, als daß wir ihn zum Jagdaufseher machten. Jetzt ist der Kerl unschädlich und läßt sich für uns todtschlagen, wenns sein muß."

In diesem Augenblick fällt ganz in der Nähe ein Schuß und man sieht deutlich gegen die helle Abendluft, wie ein Hase über den Kamm des Hügels rennt, welchen der treue Jagdaufseher in weiten Sprüngen verfolgt. Als er unser Schimmelfuhrwerk auf der Chaussee gewahrt, verschwindet er plötzlich im Gebüsch. —

Da soll doch ein Kreuzmillionendonnerwetter den Kerl fricassiren, rief der Obercontroleur, ich hab's immer gesagt, er ist'n Hallunk! Der glaubt, wir wären längst in der Stadt und geht nun auf'n Anstand und schießt uns die Hasen todt!

Ich hab's auch niemals begreifen können, Doctor, sprach der Rendant seufzend, warum Sie den Menschen so protegiren! —

Der Hase ist inzwischen im stumpfen Winkel umgekehrt und nähert sich der Chaussee, welche er dicht vor dem Fuhrwerk passiren wird. Da ist der Hase, ruft nun der Referendar, sehn Sie, der linke Hinterlauf ist ab, wart', den wolln wir noch mitnehmen!

Nicht schießen! schreit der Obercontroleur, nicht schießen, oder der Schimmel geht durch! ich kann ihn so kaum halten.

Das hieß aber tauben Ohren predigen, denn im Nu krachen zwei Doppelschüsse, und die Hunde springen links und rechts über Bord auf die Chaussee um den unglücklichen Lampe zu greifen. —

In demselben Augenblick erhält der Wagen einen solchen Ruck, daß alle stehenden Mitglieder der Gesellschaft mit Vehemenz auf ihre Sitzplätze zurückgeschleudert werden, Hüte und Mützen fliegen, der Wagen saust dahin wie eine Locomotive; es ist kein Zweifel mehr — der Schimmel geht durch!

Festhalten! schreit der Doctor und greift zu gleicher Zeit mit in die Zügel — festhalten und immer laviren — rechts — links — das soll er wohl müd werden — nur festhalten und immer sägen mit der Trense, immer sägen! —

Aber der Schimmel ließ die Beiden sägen, so viel sie wollten, denn er hatte das Gebiß zwischen die Zähne genommen, hielt den Kopf steif und schnob dahin wie eine Furie. Das leichte Fuhrwerk flog kreuz und quer wie ein Spinnrad hinter ihm auf der glatten Chaussee und drohte jeden Augenblick an einem Pappelbaum oder Prellstein zu zerschellen.

Krach! bricht bald darauf eine der vier Federn, auf welcher der Wagenkorb ruht und Letzterer hängt in Folge dessen schief, krach! bricht die andere Feder und der Wagenkorb steht wieder gerade, aber hinten anderthalb Fuß niedriger, wie vorn und da er jetzt unmittelbar auf der Hinterachse ruht, so werden unsere Jagdfreunde im hintern Sitz in regelmäßigen Intervallen ruckweise in die Höhe geschleudert. Der dicke Braumeister ist bereits von seinem Sitz hintenüber in den Wagenkorb gepurzelt, der Referendar und Rendant klammern sich krampfhaft an die Lehne des Vordersitzes.

So gehts vorwärts, die Pappelbäume scheinen nur so vorüber zu fliegen, die Barrière, welche zum Glück noch geöffnet ist, wird in sausendem Galopp passirt und noch immer keine Aussicht, den Schimmel zur Vernunft zu bringen. Glücklicher Weise machte die Chaussee kurz hinter dem Barrièrehause eine plötzliche Biegung und da der tolle Schimmel durchaus keine Neigung bezeigte, sich dieser Aenderung des Weges zu fügen, so ließ ihn der Obercontroleur in Gottes Namen geradeaus in den Garten des Barrièrehauses laufen, wo er die Hecke durchbrach, sich aber mit dem Wagen festarbeitete und endlich zwischen Georginen und Monatsrosen niederfiel.

Kaum war unsere Gesellschaft ausgestiegen, so kam der Barrièrenwärter gelaufen und verlangte fünf Thaler Strafgeld wegen Vorbeifahrens des Chausseebaumes und nochmals fünf Thaler für den Ruin seiner schönen Gartenanlagen. — Der Obercontroleur war aber jetzt gerade in der geeigneten Stimmung, und nur durch einen glücklichen Seitensprung entging der voreilige Diener des Schlagbaumes einer nähern Bekanntschaft mit den Fäusten des Zornigen. Der Schimmel ward ausgespannt und glücklich wieder auf die Beine gebracht und man

machte sich daran, den Wagen rückwärts wieder aus der Hecke zu ziehen. — Der dicke Braumeister griff frisch in die Speichen des Hinterrades, hielt aber plötzlich inne und rief: Was ist denn das?! da hängt ja 'n Hund hinten am Wagen!

Es war des Doctors Pluto. Pluto! der letzte Sprößling der berühmten „Kuhlmeyerschen" Race — da hing er, mit lang ausgestreckter Zunge, erdrosselt an der Hundeleine! — Der Unglückliche war zugleich mit seinen vierbeinigen Collegen vom Wagen gesprungen, um den Hasen zu greifen. Er bedachte aber nicht, daß ihn sein Herr angebunden, blieb an der Leine hängen und kam, während der Schimmel durchging, elendiglich um.

Vergebens goß ihm der plötzlich dienstfertig gewordene Barrièrenwärter einen Eimer Wasser über den Kopf, vergebens öffnete ihm der Doctor beim trüben Schimmer einer Stalllaterne die Jugularvene an beiden Vorderläufen — es war zu spät, Pluto war und blieb todt! — Bald darauf stellten sich die beiden übrigen Hunde wieder ein und ihre dicken Bäuche bezeugten, daß sie sich redlich in die irdischen Reste des armen Lampe getheilt.

Als der Schimmel wieder eingespannt war, bezeigte Niemand Lust, das Fuhrwerk wieder zu besteigen. Selbst der Rendant hatte über den letzten Schreck gänzlich vergessen, daß man ihn heut Vormittag in die Waden geschossen. Wegen gänzlichen Mangels an Fußbekleidung sah er sich indeß genöthigt, seinen Platz auf dem Vordersitz des Wagens wieder einzunehmen. Der Obercontroleur faßt hierauf seinen tollen Schimmel beim Kopf und zog langsam mit dem Fuhrwerk heim. Die übrigen Herren folgten mit entblößten Häuptern, denn Hüte und Mützen lagen möglicherweise ¾ Stunde weit hinter ihnen in den Chausseegräben.

Unterwegs ward beschlossen, sämmtliche Unkosten des Tages in corpore zu tragen und über den unglücksvollen Ausgang des ersten Jagdtages gegen Niemand etwas zu äußern. — Der Jagdaufseher aber solle sofort seines Dienstes entlassen und der nächste Jagdtag vorläufig um vierzehn Tage hinausgerückt werden.

Nach einer mühseligen Wanderung langte unsere Jagdgesellschaft endlich spät Abends wieder beim Stadtthor an und die Schatten der schweigenden Nacht verhüllten mit dunkelm Schleier mitleidig den Einzug der Vielgeplagten. Kein profanes Auge gewahrte den traurigen Zug und auch wir würden nimmer ein Näheres über den Ausgang dieser „Schwenkung" erfahren haben, hätte der Referendar nicht aus der Schule geschwatzt.

Die Weihnachtsgabe des Stiefvaters.

Novelette von Dr. Wilh. Schröder.

1.

Es war Weihnachtsabend und zwar des Jahres 1839. In dem Städtchen O....., welches in einer derjenigen Provinzen unsers Vaterlandes belegen, wo es noch herkömmlich ist, die Gaben, die den Kleinen und Großen der heilige Christ zugedacht, nicht am Morgen des ersten Weihnachtstages, sondern schon um einige 7—8 Stunden früher, am sogenannten heiligen Abend, in den Besitz der zu Erfreuenden gelangen zu lassen, herrschte der volle Jubel der Christbescheerung. Da war fast keine Menschenwohnung mehr von dem prächtigen Hause des Reichen, bis zu der niedrigen Hütte des Armen herab, in deren Familienzimmer nicht der liebe Tannenbaum in dem Lichte seiner roth-, blau-, grün- und gelbfarbigen Wachskerzchen schon erglänzte: sei es nun, daß er, je nach dem Alter der Beschenkten und dem Vermögensstande der Geber, in einem großen Krukentopf mit Ziegelsteinen, die darüber gestreuter weißer Sand verdeckte, prangte, mit daran gehängten goldenen und silbernen Eiern, weißbärtigen Nußknackern, buntpapiernen Hampelmännern, bleiernen Soldaten, Hirschen, Lämmern, Reitern und Böcken aus braunem Kuchenteig, kleinen zuckernen Würsten, Schinken, Krebsen, Kartoffeln, endlich Aepfeln, Birnen und Nüssen ꝛc., oder daß dies immergrüne Freudenreis, dem Orangeriebaum herrschaftlicher Gärten gleich, aus einem zierlich bemalten, zweigehenkelten, umfangreichen Gewächshauskasten hervorragend, auf dem mächtigen beteppichten Mahagonitische stehend, mit dem Glanzmeer der an ihm brennenden Lichter nur dazu diente, die um ihn verschwenderisch ausgekramten Spenden des Reichthums, an kostbaren Shawls, Bracelets, Pendulen, Services, Seidenstoffen, Albums ꝛc. zu beleuchten und die Pracht ihrer Farben und Formen verdrei- und vierfacht aus dem Spiegelglas der deckenhohen goldrahmigen Trumeaux widerstrahlen zu machen.

Der Schauplatz unserer Mittheilung war als der Sitz oberer Regierungsbehörden der Winteraufenthalt mancher reichen Rittergutsbesitzer und außerdem im Besitz eines wohlhabenden Handels- und Handwerkerstandes, mehr als mancher andere seines Umfanges und seiner Einwohnerzahl im Stande, an diesem Tage dem Antriebe freigebiger Neigungen Raum zu geben. Auch hatten in der That die Hände der guten —ser nicht geruht, was das liebevolle Herz dictirt und wozu die Beschaffenheit des Beutels nur irgend den Freipaß ertheilt hatte, ihren Theuren zu Lohn und Ueberraschung an diesem Abend wiederum aufzustapeln. So mochte es denn wohl wenig Häuser in unserm Städtchen geben, wo nicht schon um die neunte Abendstunde des genannten Tages die Augen der Geber, wie ihrer Beglückten in dem reinsten Himmelsschein der Freude und Dankbarkeit sich malten. Und doch gab es dort ein solches Haus: und es war etwa kein Dach der Armuth, keine Wohnung des Mangels, wo bis jetzt noch das eine Wesen, welches doch vor so vielen Andern gerade die reichste Gabe aus dieses allgemeinen Wonnetages Füllhorn verdient hätte, bis jetzt noch unerfreut und unbeschenkt harrte. Die Dienerschaft des Regierungsrathes von G. hatte zwar schon mehrfach über in das Haus geschaffte Gegenstände, die dem „gnädigen Fräulein“ wohl zu Präsenten bestimmt sein möchten, in ihrer vorwitzigen Domestikenweise unter sich gemunkelt, der Herr und die Frau vom Hause waren auch wohl, mehr als sonst gewöhnlich, in den Visitenzimmern der Bel-Etage aus- und eingegangen, allein außer dem alten Jäger Claus, der auf alle Fragen ein sehr geheimnißvolles, vielwisserisches Gesicht schnitt, und — doch nichts sagte, wußte wohl Niemand, die Herrschaften selbst ausgenommen, im Hause eigentlich etwas davon, was und ob überhaupt etwas am heutigen Abend für die junge Baronesse an Weihnachtsgaben bestimmt sein mochte. Sie selbst, Josephine, das einzige Kind ihrer Eltern, deren Stolz und Freude, saß einsam in ihrem Zimmer, aber ihre Seele von allen, die das elterliche Haus barg, wußte am wenigsten von Hoffnung, ihren Busen durchzitterte kein Vorgefühl der Freude — denn was gäbe es auch noch groß

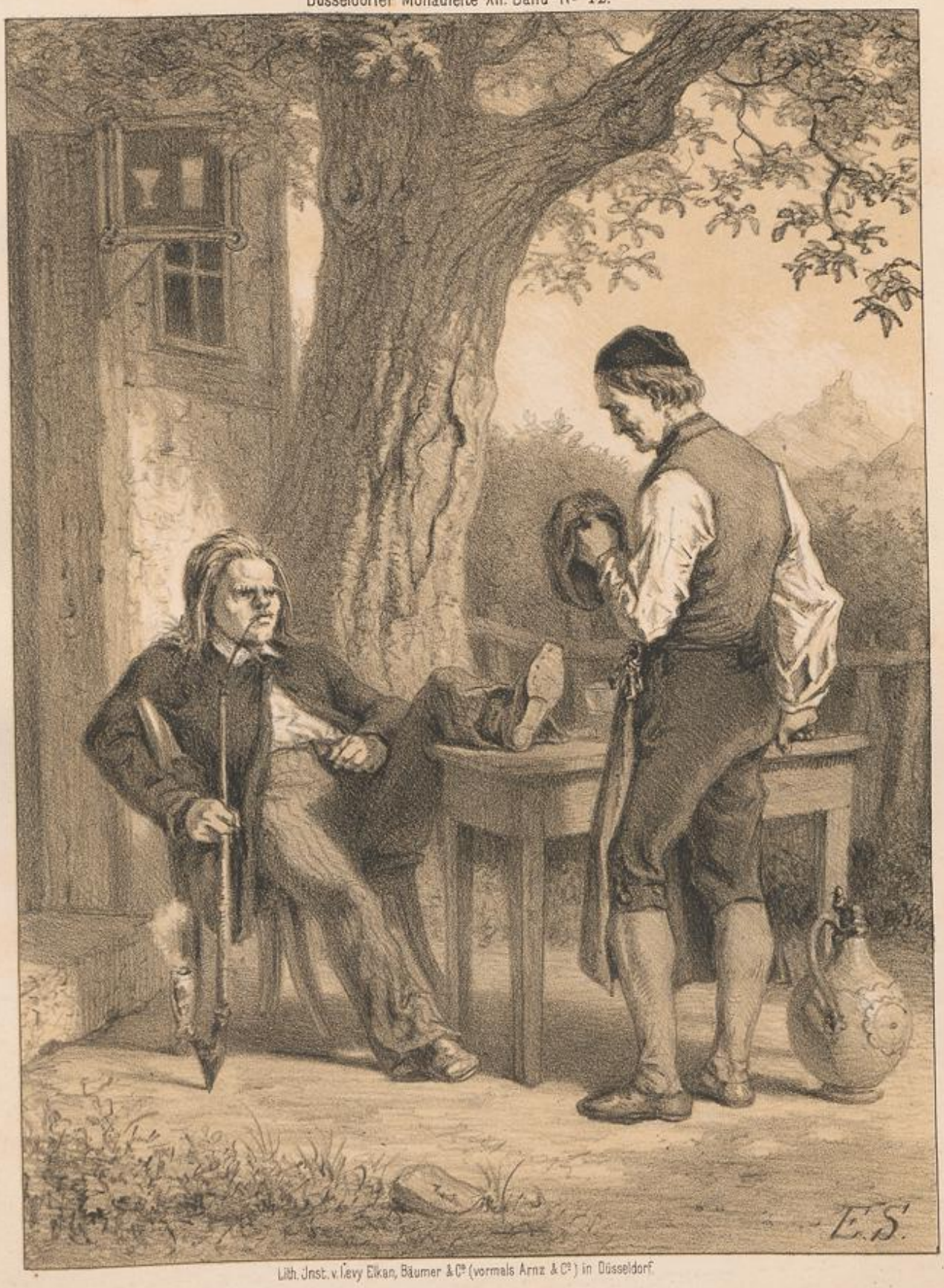
zu hoffen und zu freuen für ein Herz, dem sein Theuerstes schon genommen — das geliebte andere?

„Ob er wohl Dein gedenkt an diesem Abende", flüsterte ihr schöner, schmerzumwobener Mund halbleise vor sich hin, oder ob der kalte Sturm des Lebens, der die Thür unseres erträumten Liebesglücks so unerbittlich zuschlug, auch schon die Blume der Neigung, die einst aus seinem Herzen mir entgegen duftete, spurlos verweht hat?" —

Sie versank in tiefes Sinnen; gedankenlos ließ sie die zarten Finger ihrer Linken, welche das schöne Haupt gestützt hielt, durch die vollen blonden Locken gleiten, und das große sanfte blaue Auge starrte unabgewendet wie das einer Somnambülen vorwärts in die Leere des Gemachs, als verfolge es das Abendroth eines schönsten Lebenstages, sehnsüchtig den Abglanz seines Scheidegrußes noch zur Erquickung für alle nachfolgenden dunkeln sich zu retten! — O, welch' ein wonnevoller Himmel ist die erste Liebe einer jungen Mädchenseele, und wie sehr verdiente er, gleich den glänzenden Gefilden des Polarkreises, daß auch an ihm, wie dort im Frühling und Sommer, die Sonne nicht unterginge, und wenn endlich der Herbst naht, nur hinabsänke, um ebenfalls dem noch schönern Lichte der ewig unbewölkten Sterne Platz zu machen! —

2.

Wie verschieden waren die Gefühle des heutigen Abends von denjenigen, welche um ein Jahr früher zur selben Stunde desselben Tages das Herz des holden Fräuleins von G. erfüllten! Auch damals, wie jetzt, saß Josephine schweigend, sprachlos vor sich hinblickend, in diesem Gemache. Aber damals lagerte der Morgenrothsschimmer eben aufgeblühter seligster Hoffnungen auf ihren jungfräulichen Wangen, welche jetzt die Bläße des Kummers deckte. Und das Schweigen, welches damals ihre Lippen fesselte, war jene Stille der Seele, welche eintritt, nicht nur, wenn ein großes plötzliches Leid unsere ganze Lebensregung stocken macht, sondern auch, wenn ein, obwohl gehofftes und geahntes, doch nicht so nahe gewähntes Glück unversehens mit seinem vollsten Blüthenregen uns überschüttet. An jenem Abende, dessen Jahreskehr heute begangen wurde, war Josephine nicht allein in dem Familienzimmer ihres elterlichen Hauses. Vor ihr, so nahe, daß sich Beider Hände fassen konnten, saß Ferdinand Brunow, der Sohn von einem Jugendfreunde des Regierungsraths v. G., nun als Artillerie-Offizier bei der Garnison desselben Städtchens postirt, auf dessen Gymnasium er einst seine Schuljahre verlebt, und wohin ihn jetzt, nach vollendeten mathematischen Studien auf der Landes-Universität, und nach mehren wissenschaftlichen Reisen im Auslande, sein militärischer Dienst zurückgeführt hatte. Auch war die große Nähe der beiden Stühle, auf welchen der braungelockte Lieutenant und seine blondgelockte Dame Posto gefaßt, nicht eine ganz zufällige. Während Papa und Mama in dem Salon des Erdgeschosses für ihr liebes Töchterlein den Weihnachtstisch aufkramten, durfte der junge Officier, welcher als Sohn eines Jugendfreundes und wegen seiner vorzüglichen geselligen Gaben ein stets willkommener Besucher des Hauses war, dem Fräulein durch seine Unterhaltung die Zeit der Erwartung verkürzen. Er hatte auch, wie dies stets zu gehen pflegt, mit gleichgültigen Dingen angefangen, war aber, bald in einen lebhaftern Redefluß gerathend, so wie er damit dem Hauptinteresse seines Herzens näher zusteuerte, zugleich auch dem Stuhle, welcher Josephinens süße, beneidete Last trug, mit dem seinigen, worauf er seitwärts sitzend unruhig vorwärts segelte, unwillkürlich näher gerückt. Ihre Blicke hatten es sich zwar längst schon gesagt, was die Herzen von einander hofften und wünschten, aber jetzt war der Augenblick gekommen, wo auch der Mund es aussprechen wollte, was von Anbeginn der Tage dieser Erde bis zu ihrem Ende den reichsten Stoff der ungelernten Beredsamkeit abgeben wird. Schon seit einer Viertelstunde hatte Ferdinand, nur einige Male unterbrochen durch ein Aufhorchen seinerseits, ob etwas die Treppenstiege



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cie (vormals Arnz & Cie) in Düsseldorf.

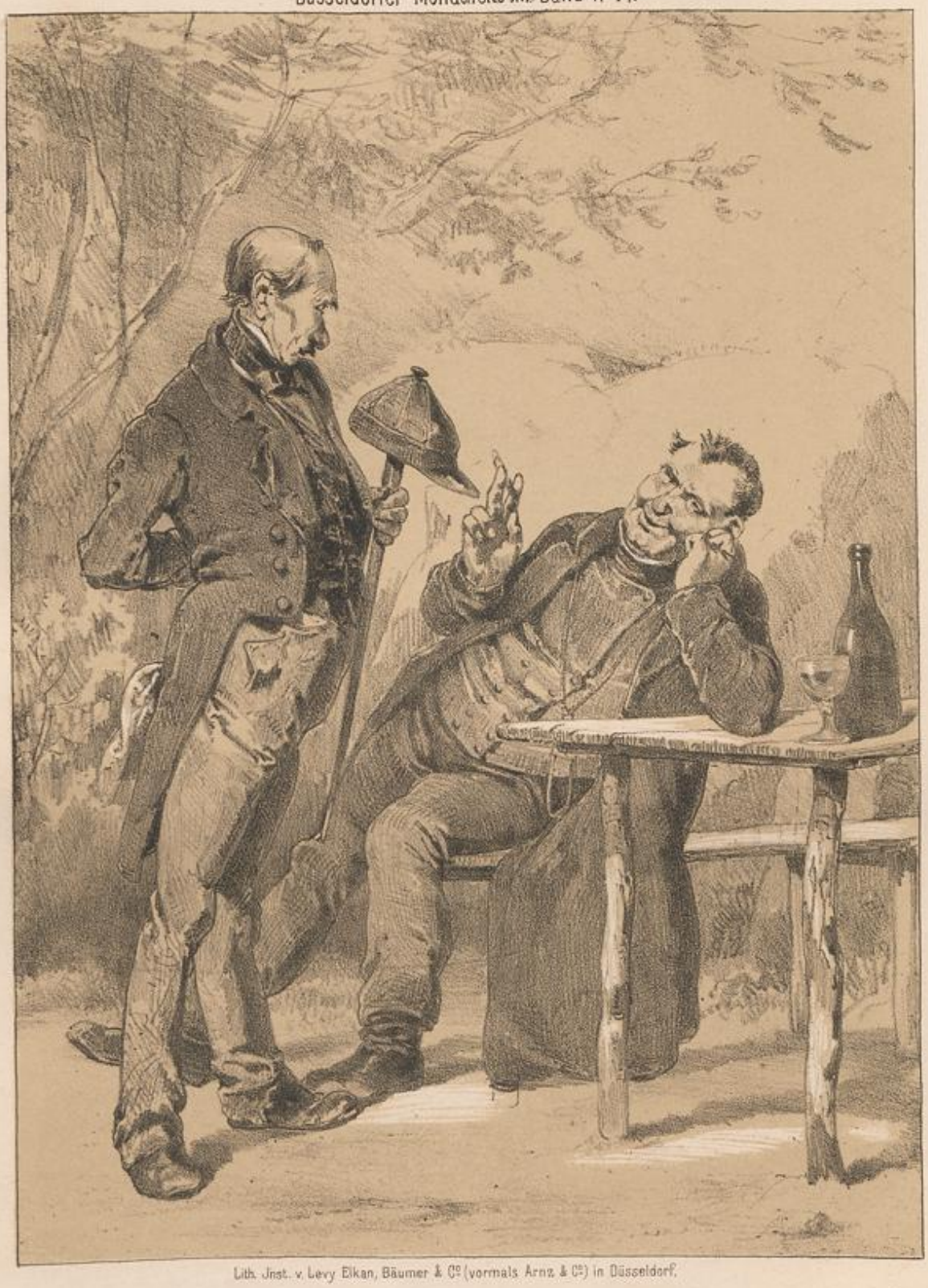
Wat is denn dat eigentlich: ffff?
" Kameel! Das ist der Turnerwahlspruch: frisch, frei, fröhlich und fromm."
Dat is sehr sehön! ich hätte jedacht, dat hieſse: frech, faul, filzig und flegelhaft. —

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C° (vormals Arnz & C°) in Düsseldorf.

General: Sacre Kerl ! grad wie damals in der Schlacht !—
Nun trompete mir'en mal den alten Dessauer !

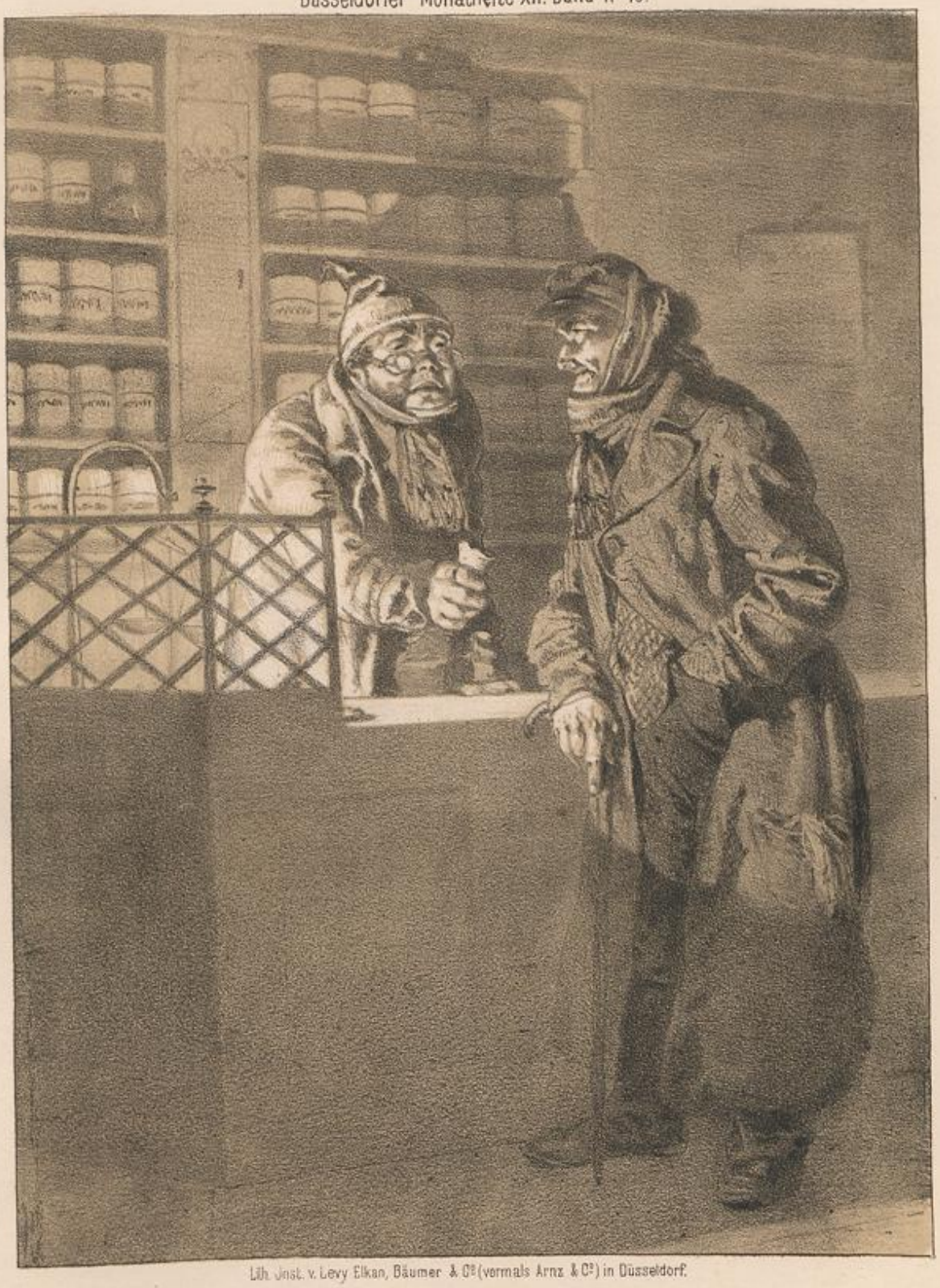
Invalide: Excellenz General, den habe ich Ihnen eben schon gnädigst geblasen.—

General: Donner und Hagel !— vorwärts! **wiederholt** ! Aber Kerl, streng deine Windladen mehr an, damit ich ihn auch hören kann.



Lith. Jnst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arnz & Cº) in Düsseldorf.

A. Nun wie geht es Jhnen mit ihrer jungen Frau.
B. O gut! nur wird sie mir zu reinlich, früher klopfte sie mir den Rock am Nagel aus u. jetzt auch nochmal am Leibe, so'ne übertriebene **Reinlichkeit** gefällt mir nicht.



Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C° (vormals Arnz & C°) in Düsseldorf.

Apotheker (ärgerlich darüber, daſs ihn der Bauer des Nachts um ½ 3 Uhr aus dem Bett geschellt hat:)
So, da habt Jhr eure dringende Bestellung, für 6 Pfennige Camillenthee!

Bauer: Danke, Häär; hier hat Jhr öör Geld. _ Do fällt mich grad in, dat ich doch um 8 Uhr wieder vorbei kumme, do siet Jhr wol so good, un verwahrt mich dat Päcksken so lange.

heraufkomme — mit einem Feuer und einer Innigkeit gesprochen, welche die des großen Cicero, als er seinen sehr schätzbaren Freund, den Poeten Archias, von verderblicher Anklage erretten wollte, weit hinter sich ließ. Josephine war darüber still und stiller geworden; sie wagte nicht mehr aufzuschauen; ihre jungfräuliche Angst hätte ihm Schweigen gebieten mögen, und dennoch mahnte aus der Tiefe ihrer Seele ein unerklärliches, unbezwingbares Etwas, was ihr zurief, daß er recht daran thue, so zu ihr zu reden, und daß es ihr Elend sein würde, ließe sie ihn nicht gewähren! War es die Stimme ihres Geschickes, welche ihr weissagte, daß in diesen Worten das Loos geworfen würde über ihres ganzen nachfolgenden Lebens Freude und Leid! Und als nun endlich Ferdinand das schwere Wort, welches den muthigsten Mann selbst, der nicht Bajonnette noch Kanonen der männermordenden Feldschlacht fürchtet, dennoch mit der Bangigkeit des Todes erfüllt, als Ferdinand dem Weibe seines Herzens gegenüber, wohl wissend, daß auch über seines Lebens schönstes Glück hiermit der Würfel falle, kaum hörbar sprach: „Josephine, ich liebe Dich! Sprich, hat mich mein Herz nicht getäuscht, als es das Deinige gleichgestimmt wähnte? O, und wenn du noch nicht entschieden hast mein Glück, wenn dein zaghafter Mund es nicht aussprechen kann, das Wort, welches mein Schicksal in sich schließt — so laß mich wissen wenigstens, ob ich hoffen darf, je Dich zu verdienen — so laß mich zum Zeichen dessen Deine Hand fassen, Deine liebe Hand —"

Josephine war stumm wie eine Marmorstatue, das Herz, das unsichtbare, wogte in ihr, als wollte es seine Hülle zersprengen, ihre Athemzüge zitterten tonlos über die erbleichte Lippe, und in ihrem schönen Auge hing eine volle Thräne; — es war die Thräne des furchtsamsten Glückes, der seligsten Angst — und sie ließ ihm ihre Hand.

Die hereintretende Mutter war zu sehr mit ihrem Weihnachtskram beschäftigt, als daß sie an den Gesichtern der beiden jungen Leute das so eben dort aufgepflanzte Wahrzeichen der Liebe bemerkt hätte. Sie sollte es leider noch früh genug bemerken, d. h. zu frühe.

Die Regierungsräthin von G. war eine adelstolze Dame. So sehr der Artillerie-Lieutenant Ferdinand Brunow wegen aller seiner Eigenschaften ihr gefiel, so war es ihr doch nie in den Sinn gekommen, ihn sich als ihren zukünftigen Schwiegersohn zu denken. Warum, das hatte sie sich, eben weil sie bis jetzt zu dieser Antwort keinen Anlaß gehabt, nie gesagt: im Grunde aber war es, weil er — bürgerlich, und die alte Dame nicht romantisch genug war, um hierin keinen Anstoß für eine Verbindung zwischen ihm und ihrer Tochter zu finden. Ihr Mann dachte über diesen Punkt weniger strenge, sie wußte dies, und als er nach einiger Zeit ihr mit des Lieutenants Antrage kam, so war sie, nach weiblicher Art schlau genug, von seiner Bürgerlichkeit durchaus zu schweigen, und nur seine Lieutenantschaft als den einzigen Grund ihrer Weigerung anzugeben. Der Regierungsrath von G. war nämlich ihr zweiter Gatte; ihr erster, ebenfalls wie sie selbst einer altadligen Familie des Landes angehörend, war Major gewesen und hatte in dem Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels mitverwendet, bei dem Gefecht von Quatre-Bras, in der Nähe des Welfischen Helden, mit diesem zu gleicher Zeit seinen Tod gefunden. Hiervon rührte ihr, so sagte sie wenigstens, eine solche Antipathie vor dem Soldatenstande, oder vielmehr vor dem Loose einer Soldatenfrau, daß sie es nie würde zugeben können, ihre einzige Tochter Josephine an einen Mann dieses Standes vermählt zu sehen. Das schreckliche Schicksal, welches ihr selbst durch den Tod ihres ersten Gatten in der Blüthe seiner Jahre und ihres kaum begonnenen ehelichen Glücks zu Theil geworden, hatte unwiderruflich bei ihr entschieden, daß Josephine, die Tochter dieses ihres ersten Gatten, nie einem Soldaten ihre Hand reichen solle. Von diesen Entschlüssen hatte der Regierungsrath zwar früher nie etwas gehört, allein sie wurden jetzt mit so guten Gründen vorgetragen, daß er ihnen nichts Entkräftendes entgegen zu setzen im Stande war. Da nun aber Ferdinand bei dem Mangel eigenen hinreichenden Vermögens, um als Privatmann leben zu können, ausschließlich mit seinen Existenz-Plänen auf seine militärische Laufbahn und ein darin zu verhoffendes baldiges Avancement sich angewiesen

sah, so war es unmöglich für ihn, dieselbe aufzugeben, um damit diesen angeblichen Hemmstein mütterlicher Liebe aus dem Wege zu räumen.

Wenn also die Gunst des Schicksals nicht noch eine ganz unvermuthete Hülfe aus dem Füllhorn ihrer unendlichen Möglichkeiten bringen sollte, so sah es sehr traurig um die Hoffnung der Liebenden aus. Die Mutter hatte zwar als Balsam für den ersten heftigen Schmerz, auch von mehren solchen Möglichkeiten, z. B. einer passenden Anstellung Ferdinands im Civildienste des Staates ꝛc. ꝛc. geredet, aber wie leer ist ein solcher Trost für die Forderung des jugendlichen Herzens in dem gewaltigen Ungestüm der ersten Leidenschaft! Auch hat die Liebe gar kluge Augen, und selten gelingt es dem schlimmsten Feinde, der sie bedroht, ihren Blicken verborgen zu bleiben. So auch erkannte Josephine bald den wahren Grund der mütterlichen Weigerung und damit zugleich ihr unabwendbares Leid.

Der junge Artillerie-Offizier wurde kurze Zeit darauf nach einer anderen Garnisonstadt versetzt. Bei dem Abschiedsbesuche im Hause des Regierungsrathes von G. sprachen Ferdinand und Josephine das Wort des Lebewohls so förmlich und kalt gegen einander aus, daß die Mutter sich innerlich auf's höchste über das so gute Gelingen ihrer Berechnungen freute. Aber diese Kälte war nur der Schnee des Vesuvs, unter dessen heuchlerischer Kruste schon das unheilvolle Feuer lodert, welches bald hervorbrechen wird, um ein ganzes, mit Götterbildern erfülltes Pompeji in seinem Flammenstrudel zu begraben. O, Ihr Mütter, wie schnell vergeßt Ihr die Rosentage Eurer eigenen ersten Liebe, daß Ihr die Eurer Kinder so weltkalt zu zerknicken vermöget! Und wie elend eigennützig ist der Mensch, daß er dasselbe Glück, welches er für sich einst mit aller Gewalt in Anspruch nahm, und — erhielt, nachher so wenig Anderen zu Theil werden läßt, welche flehend darum zu ihm emporblicken! — Ferdinand war fort. Josephine hatte ihm still weinend aus ihrem Erkerfenster nachgeblickt. Seitdem weinte sie nicht mehr; wenigstens sah man es nicht. Sie wurde in ihrem Betragen gegen die Eltern von nun an fast noch folgsamer, hingebender, zarter, als sie es sonst schon gewesen. Auch nicht der leiseste Schatten eines Widerspruchs oder entgegengesetzter Meinungs-Aeußerung zeigte sich fortan mehr in ihrem ganzen Thun und Lassen den Eltern gegenüber. Die Mutter hielt dies für die freudigste Ergebung in ihren Willen. Allein wem ein tieferes Verständniß eigen für die Geschichte des weiblichen Herzens, wer da weiß, was in solchen Fällen es zu bedeuten hat, wenn die Sprache eines jungen Mädchens immer weniger hörbar flüstert, ihr Fuß immer leiser auftritt, die rothe Rose der Wangen unbemerkt zu einer weißen sich umwandelt, und aus dem stets thränenarmen Auge eine immer tiefere Leere hervorblickt, wer dieses Zeichen zu deuten weiß, der hätte der Frau Regierungsräthin von G. prophezeihen können, daß sie bald es gar nicht mehr nöthig haben würde, für „Weihnachtsgaben" an ihr einziges Kind es sich das Geringste kosten zu lassen.

3.

„Gottlov, dat wie so wiet sünd!" stöhnte der Hausknecht, indem er die Tragbahre, wovon das Gewicht des Vordertheils so weit seine Hände belastet hatte, niederließ, welches seinerseits ebenfalls zu thun sein mittragender Hintermann nicht zögerte.

„„Wat de Kasten woll egentlich to bedüden hät?"" meinte dieser darauf, worauf jener versetzte: „de Herr seggd, et wöör en Instrument; vielleicht sall et noch wat tum Wiehnachten sien; alleen, so'n Späldings, as wie in de gröone Stuve steiht, kann et unmöglick sien! Darto is dat Ding to small. Et süht warhaftig ehr uut, wien Sarg, as wien Musikkasten!" „„Na, laht et sien wat et will,"" gähnte der Andere, „„goot, dat wie et her hefft, denn dat Ding es gefärlich swaar; ick segg die, et hett mi nich schlecht in de Finger knäpen." Damit hatte der Redende die Thüre des von G—'schen Hauses geöffnet, und beide trugen nun ihre vielbesprochene Bürde vollends hinein. Nach geschehe-

ner Meldung an ihren Gebieter, den Regierungsrath, ward ihnen der Befehl, das Instrument in dem Saale zu ebener Erde an die Wand zu stellen, was denn auch geschah.

„Also dein geheimnißvolles Geschenk für Josephine," sprach die Regierungsräthin, indem sie eiliger als sonst die Schwelle ihres Gemachs überschritt, ist doch, wie du gehofft, noch richtig mit der letzten Post eingetroffen?"

„„Ja, meine Liebe, es ist da, und ich bin sehr glücklich deshalb,"" antwortete der Gefragte, wobei in der That der freudige Ausdruck eines stillen Gelingens sein eben so würdiges, als mildes Antlitz verklärend überzog. „Also auch mich willst Du zugleich damit bedenken, wie Du sagtest?" fragte Frau von G. weiter. „„Ja mein Kind, es ist wie gesagt, ein Doppelgeschenk für die Tochter und Dich zugleich. Und Du bereuest es doch noch nicht, daß Du meiner Wahl ganz allein die Bestimmung des Gegenstandes überlassen hast?""

„Wie sollte ich, Lieber; wer vermöchte besser etwas zur Erfreuung meines einzigen Kindes an solchem Tage auszuwählen als Du?" „„Das meine ich auch; nämlich wenn Du es nicht schon vorher gethan. Aber, wie gesagt, es kommt mir sehr theuer zu stehen; doch da es, wie ich meine, der einzige mögliche Ersatz für die bittere Weigerung — Du weißt schon — des vorigen Jahres, so denke ich, darf uns für die Beruhigung unsers Kindes nichts zu theuer sein!"" „Gewiß nicht, lieber Mann! Aber recht neugierig, das muß ich gestehen, bin ich doch heute, wie ich lange nicht gewesen." „„Dazu hast Du auch alle Ursachen!"" Und mit einem Blicke, der wohl so viel bedeuten konnte, daß sie nicht gezürnt hätte, wenn ihr schon jetzt das Räthsel gelöst worden wäre, welchen Blick aber ihr Gemahl nicht bemerkt zu haben schien, trippelte Frau von G. aus dem Zimmer.

Regierungsrath von G. war, obgleich Josephine nur seine Stieftochter, in Bezug auf sie einer von denjenigen Vätern, welche, wenn sie auch oft Tage und Wochen lang mit ernstem, anscheinend wenig theilnehmendem Gesichte an ihren Kindern vorübergehen, dennoch, sobald es nur gilt, für ein wahrhaftiges Glück derselben etwas zu thun, meist mehr thätige, selbstverleugnende Liebe bewähren, als so viele Mütter, die zwar täglich und stündlich mit kleinen Eitelkeitsbefriedigungen und Schmeichelspenden ihre sogenannten Lieblinge füttern; allein sobald es einmal auf ein wirkliches Opfer ihrer Vorurtheile oder Weltpläne für deren Wohl ankommt, meist von der unerbittlichsten, durch keine Gründe zu besiegenden Härte und Gefühlsbarbarei sich bewähren.

Man erinnere sich nur als Beleg hierzu der Figur der Oberförsterin in Iffland's Jägern, und es wird dann am Auffinden einer großen Zahl Seitenstücke dazu im wirklichen Leben nicht fehlen.

Herr von G. hatte mit tiefem Schmerze es beachtet, wie Josephine, welche er nicht mit jener Liebe, die auch jedes Thier für seine Jungen hegt, sondern mit der einzig etwas werthen, mit der Liebe der Erkenntniß ihres Seelenwerthes liebte, seit dem Tage wo Ferdinand Brunow ihr Lebewohl gesagt, auf das Schrecklichste litt, so wenig auch Wort oder Miene bei ihr dies zu verrathen schien. Er hatte ferner bald die Ueberzeugung gewonnen, daß sie eine Beute des heimlich an ihr nagenden Kummers werden müsse, wenn nicht noch früh genug ein sänftigendes Mittel dagegen beigebracht würde. Und er meinte nach vielfacher Ueberzeugung es endlich gefunden zu haben in jenem „Instrumente", welches, wie oben erzählt worden, am Weihnachtsabende dieses Jahres, als so eben mit der Post eingetroffen, in das G—sche Haus transportirt wurde.

4.

„Das gnädige Fräulein möchten doch gefälligst herunter kommen in den Salon!" Nach diesen Worten der Kammerzofe, womit das Signal gegeben war, daß die Christbescheerung jetzt für ihren Anblick und Empfang bereit sei, erhob sich Josephine von dem Stuhl, auf welchem wir sie, in Gedanken verloren, zu Anfang dieser Erzählung verließen. Sie schwankte die Stiege hinunter. Als die Thür des Salons geöffnet wurde, strahlte ihr von dem runden, mit rother Decke überhangenen Marmortische ein prächtig erleuchteter Tannenbaum mit Gegenständen des weiblichen Luxus behangen, entgegen. „Das hat Dir Alles die Mutter bescheert," sprach Herr von G. zu seiner Tochter; „ich habe für Dich nur ein einziges Geschenk diesmal, es steht hier an der Wand." Josephine wendete ihr Auge, und erstaunte nicht wenig, als sie den fast sieben Fuß hohen und wohl zwei ein halb Fuß breiten Holzkasten an der Wand erblickte. „Das da?" fragte sie stockend. „Ja, mein Kind, dieser Kasten ist es. Es ist ein Instrument darin ganz eigner Art, ein Automat; und damit Du entscheiden kannst, ob Dir die Musik davon zusagt, so wollen wir gleich einmal eines seiner Stücke aufspielen lassen." Herr von G. trat bei diesen Worten an den Kasten, steckte einen Schlüssel hinein, drehte, und alsbald tönte daraus in sanften Flötentönen, wie sie eines Menschen Mund nicht zarter hätte zu hauchen vermögen, die Melodie des schönen Liedes aus Marschners „Hans Heiling" hervor:

„Wir wollen nur auf kurze Zeit die Augen dir verbinden,
Wenn du ein treues Weibchen bist, wirst du den Liebsten finden."

Josephine wankte, war es doch dasselbe Lied, welches ihr Ferdinand in den glücklichsten Stunden des verschwundenen Jahres so oft auf der Flöte geblasen hatte; sie meinte vor innerer Bewegung umzusinken. Der Regierungsrath bemerkte es und faßte die Zitternde in seine Arme. Dann, als das Lied geendet, sprach er zu seiner Gattin: „Wie ist es, wünschtest Du jetzt nicht einmal das Innere des Instrumentes, des Automats selbst zu sehen?" und zu Josephine, halb leise ihr in's Ohr: „Erschrick nicht,

mein liebes Kind! Sei darauf gefaßt, das theuerste Bild, was es für Dich hienieden giebt, zu sehen!“

Auf einen Stoß mit seinem Stock an die bisher unbemerkte Thür des Kastens flog diese auf, und daraus hervor schaute, in voller Lebensgröße, das leibhaftige Bild — Ferdinands, allein nicht wie ehemals in der Tracht des Kriegers, sondern in der Civil-Uniform des ——schen Staatsdienstes.

Mit einem lauten Schrei brach Josephine in den Armen ihres Vaters zusammen. Da aber wurde die Statue lebendig, und raschen Sprunges aus dem Kasten hervor lag sie zu Josephinens Füßen, ihre Hände mit heißen Küssen bedeckend. Des Regierungsrathes sonst so ernste Züge lächeln temild; seine Frau stand da mit einem Gesichte wie Loths Weib eben vorher, als sie in eine Salzsäule verwandelt wurde. Als aber Josephine ihr schönes Auge wieder aufschlug, das nun mit einem ganzen Himmel verjüngter Liebeswonne auf den so Wiedergegebenen blickte, sprach Herr von G., zu Frau und Tochter gewandt: „Hier ist mein Doppelgeschenk: für Dich den Sohn, für Dich den Gemahl.“ Uebrigens nicht mehr Lieutenant Brunow, sondern Königlicher Wegebaurath und Besitzer des von seinem gnädigen Fürsten ihm, zum Lohne meiner treuen Dienste, verliehenen Lehngutes Barmsen! — Seid Ihr zufrieden mit meiner Wahl?“ Da schmolz die harte Kruste des Vorurtheils von dem Herzen der Edelfrau und sie streckte segnend ihre Hand aus über ihre Kinder. Aber der Stiefvater, welcher diese „Weihnachtsgabe“ bescheert, zerdrückte heimlich eine Thräne im ernsten Auge. —

Studenten-Streiche.

Wenn die Schwaben nicht vor dem 40sten Jahre gescheudt werden, so sind sie selbst nicht Schuld daran, denn nirgends wird mehr auf einen „tüchtigen Schulsack“ gehalten, als dort, und jeder Bauer hat gewaltigen Respect vor dem g'studirten Herrn im Dorf. Auf der rauhen Alp sind „die Boozen“ zu Hause, die mit ihren Geldkisten und großen Gütern sich als Krösuse dünken, drunten im Unterland aber wollen sie alle g'scheudt werden, und wenn der Vater etwas erübrigt hat, so schickt er den Sohn nach Tübingen, damit „der Bua“ was rechts lerne und die strahlenden Augen des langberockten und bespitzhuteten Vaters ihn auf der Kanzel sehen oder die Händel im Dorfe schlichten hören möge. — Oftmals ist aus dem Buben was worden, und mancher hat es bis zu den höchsten Aemtern „im Ländle“ gebracht.

Der Christophel ist auch ein G'scheudtle gewesen und hat studiren dürfen, und der Vater hat viel Geld bezahlen müssen, denn das Studiren in Tübingen kostet erschrecklich viel Geld; und zuletzt hat er es schier nimmer erschwingen können. Wie er vollends gehört hat, daß sein Christophel das Meist' „verputze“, ist ihm der Kamm geschwollen; er setzt sich auf des Adlerwirths sein Berner Wägele, und fährt gen Tübingen, um dem liederlichen Bua „s'Gewehr zu visitiren und dem Kerle recht den Rest runter z' thun.“ Da ist der Christophel arg erschrocken, wie er den Vater mit seinen neuen „Pistolhösle“*) hat daherkommen sehen; denn er ist wirklich lieber in der Kneipe als im Colleg gesessen. Gerade in dem Augenblick, als des Vaters „Pistolhösle“ sichtbar wurden, ist der Privat-Docent S., auch ein bisle ein lockerer, aber ein gescheudter Kumpan und ein Freund vom Christophel, bei ihm gewesen. Wie sich der Vater den beiden „Herra“ gegenüber sah, ist ihm das Herz arg in die Hosen gefallen, und besonders der Privat-Docent hat ihm imponirt, denn von der Kneiperei war nichts mehr zu sehen und Flaschen und Rappiere rasch in den Schrank gesteckt worden; doch hat er sich gefaßt und mit Müh und Noth den Privat-Docenten gefragt: Wie er gar üble Sachen von seinem Christophel

*) Pistolhösle heißen die kurzen ledernen Kniehosen, wie sie in Schwaben die Bauern tragen.

gehört, daß er lieber in d'Schoppen guck', als in die Bücher, und lieber den Sabel weß', als Federn schneid'! Natürlich ereiferten sich beide G'studirte, ihm seine irrige Ansicht auszureden und dagegen die bestmögliche Ansicht von seinem Bub' beizubringen, was mit Hülfe von lateinischen und griechischen Brocken auch so gut gelang, daß er mit der innerlichen Ueberzeugung, seinem Christophel doch Unrecht gethan zu haben, ihrer Einladung, einen Schoppen zu trinken, folgte. Stolz wandelte der Vater zwischen Freund S. und seinem Sohne, um einem Commers beizuwohnen, wie es in Tübingen nach uraltem Brauch gehalten wird. Den Freunden wird die Sachlage in der Geschwindigkeit auseinandergesetzt, jedem seine Rolle ausgetheilt und alle ereifern sich nun, den Sohn und den Vater in seinem Sohne auf's Glänzendste zu feiern. Immer kleiner werden des alten Christophel seine Augen vor Vergnügen, denn alle Huldigungen wendet er in seinem Herzen dem Sohne zu. „Die Pistolhösle sollen leben!" tönt es von allen Seiten herüber; der Alte wird schier erdrückt vor Lust und Vergnügen, und

so oft hat er auf das Wohl seines Sohnes angestoßen, daß er zuletzt nimmer wußte, was um ihn geschah. Alles zittert in einem Flimmer vor seinen Augen und mitten drin dreht sich sein Sohn, umflossen von strahlendem Tabaksqualm, immer schneller und immer schneller, bis endlich sein Kopf auf die Brust sinkt, und nur noch ein dumpfes Chaos von Lärmen sein Ohr erreicht. Da verstummt plötzlich alles Geräusch, die jungen Kerle packen den willenlosen Alten auf und schleppen und schieben ihn um ein paar Straßenecken zum Postgebäude, und schnurstracks in den Eilwagen, der eben abgehen sollte, legen zusammen und kaufen ihm ein Billet bis in sein Ort. Der Schwager bläst sein schmetterndes Trara und fort geht's auf dem holperigen Pflaster zum Tempel hinaus.

Der Alte ist zwar wieder nüchtern worden, hat aber die beste Meinung von seinem Sohne behalten und später ist auch was Rechtes aus dem Christophel geworden, denn das Flotte hat aufgehört, wie der Staat ihn als einen nützlichen Bürger erkannt und ihm eine gute Stelle gegeben hat. Oftmals bei einem Schoppen haben wir uns über den Alten mit dem Pistolhösle gefreut, wie wir seinen Nachforschungen so ein rasches Ziel gesetzt hatten; denn Schreiber dieses ist ein Freund von Christophel und selbst bei dem Spaß dabei gewesen.

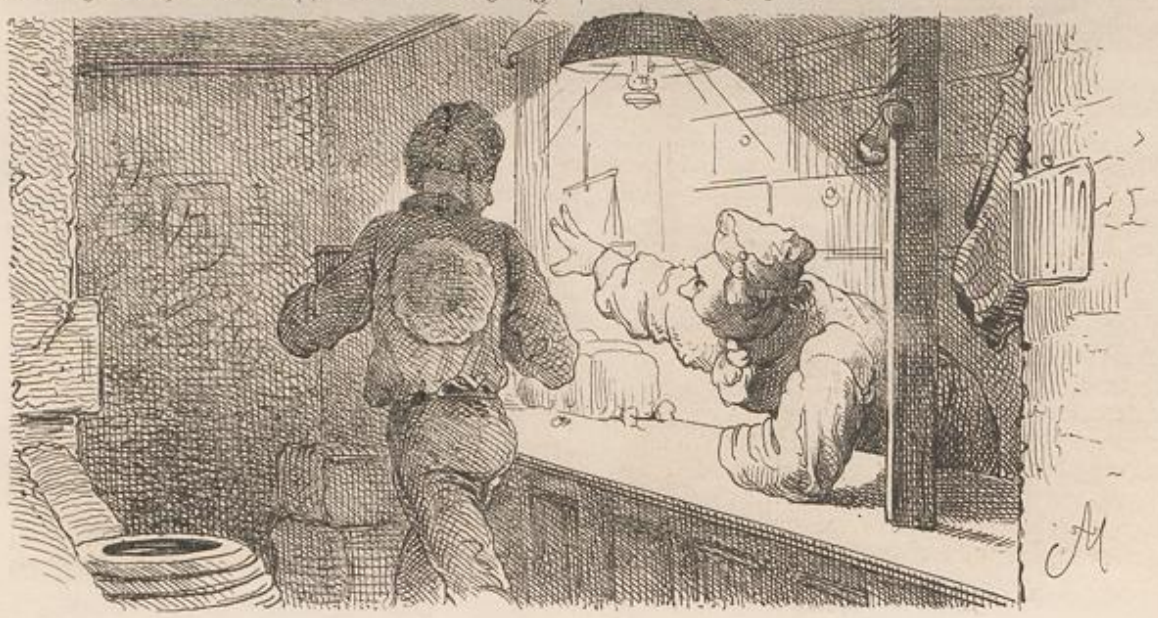
Ein Weihnachtsabend.

ohann Casimir Friedhold war Musiker, d. h. er spielte die Geige und suchte, da ihm die liebe Vorsehung von leiblichen Gütern dieser Erde nichts als einen sehr langen Leib hatte zu Theil werden lassen, aus den trockenen Saiten des Instruments sich einen Quell zum Lebensunterhalt herauszuziehen; und das ging schlecht. An Talent fehlte es ihm zwar nicht, und weiland sein Vater, der ebenfalls der edlen Musica obgelegen, hatte mittelst Prügel und Hungerkuren, welche letztere auch oft aus anderen Gründen rathsam scheinen mochten, den Studien Joh. Casimirs weidlich nachgeholfen, so daß er schon als kleiner Knabe eine große technische Fertigkeit zeigte. Friedhold, d. h. junior wußte, daß er Anlagen zur Musik besaß und auch, daß ihm die Fertigkeit nicht abging, allein er wußte auch, daß sein Lebenszweck verfehlt sei, war er doch nicht dazu gemacht, sich geltend zu machen, hatte er doch nicht den Muth, offen aufzutreten, und den Leuten zu sagen, „Hört mich spielen!“ Nein, das konnte er nicht. Saß er allein im niedern Dachkämmerlein, wie tiefergreifende seelenvolle Töne entlockte er da seinem Instrumente. Wie sprach er die Gefühle, die sein kummervolles, sehnsüchtiges Herz bewegten, so innig und schmerzlich klagend aus! Ja, er war sehr geschickt, unser Joh. Casimir, er konnte mit manchem Virtuosen in die Wette geigen, sollte er aber vor Leuten spielen, fort war seine Ruhe, der Gang seiner Gedanken und Gefühle wurde verwirrt. Unzufrieden murrend hatten erst neulich die wenigen Zuhörer das Concert verlassen, das mit Hülfe einiger Freunde mühsam zu Stande gekommen war. So fiedelte er denn auf Kirmessen und Tanzlustbarkeiten, um sich einen sparsamen Zehrpfennig zu verdienen. —

Es war Weihnachtsabend; die Adventszeit, welche alle Tanzlustbarkeiten verbietet, vorüber, und natürlich die Casse Joh. Casimirs schlecht, sehr schlecht bestellt. Regungslos saß er am Ofen, der für 1 Silbergroschen Wärme im Zimmer verbreitete. Seine Freundin und Leidensgefährtin, die Geige, lag unberührt auf dem Tische. Ja, das ist der fröhliche Weihnachtsabend; wo Jedermann durch Geschenke dem andern eine Freude zu machen sucht, und ich, ich sitze hier und blase Trübsal, murmelte er. Durch das Dachfensterlein sah er in allen Häusern fröhlich die geschmückten Weihnachtsbäume strahlen, er blickte so recht von oben herab auf das Glück der

Menschen und wünschte sich tief, tief unter den Boden. Um mich bekümmert sich Niemand in der weiten Welt, ich stehe allein, allein fuhr er fort, doch nein, ich habe ja dich noch, alte Freundin, du kennst mich, du liebst mich! Und fröhlich-aufjauchzende Melodien, die in einer diabolischen Cadenz schlossen, ertönten. Heiter und kräftig tanzte der Fidelbogen auf den Saiten. Auch ich will Weihnachten feiern, auch ich will mit den fröhlichen Menschen fröhlich sein; bald kommt Neujahr, kommt Fastnacht, da giebts Bälle, da giebts Geld; es lebe die Kunst! Nachdem er sich lange nachdenkend ein Stück schwarzen Brodes, an dem er seine Abendmahlzeit herunterschnitt, besehen, ging er plötzlich zur Thüre hinaus, stieg mühsam die dunklen Treppen herunter, begab sich zum Krämer, der unten wohnte, und sprach: Herr Mickenschreiber, ich hätte gerne für 3 Groschen Mehl, für 4 Pfg. Milch, für 1 Sgr. Butter und ein Ei. Freundlich blinzelte das eine Auge des Herrn M. unter der Zipfelmütze hervor, denn eine so bedeutende Bestellung hatte der Musiker noch nie bei ihm gemacht. Es ist heute recht kalt, sagte M., das Herrchen will sich gewiß einen Eierpunsch brauen, habe sehr guten Rum, ausgezeichneten Rum. Nein, war die Antwort, mein Hunger ist heute absonderlich groß und da möchte ich mir für den Festabend einen Pfannekuchen backen, ich wollte Sie auch freundlichst gebeten haben, mir eine Pfanne zu leihen. J warum nicht, sagte der freundliche Mickenschreiber, wir trinken heute Abend Thee mit Kartoffelpuffern, wir gebrauchen sie doch nicht. Also mit dem größten Vergnügen, wünsche den besten Appetit. Seelenvergnügt stieg Joh. Casimir mit aller Vorsicht die Treppen hinauf. Sofort wurde der Teig gerührt, der Deckel des Ofens abgenommen und bald schmorte ein artiger Kuchen in der Pfanne. Mit langen Zügen zog Johann Casimir den im Zimmer sich mehr und mehr verbreitenden Duft auf. Doch die eine Seite des Kuchens scheint genug gebacken zu haben, rief er plötzlich. Ei da hätte ich von Mickenschreiber auch gleich eine Schüssel leihen sollen, um den Kuchen zu wenden; bis ich herunterlaufe, eine zu holen, ist alles verbrannt. Doch meine Mutter that das immer ohne Schüssel; sie schnellte den Kuchen in die Höhe, und fing ihn auf. Das wird gehen. Doch vorsichtig. Also Position genommen, 1, 2, 3, den Kuchen in die Höhe geschnellt, etwas gebückt, unwillkürlich knippen die Augen zu. Als sie sich wieder öffnen, war der Kuchen fort. Ins Feuer konnte er nicht gefallen sein, das hätte er gesehen, auch würde die aufflackernde Flamme ja deutlich angezeigt haben, wenn sie statt Joh. Casimir den Kuchen verzehrte. Er sah gegen die niedrige Decke, er sah auf den Fußboden, er sah hin und her, kein Kuchen war zu entdecken. Vielleicht ist er unter den Tisch gefallen? Johann Casimir kroch auf allen Vieren durch sein ganzes Revier, starrte in jede Ecke, sah den Ofen an, nichts, keine Spur, der Pfannkuchen war und blieb verschwunden. Soll ich denn durch einen Spuk, durch einen neckischen Teufel, um meine Weihnachtsfreude gebrach twerden? Nein, nun will ich erst recht einen Weihnachtskuchen essen, und ein Maaß Bier hole ich mir dazu. Bald gibts wieder Geld, also nochmals zum Mickenschreiber, nochmals eingekauft, aber jetzt 2 Eier, der Kuchen muß gut werden.

Damit sind Sie ja schnell fertig geworden, sagte M. mit freudestrahlendem Gesichte, als Joh. Casimir die neue Bestellung gemacht, und das Geld auf den Laden legte. Prächtigen Appetit müssen Sie heute haben, ist auch sehr kalt heute. Schön, recht, sind auch sehr schnell gewachsen, kenne das, wenn man jung ist.



Vorsichtig wollte Joh. Casimir jetzt mit seinen Schätzen fort, und wandte sich mit einem „schönen guten Abend“ zur Thüre, als Mickenschreiber verwundert ausrief: Aber Herr Friedhold, was haben Sie denn da auf dem Rücken, und dem erstaunten Musikanten den Pfannekuchen, der mit der ungebackenen Seite auf dem Rücken festgeklebt war, herunterzog.

Aus dem Kloster.

Im vorigen Jahrhundert waren die Ordensregeln der Klöster überall gelockert, und die ehrwürdigen Patres lebten, statt in Abstinenz und Gebet in Schwelgerei, Lust und Uebermuth. Das Studium der Wissenschaften, die Pflege der Künste schienen unbekannte Dinge geworden zu sein. Fast in allen Gauen Deutschlands befanden sich die Klöster in diesem traurigen Zustand, der nicht im Mindesten dem frommen Sinne der Stifter entsprach; nur in die von aller Welt, von allem äußern Verkehr abgeschnittenen Zellen von R...hausen in Westphalen drangen diese Neuerungen nicht ein. Die Mönche hatten dort mehr als anderswo den frommen, einfachen Sinn der guten alten Zeit bewahrt, deshalb wurden sie denn auch als wahrhaftige Heilige in der Umgegend verehrt. Wie glücklich schätzte sich der Bauer des naheliegenden Dörfchens, wenn ein Mönch bei ihm einsprach! Wie reichhaltig und wie gerne brachte er Geschenke in das Kloster! Wo sollte er besser und sicherer seinen Sparpfennig deponiren, als bei den heiligen Vätern. Und hatte einmal der Landmann einen recht tüchtigen vortrefflichen Rath nöthig, so war der erste Weg zu Abt Ambrosius, der trotz dem besten Advocaten Streitigkeiten zu schlichten und Prozesse zu verhindern wußte. Abt Ambrosius war auch ein trefflicher Mann, er verstand es meisterlich, die alte Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten, und der von allen Seiten hereinbrechenden Weltlichkeit tapfer die Stirn zu bieten. Auch im strengsten Winter durfte die Mette nicht ausgesetzt werden, wie das in so vielen Klöstern der Zeit geschah; absonderlich hielt er darauf, daß die Mahlzeiten ganz nach der alten einfachen Weise abgehalten wurden, indem er einsah, daß in den üppigen Gastereien der Klöster, die in förmliche Fest- und Trinkgelage ausgeartet waren, der Keim des Verderbens stecke. Nach alter Weise erhielt jeder bei Tisch einen Becher guten Weines; er selbst ließ den seinigen jedoch meistens unberührt stehen; es war nur ein vom Kellermeister eingeführter Brauch, mit dem der Abt sich einverstanden erklärte, daß derselbe dem Vorleser bei Tische, der wohl bei seinem schweren Amte eine öftere Anfeuchtung der Lunge nothwendig hatte, als besondere Zugabe gereicht wurde. Eine vortreffliche Stütze für seine lobenswerthen Bestrebungen fand der Abt im Novizenmeister, der gleichfalls davon überzeugt war, daß nur durch eine strenge in ächt altklösterlichem Sinne gehaltene Erziehung der Novizen und jungen Mönche dem einbrechenden Unheil vorzubeugen sei. Wie sich denken läßt, war indeß in jenen Zeiten, zumal in einem so armen Kloster, wie R...hausen, der Zudrang zum Noviziat eben nicht sehr groß, auch die Anzahl der Patres schmolz allmälig zusammen. Die wenigen Novizen wuchsen aber vortrefflich unter der Leitung so würdiger Lehrer heran, denn sie bemühten sich, in Gottseligkeit und Gelehrsamkeit ihren würdigen Vorbildern nachzueifern.

Nur der junge Mönch Fridericus machte eine Ausnahme. An geistiger Befähigung war er vielleicht allen seinen Mitschülern überlegen, er faßte schnell und vortrefflich, auch speicherte er sein Wissen nicht im Kopfe auf, wie in einem Magazin, nein, er wußte vortrefflich selbständig die Gedanken auszuarbeiten, und anderen seine Begeisterung für die Wissenschaften mitzutheilen. Es war aber gerade, als ob ein kleiner Kobold in ihm hause, der von Zeit zu Zeit sich bemerkbar machen mußte, und dem alten Ambrosius nicht wenig Kummer verursachte. War der Pater Küchenmeister eben zur Küche hinausgegangen, um vielleicht im Garten Salat oder Suppenkräuter zu pflücken, flugs war Fridericus da und warf eine Masse Kienspäne unter den Topf, so daß die Suppe überkochte und das Essen verbrannte. Schliefen die Klosterbrüder ruhig in ihren Zellen, und hörte man in den langen düstern Klostergängen nichts als das Ticken der Uhr, so rasselte plötzlich mit Geheul und gräßlichem Spectakel der Teufel durchs Haus, Trepp auf, Trepp ab, bis es endlich den von allen Seiten herbeigeeilten schlaftrunkenen Mönchen gelang, die Katze, der Friedericus eine Schelle an den Schwanz gebunden, einzufangen. So trieb er es Tag und Nacht in der verschiedensten Art. Hätte Ambrosius nicht das große Talent in Friedericus erkannt, und wäre es ihm nicht durch lange Beobachtungen klar geworden, daß der junge Mönch im Grunde des Herzens ein guter Mensch sei, so würde er ihn längst zur Klosterpforte hinausgewiesen haben. Harte Bestrafungen, Fasten, Casteiungen, die verordnet wurden, wirkten eine Zeitlang, bis plötzlich der alte Kobold wieder losbrach.

Gewöhnlich waren die Neckereien gegen seinen Mitschüler Henricus gerichtet, der mit seiner lan-

gen hageren Gestalt und mit seinem eben nicht viel Verstand verrathenden Gesichte, auf das Pünktlichste bemüht war, allen Vorschriften des Klosters bis in das Kleinste nachzukommen. Einstens bei der Mette saßen Alle andächtig im Chor, feierlich schallte die Matutin durch die Stille der Nacht, nichts störte die Andacht, als Henricus im übertriebenen Eifer eine Note im falschen Ton einsetzte. Der Abt tadelte das Vergehen durch einen strengen Blick, der übrigens dem Alles beobachtenden Friedericus nicht entging. Als die beiden jungen Mönche zusammen den Gang hinuntergingen, sagte der Schalk: Na, Henrice, Dir wird es übel ergehen. Ich habe gefehlt, und werde meine Strafe in Demuth ertragen, war die Antwort. Als der Küchenmeister zum Essen läutete, und beide in das Refectorium traten, sagte Fridericus, der Abt wolle es bei der gewöhnlichen Strafe für solche Vergehen bewenden lassen; Henricus erhalte nämlich heute nichts zu essen und müsse während der Mahlzeit, einen Stock quer im Munde, mit ausgestreckten Armen mitten im Saale knieen. Kaum war das Tischgebet gesprochen, als Henricus einen Besenstiel, den der schlaue Fridericus schon bereit gestellt, erwischte, und in angegebener Stellung im Saale niederkniete. Trotz des großen Zornes konnte der Abt sich des Lachens doch nicht erwehren; daß Fridericus die Hand dabei im Spiele gehabt hatte, war selbstredend. Eine härtere und längere Strafe folgte, die denn auch eine nachhaltigere Wirkung zu haben schien, denn lange war der Kobold still und alles ging seinen gewohnten Gang.

Als das Ende des Noviziats gekommen war, traf es sich, daß der alte Pater Crescentius, der gewöhnlich das Amt eines Vorlesers bei Tische besorgte, im Herrn entschlief. Dem Abt war es schon lange unlieb gewesen, daß diese wichtige Stelle von einem alten Manne mit schwacher Stimme versehen wurde. Gehörte doch die größte Aufmerksamkeit dazu, dem näselnden Greise zu folgen; nur um ihn nicht zu kränken, ließ man ihm das Amt, das er schon so lange verwaltet hatte. Der Novizenmeister mit dem Ambrosius wegen Besetzung der Stelle Rücksprache nahm, schlug Fridericus vor, zumal da er doch bald sein Gelübde ablegen werde. Schon oft hatte der Abt mit Wohlgefallen auf das kräftige, sonore Organ desselben beim Chorgesang gehorcht; auch schienen seine sonstigen Fähigkeiten ihn zu dieser Stelle ganz besonders zu empfehlen, und er gab

deshalb mit Freuden seine Einwilligung. In der That hatte man sich nicht getäuscht. Wie erbaulich, wie eindringlich klangen die Sätze der Kirchenväter, wie richtig betonte er jedes Wort, wie wußte er durch Heben und Senken der Stimme dem todten Worte frisches Leben einzuhauchen! Alles lauschte erbaut, man vermied das geringste Geräusch. Unbewußt hatte der Abt Gabel und Messer bei Seite gelegt, horchte und sah mit zufriedenem Blick auf seinen Schüler. Da mit einem Male — gerade streckte der Abt die Hand zum Becher aus, um zu trinken, — kömmt ein Fehler; er hält den Becher still am Munde, horch, wieder ein Verstoß, und „repetat!“ ruft der Abt und setzt den Becher auf den Tisch, unmuthig darüber, auf diese Weise in seiner Andacht gestört zu sein. Vier bis fünf Mal wiederholte sich eine ähnliche Scene, die der Abt durch ein „repetat“ bestrafte, worauf denn die Wiederholung jedesmal fehlerlos war. Der Abt mußte deshalb zu der Ansicht kommen, daß die Irrthümer mit Absicht gemacht würden, und theilte diese Ansicht dem Novizenmeister mit. Derselbe stimmte bei, bat aber den Abt, er möge Friedericus morgen wieder lesen lassen, denn er vermeine dem Zusammenhange der Sache auf der Spur zu sein. Der Abt gab seine Zustimmung, allein es ging heute wie gestern und immer unmuthiger rief der Abt einmal heftiger als das andere: „repetat!“ Still lächelnd saß der Novizenmeister da, er hatte seinen Schalk erkannt. Friderícus, sprach der Abt nach der Mahlzeit, liest nicht mehr vor; du hast ihm eine tüchtige Strafe zu dictiren; einen schlechteren Vorleser hättest du auch nicht empfehlen können. Hochwürdiger Herr, sagte dieser, verzeiht, Friderícus ist ein vortrefflicher Vorleser, er liest absichtlich falsch, aber ich weiß auch, aus welcher Ursache. Laßt ihn morgen nochmals lesen und gebt Acht, sobald ihr zum Becher greift und von eurem guten Wein trinken wollt, macht er einen Fehler, um Euch am Trinken zu verhindern, denn der Wein ist nach altem Brauch dem Vorleser bestimmt. Und so war es. Kaum streckte Ambrosius die Hand nach dem Becher aus, als ein Fehler hörbar wurde, allein ruhig trank der Abt den Wein bis auf die Neige, und ein „repetat, jam repetat“ schallte unter allgemeinem Gelächter durch den Saal.

Dat Loch em Strump!

'Nen Boor wollt' noh dä Kirmeß gonn
Un hatt' sich staats gemaht, —
Em blaue Frack, me'm Sonndags-Hoht —
Et wor en rächte Aat!

So kütt hä en et Kirmeßdörp
Un klopp sich an der Pump'
Dä Stöpp vun singe Schnalleschohn —
Do füht hä — 'n Loch em Strump!

„Moht Zacker“ denk hä, „Wat es dat?
Wie kummen ich doran?
Su kannst'e nit zur Musik gonn,
Wat fangen ich no aan?“ —

Un wie hä steit un sinnt un sinnt
Un kraut sich singe Kopp —
Do fällt im n'e Gedanke en: —
„Halt! Ruhde Wing dä stopp!“

Fresch en et Wehtshuhs geit hä jitz —
„E Fläschge ruhde Wing!“
Domet sätz hä sich an der Desch
Un drink, un drink, un drink. —

Un wie die Fläsch em Lief hä hätt,
Meint hä, dat Loch wör zo —
Hä böck sich en's no singem Foß —
„Was dat, et es noch do?“

Ein Fläsch sall wahl jet winnig sinn,
Dat Loch hät Dohsch, wie ich! —
Die zweite, die ich drinke jitz,
Die stopp et fecherlich!

Hä klopp — de Wehtsfrau kütt heran. —
„Saht! brängt mer noch ein Fläsch! —
Dat Loch wet döhr“ — hä tahs noch ens
No'm Geld en singer Täsch'.

Hä drinck die zweite Fläsch jet flöck
Un süht noch ens no'm Loch —
Hä meint, et wör jet kleinder ald,
Und pack en drette noch!

Su drinck hä sibbe Fläsche Wing
Un woht zuletz' ganz doll,
Doch gohf hä nit die Hoffnung op
Un woht wahrhaftig voll!

Dat hätt im zwor vill Geld jekoß —
Doch freuten hä sich noch,
Dann — wie hä föhlt un wie hä sohch,
Hä merk nix mieh vum Loch!

J, sieh mol, bist du wieder da; ick gloobte du wärst ganz nach Dings da übergesiedelt? —

— — Dat hatt' ich ooch vor, aber sch mer gefällt et do nicht, die Gefängnisse sind gar zu miserabel; — — —

— — Siest du, ick hab dir immer gesagt: Bleib im Land und nähre dir rödlich! —

Loßt nor offe, eck gehöre och zu den Schweinen.

Kiek, Johann, dat Beenwerk in die Krempsteebeln. Is dat nich just as wenn eene Strohhalm ut de Luk' hängen dheit.

„Ihr Glück, daß Sie mich nicht geschnitten haben! Aber wie kömmt es, daß Sie den Muth hatten, mich zu rasiren, da ich Ihnen vorher sagte, bei der geringsten Verletzung würde ich Ihnen eine Kugel durch den Leib jagen? Und die Drohung hätte ich sicher ausgeführt!"

„Ganz einfach, Euer Gnaden. Bei der geringsten Verletzung hätte ich Ihnen den Hals gleich vollends abgeschnitten."

I. Bürger: Gute Morge Gevatter Vett! Ihr seit jo net rassehrt?
II. Bürger: Meine Rassehrer hat mech setze losse.
I. Bürger: Aber Gevatter Ihr rassehrt Euch doch sonst selber?
II. Bürger: O, kukt Gevatter Fein, dat selber rassehre eß nix — ei mohl eß mer nit zu Hous, on dat annere Mohl hat mer kei Zeit, do löß mer sech besser rassehre!

Dunnerwetter mein Hut! — —

Metzger: Sad ens, Herr Affekat, do hätt mech ene Honk en Woosch gestohle, moß mech nu der Eigendühmer von dem Honk de Woosch bezahle?
Advokat: Gewiß, nach den Gesetzen ist er dazu verpflichtet!
Metzger. Ha! Ha! Ha! Da träkt ens der Büdel Häär, et wor de öre, de Woosch kost 20 Grosche! —
Advokat: Da guter Freund, hat er sie, das ist nicht mehr wie recht und billig, — Jedem das Seine!

Metzger, des Abends nach Hause kommend, zu seiner Frau: Do häste de 20 Grosche vör de Woosch, die dem Affekat sine Honk gestohle hät!
Frau: Un do häste de Quittung över 1 Dahler un 20 Grosche vör dinn Consultation beim Affekat! Wo et Recht es do es no de Woosch on et Geld!

Lith. Inst. v. Levy Elkan Bäumer & Cie (vormals Arntz & Cie) in Düsseldorf.

Comissair: Stehe er auf! Was liegt er hier?
Proletarier: Wie können Sie mir ehren? Darauf mache ick keenen Anspruch; dafür bin ick zu niedrig!

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arntz & Cº) in Düsseldorf.

Berlinerin: Ah, **Jöthe** !

Göthe: " Sie kennen mich ?

Berlinerin: „Jöttlicher **Jöthe,** wer sollte Sie nicht kennen;
„ **Festgemauert** in der **Erden** " u.s.w.

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arnz & Cº) in Düsseldorf.

Unterofficier: Na, morgen wird nicht exercirt. Wiſst ihr auch warum ?
Soldat: Ja !
Unterofficier: Warum denn ?
Soldat: Morgen is Schillerfest.
Unterofficier: Richtig ! Weist du auch, wer Schiller war ?
Soldat: O ja, dat is dä, dä de Schillerhüskes (Schilderhäuser) erfunden hät !

Auf dem Weihnachtsmarkte stehen
Tannenbäumchen, grün und kraus,
Schmucklos oder bunt, nur jeden
Lustig, auch wohl traurig aus.

Da zum Nachbar spricht das Eine:
„Bruder! denkst du an den Wald?
Siehst ihn nimmer, — weine, weine! —
Tod naht uns, so bald, so bald.

Um des Lebens Glück betrogen,
Traf uns gar ein bitter Loos;
Träumte mich auf Meereswogen
Schon als Mastbaum, stark und groß.

Hoffte Viel einst zu erwerben,
Ruhm und Ehre zu ersteh'n, —
Noch so jung, und soll schon sterben.
Muß so frisch zu Grabe geh'n."

„Freund, nicht ziemt dir solche Klage, —
Spricht das And're — schäme dich!
Tod ist nicht die größte Plage,
Und mit Freuden sterbe ich.

Freuen sich die lieben Kleinen
Doch herzinniglich an mir,
Wir sind morgen — laß das Weinen —
Ja des schönsten Festes Zier.

Wohnt der Himmel denn in Schätzen?
Nein, nur in zufried'ner Brust;
Ruhm und Ehr' dich nicht ergetzen
So, wie des Genügen's Lust. —

Hast recht innig du hienieden
Nur ein gutes Herz erfreut,
Ward dir reiches Loos beschieden,
Sprich dann: Tod, ich bin bereit!--

A. W. Lüdecke.

Otto Günther.

Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & Cº (vormals Arnz & Cº) in Düsseldorf.

In unserem Verlage erschien so eben:

Der Winter.

Erfunden und auf Stein gezeichnet von *Prof. Ad. Schrödter.*

In Farbendruck. — 3 Fuss breit, 1½ Fuss hoch.

Preis 3 Thlr.

Der Künstler führt uns in seiner bekannten genialen Weise den Winter in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen vor; er zeigt uns denselben in der Gestalt eines grimmigen Greises mit wehendem Bart und Haar, der auf den Flügeln des Sturmwindes unter Schneegestöber dahinfährt, die Bäume niederwirft und entwurzelt und die Dächer entführt; dort erblicken wir kräftige Männer den auf der Jagd erlegten Bär heimschaffend; hier lustige Schlittenfahrten, dort am traulichen Heerd sehen wir Glück und Zufriedenheit auch in ärmlicher Hütte. Auch das Thierleben in seiner reichen Mannigfaltigkeit ist nicht vergessen; das Ganze ist mit einem reichen Arabeskenschmuck umgeben.

Schul-Examen.

Nach F. Hiddemann, litographirt von A. Lüttmann.

Ausgeführter Kreidedruck auf chin. Papier, 2½ Fuss breit, etwa 1¾ Fuss hoch.

Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Der Pastor ist in der Schule; er hat dem kleinen Hans eben eine Frage gestellt, die dieser in seiner Verlegenheit aber nicht zu beantworten weiss. Der Schulmeister hinter dem Rücken des Pastors, sowie einige Mitschüler suchen dem armen Burschen zu Hülfe zu kommen; andere Köpfe drücken Theilnahme, auch wohl ein klein wenig Schadenfreude aus. Der Pastor, in dessen schönem Kopfe sich Wohlwollen und Herzensgüte aussprechen, amüsirt sich nicht wenig über die Verlegenheit des kleinen Burschen, dem trotz Angstschweiss und Händeverdrehen die Antwort nicht beifällt.

Der Gegenstand des Bildes ist so recht aus dem Leben gegriffen und eignet sich das Blatt sowohl dadurch als auch durch vorzügliche Ausführung besonders zum Ausschmücken von Zimmern.

BILDER-ALLERLEI,

enthaltend eine Menge der verschiedensten Darstellungen aus dem Leben, Jagd- und Kriegsscenen, Wettrennen, Kinderspiele, Bilder aus der Thier- und Pflanzenwelt u. s. w.

In Farbendruck. Elegant cartonirt 24 Sgr.

Das Buch ist zu Geschenken für Kinder besonders passend.

Poesien in Bildern.

Für die Jugend und ihre Freunde erfunden und auf Stein gezeichnet

von

Gust. Süs.

I.

Von Gott das Brod!

In Farbendruck. Elegant cartonnirt 24 Sgr.

Der Künstler gibt uns hier 12 Darstellungen, die sich nicht allein durch die Fülle kindlich reiner Poesie, sowie durch die herrlichen Compositionen, sondern auch **dadurch besonders empfehlen**, dass die Compositionen **von ihm selbst mit der Feder auf den Stein gezeichnet sind, und dadurch von der ihm eigenthümlichen Originalität nichts verloren gegangen ist.**

Ein Blick in das Buch wird den Beschauer überzeugen, dass wir nicht zu viel sagen, wenn wir dasselbe **eines der ausgezeichnetsten, seit lange erschienenen Werke für die Jugend nennen.**

Zudem macht der billige Preis Jedem die Anschaffung möglich.

Düsseldorf, im December 1859.

Levy Elkan, Bäumer & Cie.,
(vormals **Arnz & Comp.**)

61 24/30 72 Bg. 48 Tsf. 1 Landmessfild

4.n 1.92 0.30 6.22

Fr. Jumpertz
Hof-Buchbinderei
Inh. Osbee & Fiedler